Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen.

Neue Folge der Zeitschriften der Historischen Gesellschaft für Posen und des Deutschen Naturwissenschaftlichen Vereins und der Polytechnischen Gesellschaft zu Posen, zugleich Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg und des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst in Thorn.

Begründet von Dr. Hermann Rauschning.

❖

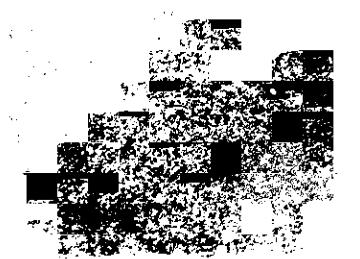
Herausgegeben
von
Dr. Alfred Lattermann.

❖

Heft 15.



Posen 1929.
Im Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen,
Poznań, ul. Zwierzyniecka 1.
Auslieferung für Deutschland: Verlag «Das junge Volk», Plauen i. V



In dieser Zeitschrift sind früher folgende Sonderhefte und größere Aufsätze erschienen:

Heft 2, 3 und 5: **Prof. Dr. Hermann Schütze:** Das Posener Land. (Nur noch als Sonderdruck: Preis 15 zł, im Ausland 7,50 M.).

Heft 6: **Dr. Kurt Lück:** Der Bauer im polnischen Roman des 19. Jahrhunderts; **D. Theodor Wotschke:** Joh. Theobald Blasius, ein Lissaer Rektor des 16. Jahrh.; **Walter Kuhn:** Der Bauerntumult auf den Teschener Kammergütern im Jahre 1736; **Dr. Alfred Lattermann:** Übersicht der polnischen Veröffentlichungen.

Heft 7: **Dr. Ilse Rhode:** Das Nationalitätenverhältnis in Westpreußen und Posen zur Zeit der polnischen Teilungen; **Lic. W. Bickerich:** Joh. Metzig, ein deutscher Idealist im Posener Lande.

Heft 8: **Prof. Dr. Jos. Strzygowski:** Die Holzkirchen in der Umgebung von Bielitz-Biala. (Auch als Sonderdruck, Preis 6 zł, im Ausland 3 M.); **D. Theod. Wotschke:** Aus den Berichten eines Warschauer Gesandten.

Heft 9: **Naturwissenschaftliches Sonderheft** zum 90 jährigen Bestehen des Deutschen Naturwissenschaftlichen Vereins zu Posen.

Heft 10: **Dr. Walter Maas:** Die Entstehung der Posener Kulturlandschaft. Beiträge zur Siedlungsgeographie.

Heft 11: **Prof. Dr. Manfred Laubert:** Studien zur Geschichte der Provinz Posen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 2. Band.

Heft 12: **Ing. Walter Kuhn:** Die innere Entwicklung von Bielitz im Mittelalter; **D. Th. Wotschke:** Die Mitarbeiter an den Acta historico-ecclesiastica in Polen; **Hugo Sommer** Die Stadt Posen als preußischer Truppenstandort von 1815—1918.

Heft 13: **Dr. Walter Maas:** Beziehungen zwischen ältester Besiedlung, Pflanzenverbreitung und Böden in Ostdeutschland und Polen; **Dr. Franz Doubek:** Ein deutsches Sprachdenkmal aus der Gegend von Łańcut; **Hugo Sommer:** Die Festung Posen und ihre preußischen Kommandanten.

Heft 14: **Dr. Albrecht Schubert:** Die Entwicklung der Posener Landwirtschaft seit 1919.

Preis jedes Heftes 8,40 zł, im Auslande 4,20 M.

Auch von der früheren Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen und den Historischen Monatsblättern sind noch eine Reihe Einzelhefte und Sonderdrucke zu haben.

Es werden erbeten Sendungen betr.
die Schriftleitung an Dr. Alfred Lattermann, Posen
Anschrift: Poznań, Wały Jagiełły 2,

die Verwaltung an Dr. Paul Zöckler, Posen
Anschrift: Poznań, Zwierzyniecka 1.

Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift

für Polen.

Neue Folge der Zeitschriften der Historischen Gesellschaft für Posen und des Deutschen Naturwissenschaftlichen Vereins und der Polytechnischen Gesellschaft zu Posen, zugleich Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg und des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst in Thorn.

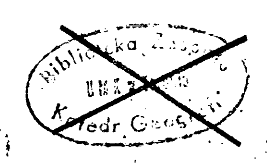
Begründet von Dr. Hermann Rauschning.

❖

Herausgegeben
von
Dr. Alfred Lattermann.

❖

Heft 15.





Posen 1929.
Im Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen,
Poznań, ul. Zwierzyniecka 1.
Auslieferung für Deutschland: Verlag «Das junge Volk», Plauen i. V.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Aufsätze.

II. Tätigkeitsbericht.

III. Besprechungen und Inhaltsangaben:





B. Zaremba - Thorn, Phot.

Die altstädtische evangelische Kirche in Thorn

Ein Beitrag zur Kirchen- und Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts mit 13 Abbildungen

Von Reinhold Heuer, Pfarrer in Thorn.

Das 18. Jahrhundert, das den polnischen Staat in immer gefährlichere Strudel trieb, die ihn dann schließlich verschlangen, war auch für Thorn, insbesondere für das evangelische Thorn, eine Zeit fortwährender Bedrängnis, ja, mehr als einmal bitterster, blutiger Not.

Wie hatte die Stadt im Mittelalter unter der Herrschaft des Deutschen Ritterordens geblüht! „Königin der Weichsel" hieß sie damals! Von ihrem Königsschmuck zeugen ja noch heute die Ringmauern und Türme, das großartige Rathaus, die ehrwürdigen Kirchen. Wie hatte dann Luthers Botschaft hier gezündet! Der weitaus größte Teil der Bürgerschaft war evangelisch geworden; in allen drei jetzt noch vorhandenen großen alten Kirchen wurde das durch die Reformatoren neuentdeckte Evangelium verkündigt.

Seit 1454 (endgültig seit dem 2. Thorner Frieden 1466) stand unsere Heimat nach ihrem Abfall vom Deutschen Orden unter dem Schutz des polnischen Königs. Diese sog. polnische Zeit war keine Zeit ruhiger Weiterentwicklung. Eine Weile ging es zwar ganz leidlich; einmal, um das Jahr 1600, kam es sogar zu einer Art zweiter Blüte des Gemeinwesens. Sie dauerte jedoch mit einigen Schwankungen nur bis zu dem schwedisch-polnischen Kriege, der ganz Polen in den Grundfesten erschütterte und auch Thorns Wohlstand einen gefährlichen Stoß versetzte (1656 ff.).

Der ungestörte Bestand evangelischen Wesens aber währte nicht einmal so lange. Schon im Jahre 1596 verloren wir auf Betreiben der Jesuiten die altstädtische Pfarrkirche St. Johann an die Katholiken, 1667, trotz des Friedens von Oliva, auch noch die neustädtische, St. Jakob. Nur die Franziskanerkirche St. Marien auf der Altstadt blieb uns; in der Neustadt mußten wir uns mit dem evangelischen Gottesdienst im neustädtischen Rathause so gut es ging, einrichten.

Im 18. Jahrhundert aber trafen uns die furchtbarsten Schläge. Im Jahre 1703, während des Nordischen Krieges, belagerte Karl VII. von Schweden die Stadt, schoß sie zusammen, nahm sie trotz tapferer Gegenwehr ein, schleifte ihre Befestigungen und ließ bei seinem baldigen Abzuge einen Trümmerhaufen zurück; unter anderem war das herrliche Rathaus zur Ruine geworden. Der Wohlstand der Stadt war dahin und konnte unter der Last der ungeheuren, ihr von den Schweden auferlegten Kriegskontribution auch im weiteren Verlaufe nicht wieder in die verödeten Gassen einziehen, zumal in den Jahren 1708 und 1710 eine fürchterliche Pest wütete, die viele Hunderte hinraffte und Handel und Wandel lähmte.

Und im Jahre 1724 gab das „Thorner Blutgericht" Thorn den Rest. Ein schlimmer Tumult, nicht rechtzeitig erstickt, mit Verwüstung des Jesuitengymnasiums und -kollegs endend, war der Anlaß, in geradezu grauenhafter Weise gegen die im wesentlichen deutsch-evangelische Stadt zu wüten. Bürgermeister Rösner und neun deutsche, evangelische Bürger Thorns starben den Märtyrertod; in die Stadtverwaltung sollten zur Hälfte katholische (das war fast gleichbedeutend mit polnische) Männer einrücken; die Marienkirche, fast 200 Jahre lang eine Stätte evangelischer Gottesdienste, mußte Bernhardinermönchen übergeben werden. Die Stadt hatte kein Rathaus, die evangelische Gemeinde der Altstadt keine Kirche mehr.

Doch das deutsch-evangelische Wesen, obwohl schwer getroffen, ließ sich nicht in Blut ersticken. Die Bürgerschaft blieb deutsch, die Verwaltung ging weiter nach deutschem Recht ihren Weg und machte trotz der jämmerlichen finanziellen Lage die größte Anstrengung, aus dem Elend herauszukommen. Die Befestigungen wurden notdürftig instand gesetzt, die Georgen- und Marienkirche erneut, das Rathaus wieder hergestellt und im Herbst 1738 in Gebrauch genommen. Freilich gab es noch ein Menschenalter nachher Aschen- und Steinhaufen von 1703 her in den Straßen. Auch die evangelische Gemeinde hielt weiter in ungeminderter Zahl — die von ihren Feinden wohl erhofften Übertritte zur katholischen Kirche unterblieben — ihre Gottesdienste, wenn auch nur im Artushofe der Kaufleute, der „Kreuzkirche", wie man ihn fortan nannte; denn an den Neubau einer evangelischen Kirche war vorderhand nicht zu denken.

Der Artushof war nur ein kümmerlicher Notbehelf; er konnte, für ganz andere Zwecke erbaut, kaum den dritten Teil der Gemeinde fassen. Und das war in einer Zeit, wo regelmäßiger, sonntäglicher Kirchenbesuch noch feste, ja, bis zu einem gewissen Grade von der Obrigkeit kontrollierte Sitte war, schwer zu ertragen. So

stellte denn, sobald das erneute Rathaus im großen und ganzen fertiggestellt, aber noch nicht wieder bezogen war, im August 1738 Bürgermeister Giering in der Ratssession den Antrag auf Erbauung einer neuen Kirche, „nachdem das Werk schon vor langer Zeit bedacht, aber nicht hatte zu Stande gebracht werden können". Im selben Monat schon fanden sich für diese Kirche die „ersten Steine": Dreihundert Gulden gingen ein, die Ersparnisse eines Dienstmädchens, Eva Elbner, die sie zu diesem Zwecke vermacht hatte, und im selben Jahre dann noch tausend Gulden des Bürgermeisters Simon Weiß (sein Vater war einst evangelischer Prediger an St. Marien gewesen). Damit war die Sache in Gang gebracht.

Die Geschichte dieses Kirchbaues will ich nunmehr skizzieren und eine Baubeschreibung und kunstgeschichtliche Würdigung anfügen. Da schon ein früherer Pfarrer der altstädtischen Kirche, Markull, nach den Quellen eine ausführliche Darstellung des langen, mühsamen Weges gegeben hat, der bis zur Erlangung der Bauerlaubnis und Vollendung der Kirche zu gehen war,[1]) so kann ich mich darauf beschränken, das Wichtigste kurz zusammenzufassen und nur da ausführlicher zu berichten, wo ich aus von M. augenscheinlich nicht benutzten Quellen geschöpft habe. Ferner verweise ich auf ein zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Kirche erschienenes Schriftchen des im Jahre 1913 verstorbenen altstädtischen Pfarrers Stachowitz,[2]) das sich im wesentlichen mit dem neuen Turm beschäftigt und die wichtigsten Kirchengeräte beschreibt. Die einschlägigen Akten und Druckschriften der Archive der Stadt Thorn und der altstädtischen Kirche, der Koppernikusbibliothek und der Bibliothek der altstädtischen Kirche habe ich selbstverständlich, soweit sie mir erreichbar waren, ebenfalls durchgesehen[3]). Für die Baubeschreibung und -würdigung fand ich keine Vorarbeiten.

---

[1]) C. G. Markull: „Der Bau der altstädtischen evangelischen Kirche in Thorn", Thorn 1856, Ratsbuchdruckerei.

[2]) Bruno Stachowitz: „Die altstädtische Kirche zu Thorn", o. O. und J. (Thorn 1906).

[3]) Protokolle des Rats evangelischen Anteils im Archiv der altstädtischen Kirche.

Im städtischen Archiv: Wernicke: „Geschichte der Thorner Kirchen", Kat. II, X 25; Ratsprotokolle II, 35; Briefbuch II, I 42; Briefe (u. a. die des A. A. Bähr an Geret, seine explicatio, die explicatio Diterichs, Sammelliste des Geret sen.) II no 3481 a. Nicht aufzufinden das von Markull erwähnte Fascikel vom Kirchbau, wohl die Akten der Kirchbaudeputation.

Zeichnungen im Archiv der Stadt Thorn II, XVIII 110, Mappe, Blatt 12—24; in der in derselben Mappe enthaltenen Soemmeringmappe, Blatt 12. — Steineralbum, 2 Grundrisse. — 2 Blätter im städtischen Bauamt. 26 Blätter im Archiv der alt-

Also: Der Rat als kirchliche Oberbehörde der Gemeinde beschloß den Kirchenbau und förderte ihn durch die zu diesem Zweck bestellte Baudeputation tatkräftig.

Die erste Sorge richtete sich auf die Beschaffung der nötigen Geldmittel. Daß die verarmte Gemeinde sie nicht selbst aufbringen konnte, ist klar. Man entschloß sich, die weitesten Kreise der Evangelischen um Mithilfe zu bitten. Wie viele evangelische Gemeinden, nicht nur hier in Polen, sondern auch in Deutschland, haben im gleichen Falle damals dies tun müssen! Kollekten bei Glaubensgenossen weit und breit waren im 18. Jahrhundert eine stehende Einrichtung. Freilich keine ganz ungefährliche. Grade in jenem Jahre, 1738, bittet der Senior Thomas in Lissa den Herausgeber einer theologischen Zeitschrift in Deutschland, doch in ihr nur ja nichts von solchen Versuchen der Evangelischen in Polen, Kollekten in Deutschland zu erlangen, verlauten zu lassen, denn „sofern wir gute Kollekten bekämen, wäre es für unsere Gegner das schönste Mittel, uns dieselben durch tausenderlei Verfolgungen zu ihrer Bereicherung abzunehmen. Wir haben es bisher sattsam empfunden!“[4] Ein Glück, daß in dieser Hinsicht die Stadt Thorn mit ihrer größeren Selbständigkeit und Wirkungsmöglichkeit günstiger dastand, als die armen, verängstigten, jeder Willkür schutzlos preisgegebenen evangelischen Gemeinden im Posenschen!

Der erste, der um eine Beisteuer und um Bewilligung einer Kollekte in Sachsen angegangen wurde (und sie auch gewährte), war der polnische König August III., zugleich Kurfürst von Sachsen, Sohn des katholisch gewordenen August II. des Starken, und selbst katholisch. Dann gingen Bittschreiben um Beiträge und Bewilligung von Kirchenkollekten an zahlreiche andere hohe Herren, Könige, Herzöge, Fürsten und Städte in Preußen, England, Dänemark, Holland und Deutschland.

Und schließlich erklärte sich noch der erste evangelische Geistliche Thorns, Senior Geret, auf Bitten des Rats bereit, in Deutschland persönlich zu sammeln. Geret, der im Jahre 1713 als Feldprediger nach Thorn gekommen und im folgenden Jahre vom Rat

---

städtischen Kirche. Druckschriften: Ratsbibliothek A, fol. 56, Stück 33 ff.

Georg Dehio: „Geschichte der deutschen Kunst“ III, 1926. „Der Kirchenbau des Protestantismus“ 1893, Berlin. Bergner „Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer“ 1905. Prätorius-Wernicke, „Typographisch-historisch-statistische Beschreibung der Stadt Thorn...“, 1832, Thorn. „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen“, Heft 7.

[4]) „Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen“, 1928, Heft 12 S. 75 f.

in eine Predigerstelle an St. Marien berufen worden war, seit 1723 Senior, während des Thorner Blutgerichts in großer Gefahr, ein Ausländer (aus dem Ansbachischen stammend), der trotz glänzender, an ihn aus seiner Heimat und aus Preußen ergangenen Berufungen seiner Wahlheimat Thorn treu blieb, der wegen seiner reichen Gaben, seiner Gelehrsamkeit, seiner imponierenden Persönlichkeit weit und breit geschätzt wurde und mit zahlreichen bedeutenden Männern Deutschlands in regem Briefwechsel stand, war in der Tat der für solchen Bittgang geeignetste Mann in Thorn, obwohl die bei den damaligen Wegeverhältnissen zu erwartenden Strapazen wahrlich große Anforderungen an körperliche Rüstigkeit und Beweglichkeit stellten, und der Dreiundfünfzigjährige sich durchaus nicht einer robusten Gesundheit erfreute, ging er doch vor allem deshalb nach Deutschland, um sie durch eine Brunnenkur zu kräftigen. Vom Mai bis November 1739 war er an verschiedenen Höfen, u. a. dem Berliner, und in vielen Städten (in Breslau, Leipzig, Lübeck, Hamburg usw.) unermüdlich tätig. Sein uns erhaltenes Sammelheft aus Breslau zeigt uns seine Bemühungen und Erfolge noch heute im einzelnen. Er hatte, als er wieder in Thorn eintraf, „ein Ansehnliches gesammelt“. Überall war eben unsre altberühmte Stadt, ihr Unglück von 1703, und vor allem das grauenhafte „Thorner Blutgericht“ und die elende Lage der evangelischen Gemeinde bekannt; überall regte sich lebendiges Mitgefühl, öffneten sich die Hände.

Man kaufte nun 1739 und in den folgenden Jahren den Bauplatz an, auf dem die Kirche und ihr Pfarrhaus jetzt steht; es waren die „Ruinen von der schwedischen Belagerung“ des Jahres 1703, die sog. Brandstellen am Markt, die also immer noch nicht aufgeräumt und von neuem bebaut waren, und einige unversehrte Häuser und Gärtchen, im ganzen ein ansehnliches Gelände.

Zur Einreichung von Entwürfen forderte man mehrere auswärtige Architekten auf. Einer derselben war Andreas Adam Baehr in Dresden.

Daß man sich grade nach Sachsen an einen Künstler wendete, lag ja an sich schon nahe. Kursachsen war im 18. Jahrhundert gradezu das deutsche Musterland in kultureller Beziehung; in Dresden hatte Georg Bähr die Frauenkirche gebaut, die wohl ohne Übertreibung die bedeutendste deutsche protestantische Kirche dieses Jahrhunderts genannt werden kann, und nach seinem Tode († 1738) behauptete sich seine Schule im Kirchenbau dort noch längere Zeit. Polen aber war seit August II. in Dingen der Kunst eine Provinz Sachsens, und zwar eine, in der durch die eifrige Bautätigkeit des Königs und der Großen eine glänzende Zeit anbrach; zahlreiche sächsische Künstler arbeiteten dort, besonders

in Warschau: „das ganze Warschauer Rokoko ist sächsisch“.[5]) Zudem war ja Sachsen und Polen durch Personalunion verbunden; die Thorner Residenten und Gesandten, Ratsherren und Stadtsekretäre waren gewöhnt, wie nach Warschau, so nach Dresden zu gehen und dort Umschau zu halten.

Dazu kamen in der Thorner Kirchbausache noch persönliche Beziehungen. Im Sommer 1733 war nämlich der Bruder des Dresdener Andreas Adam Baehr, Capitain B., der beim Fürsten Lubomirski und andern polnischen Magnaten gearbeitet hatte, von Warschau her in Thorn erschienen und hatte der Stadt seine Dienste als Zivil- und Militärbaumeister und Landmesser angeboten. Nach seinen Bedingungen gefragt, wollte er anfangs nichts Bestimmtes fordern, „weil er kein Bettler wäre, sondern nur meistenteils hierhergekommen, damit er auch den (sc. evangelischen) Gottesdienst abwarten könnte,[6]) daher er es auf die Generosität des Rats ankommen lasse“. Er war bereit, sich zunächst auf Probe anstellen zu lassen, Tabellen von den Landgütern zu machen, bei vorfallenden Unruhen bei der Stadtmiliz, auch bei der Brücke (an der er Fehler beobachtet habe) sich brauchen zu lassen. Nach längerem Handeln einigte man sich auf 800 Gulden Salarium jährlich; wenn er etwas Besonderes machen würde, sollte es der Kämmerei auf eine Discretion nicht ankommen. Es werde ihm eine Kapitulation aufgestellt werden, wonach er „nicht allein zum Architecto im Civil- und Militair-Bau-Wesen, sondern auch im Landmessen der Stadtgüter, zu Mühl- und Wasserbau, publiquen Gebäuden und andrer Arbeit... in Bestallung genommen werde.“[7]) — Bähr ist nun jahrelang in Thorn geblieben (es waren die Jahre, in denen eifrig an der Wiederherstellung des Rathauses gearbeitet wurde), hat hier auch 1737 als „Stadt Capitain und Architect“ geheiratet: der typische, vielseitige Ingenieur und Architekt des 18. Jahrhunderts. Woher er den Capitaintitel hatte, wissen wir nicht; im 17. und 18. Jahrhundert gingen die Architekten oft aus militärischen Kreisen der Artillerie und des Festungsbaues hervor, nachdem sie sich durch das Studium architekturtheoretischer Schriften in die Zivilbaukunst eingearbeitet hatten; oder sie bekamen von den Höfen, an denen sie angestellt waren, Offizierstitel und -sold und auf diese Weise ein höheres Einkommen. — Kapitän Bähr hat nun (der Schluß liegt wahrlich nahe genug), als in Thorn erwogen

[5]) Lauterbach „Warschau“, 1918 Leipzig, E. A. Seemann, S. 87 f.; auch S. 102.

[6]) In Warschau gab es damals noch keine evangelische Gemeinde oder Kirche; die Warschauer Evangelischen waren in das 70 km entfernte Węgrów in Podlachien eingepfarrt!

[7]) Ratsprotokolle.



wurde, wen man um Entwürfe angehen könne, den Senior Geret auf seinen Dresdener Bruder aufmerksam gemacht, der dort seit 1730 als Landbauschreiber, seit 1739 als Hofmaurermeister zwar nicht selbst baute — wenigstens ist kein Bauwerk Sachsens auf ihn zurückzuführen —, wohl aber die Aufsicht über den baulichen Zustand der öffentlichen Bauten ausübte, Bauanschläge machte, Taxen anfertigte und dergl.[8]) Director aedificior. provincial. regior. Saxonicorum wird er auf einem seiner Risse hochtönend genannt (N. B.: die Unterschrift unter diesem Riß ist nicht von seiner eigenen, sondern von einer andern Hand; sie nennt ihn nicht Andreas Adam Baehr, sondern nur Andreas Adam; auch sein Bruder in Thorn, der Capitain Johann Adam Behr [so im Trauregister] wird zuweilen nur Adam genannt).

In einem Briefe (28. 11. 1741) an Geret, der in dieser Kirchbausache einen augenscheinlich ausschlaggebenden Einfluß in Thorn hatte (auch das Honorar für die Risse erhielt Baehr durch ihn) schreibt B.: Er ersehe aus Gerets Mitteilung (vom 16. Sept.), daß nunmehr in Thorn das neue Gotteshaus erbaut werden solle, und daß G. das Vertrauen zur Verfertigung eines Desseins auf ihn, den Schreiber, geworfen habe. Auf dem von Geret mitgeschickten Blatte sei jedoch der Bauplatz nicht genau genug eingezeichnet. B. bittet daher, es seinem Bruder zu geben, damit dieser auch die Gassen, die den Bauplatz begrenzen (N. B.: die gegen Mittag hieß damals schon, wie heute wieder, Rosengasse), genau abmesse und einzeichne und es ihm wieder zuschicke. Dann werde es ihm eine Ehre sein, nicht nur e i n e n Entwurf, sondern gleich deren drei anzufertigen. Das Werk solle, wie ihm geschrieben, nur simple, jedoch durable sein und nicht allzuhoch in die Kosten zu stehen kommen. Er erkundigt sich noch, ob am Ort Sandstein (für Türen, Fenster, Treppen) vorhanden sei, ob der Turm mit Schiefer oder anderm Material gedeckt werden solle etc.

Die erbetene Zeichnung des Bauplatzes nebst anstoßenden Gassen ließ der Rat anfertigen und ihm zusenden. Darauf arbeitete nun Baehr seinen Entwurf in sieben Blättern aus (signiert: 3. III. 1742, von ihnen haben wir im altstädt. Kirchenarchiv vier, in Rot mit A B C D bezeichnete) und schickte sie nach Thorn.

Hier kamen zu gleicher Zeit noch zwei andre Entwürfe an: einer aus Königsberg (von?) und einer aus Berlin vom Oberbaudirektor Diterichs (1702—57), demselben, der u. a. nach Skizzen des Königs Friedrich II. die Fassade des Knobelsdorfschen Sanssouci und die sechs Terrassen dort ausgeführt hat. Auch diese beiden Entwürfe sind noch vorhanden.

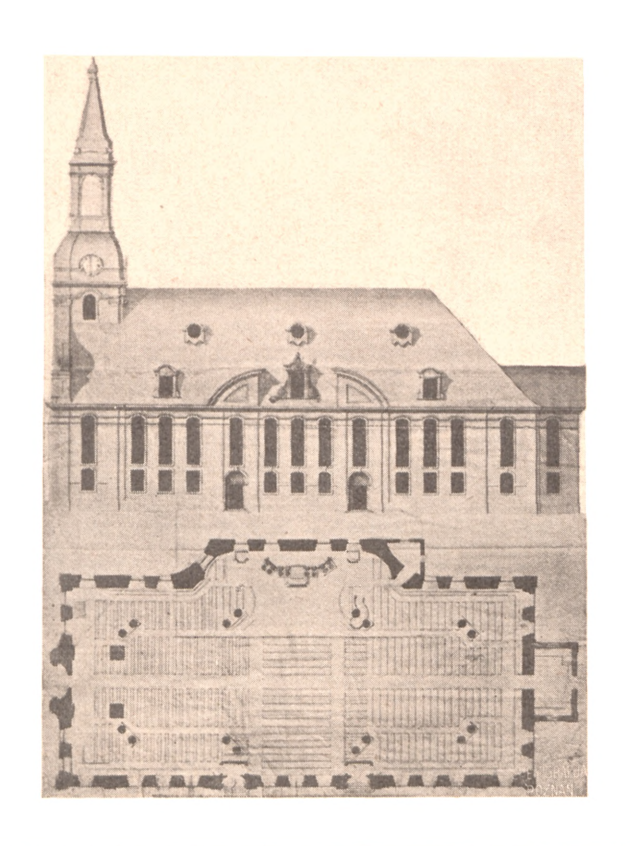
[8]) Über Andreas Adam Baehr gab mir das Rats-Archiv und das Sächsische Hauptstaatsarchiv Dresden Auskunft.

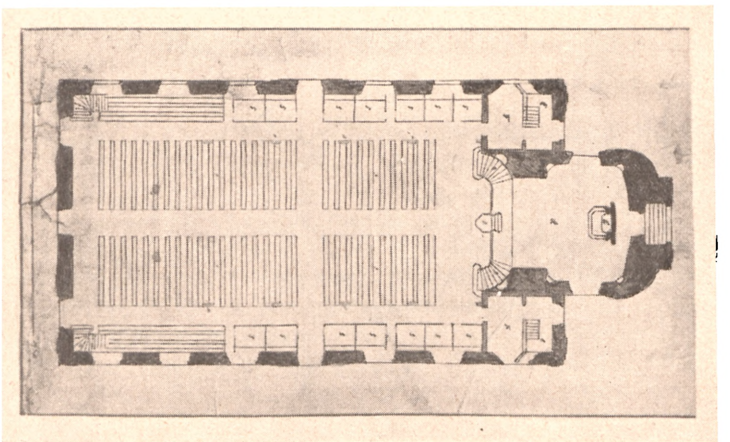
Wie dachten sich nun die drei Wettbewerber den Bau?

Keiner hatte einen Zentralbau entworfen; alle drei entschieden sich vielmehr, wie es der Bauplatz ja auch erforderte und wie es der Rat vielleicht ausdrücklich verlangt hatte, für ein ostwestlich gestrecktes, langes Rechteck als Grundriß, im Äußern für Putzbau und für hohe Walmdächer mit Gaupen (Dachfenstern).

Der Königsberger Architekt legte an die Ost- und Westseite je einen Eingang, außerdem deren zwei in die Mitte der südlichen Längswand (also in die Rosengasse; dahin, wo die heil. Geistgasse in sie mündet), den Altar ihnen gegenüber in eine aus der Mitte der nördlichen Langseite ausbauchende, breite, flache Nische, seitlich von ihr die Kanzel zwischen ein Säulenpaar: das Schema der sog. Querkirche. Den Innenraum wollte er anscheinend mit hölzernen Kreuzgewölben decken. Dreizehn Fenster an der Südseite. Turm in die Westfront eingebaut (er wäre daher für die von Osten Kommenden oder auf dem Markte Stehenden völlig wirkungslos gewesen).

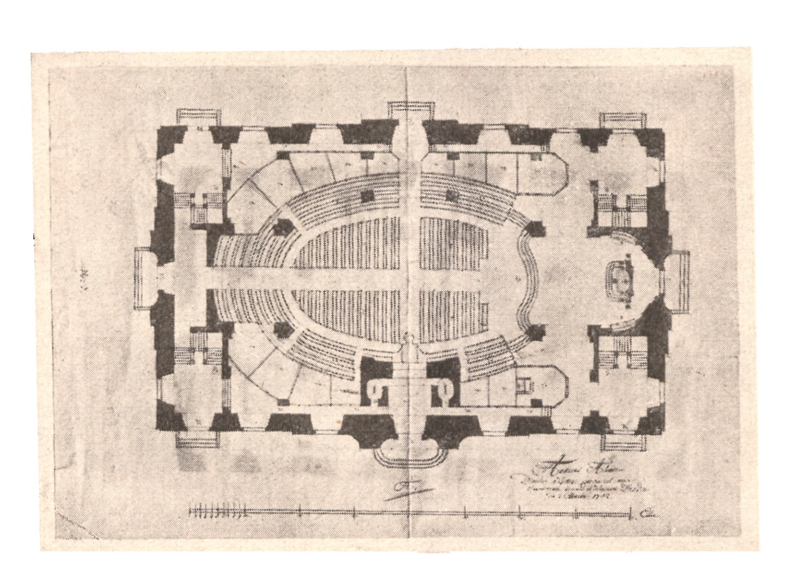
Diterichs entwarf ebenfalls einen, und zwar entschieden betonten Langbau. Der Altar im Untergeschoß des Turms; dieser an der Ostfront am Markte (zur Hälfte in sie eingebaut); vor dem Altar, am Vorderrande des um zehn Stufen über dem Fußboden des Gemeinderaums erhöhten Altarraumes die Kanzel (also streng achsiale Stellung dieser beiden für den evang. Gottesdienst gleich wichtigen Stellen, was sich mit neuesten Forderungen protestantischer Kirchenbautheoretiker und -praktiker deckt). Zwei Emporen (er nennt sie mit einem Provinzialismus „Priechen") übereinander an den übrigen drei Seiten. Je sieben Logen an den Längswänden. (Logenartige „Betstübchen" für Kirchenpatrone, Beamte, Patrizier, durch Bretterwände und Glasfenster oder auch nur durch Gitterstäbe vom übrigen Kirchenraum abgesondert, im letzteren Falle, Vogelkäfigen nicht unähnlich, zu ebener Erde oder auf den Emporen, waren damals in protestantischen Kirchen in Stadt und Land sehr beliebt; sie sind die Nachkommen der Sonderkapellen für Korporationen und vornehme Familien in den Kirchen des Mittelalters.) Eine Spiegeldecke aus Holz, berohrt und gegipst, an das Dachgebälk angehängt. Sieben Fenster an der Langseite. Der Turm sehr gedrungen, breitspurig, klotzig; die beiden unteren Geschosse massiv, die oberen aus Holz, die Schweifung aus Kupfer, Blei oder Blech und — wie auch das Holz — steinfarbig mit Ölfarbe anzustreichen, die Kuppel und Spitze mit Schiefer zu decken. Die Wände sollten von außen abgeputzt und gefärbt, von innen geweißt, die Chöre, Kanzel usw. vom Maler farbig gestrichen werden.





Gerdom - Thorn, Phot.

Entwürfe aus Königsberg (oben) und Berlin (unten).



Gerdom - Thorn, Phot.

Erster Entwurf Baehrs.

Baehrs Entwurf zeigt ein Rechteck von rund 90×55 Ellen; sieben Fenster an der Langseite; Eingänge an allen vier Seiten, auch — auf ausdrückliches Verlangen aus Thorn — an der Altarseite. Schlanker, schön gezeichneter, sehr wirkungsvoller Turm, in die Mitte der südlichen Langseite eingebaut. Altar im Osten, zu beiden Seiten je ein Beichtstuhl. Die Kanzel ragt in Höhe der Empore aus dem eingebauten Turm (also an der Südseite) in den Mittelraum. In dem Rechteck acht Pfeiler elliptisch gestellt als Träger der Emporen; dementsprechend die Anordnung des Gestühls: die Bänke (unten die „Weiblichen Stühle", auf den Emporen die „Manns Stühle", also umgekehrt wie in den Synagogen) im emporenfreien Mittelraum nach dem Altar gewendet und also nord-südlich laufend, unter und auf den Emporen konzentrisch gestellt. Also eine Angleichung des Langbaues an den Zentralbau, ganz im Sinne jener Zeit; denn das Hauptproblem des protestantischen Kirchenbaus des Spätbarock ist „die Verschmelzung des Zentralbaus mit Elementen des Longitudinalbaus" und umgekehrt. — Elliptische Decke über dem Mittelraum, nach Belieben aus Holz und vergipst, oder massiv gewölbt; über dem Altarraum eine Rundkuppel. An den Langseiten, von den Außenwänden nur durch schmale Gänge getrennt, eine Sakristei und fünfzehn Betstübchen, deren Wände, durch Holzpfosten gehalten, bis zu den Emporen reichen. — Die Außenwände geputzt, im Untergeschoß Nachahmung von Haustein in horizontaler Gliederung.

In der Ratssession vom 4. Juni wurden diese drei durch die Baudeputation vorgelegten Entwürfe geprüft und der von Baehr angenommen. Doch wünschte man Abänderungen in der Stellung des Turms und der „innerlichen Einrichtung", die Geret dem Künstler schon am 10. Juni unter Beifügung eines Grundrisses, aus dem die Intention des Rats hervorging, mitteilte.

Bereits in seiner explicatio (genauen Erläuterung) des Risses vom 3. März hatte Baehr betont, daß zur Ausführung des Baues ein recht geschickter Maurer- und Zimmermeister nötig sei. „Was die Zimmerarbeit anlanget, davor wird mein Bruder, nomine seines Meisters (NB. dieser Bruder wird in den Thorner Akten bald „Brückenbaumeister", bald nur „Brückenbauknecht" genannt) [9]) gewiß sorgen." Wegen der Maurerarbeit erbietet er sich, einen von seinen besten Leuten, einen Polier des Maurer-Handwerks, nach Thorn zu senden, der das Werk anlegen und es bis aufs zweite Ge-

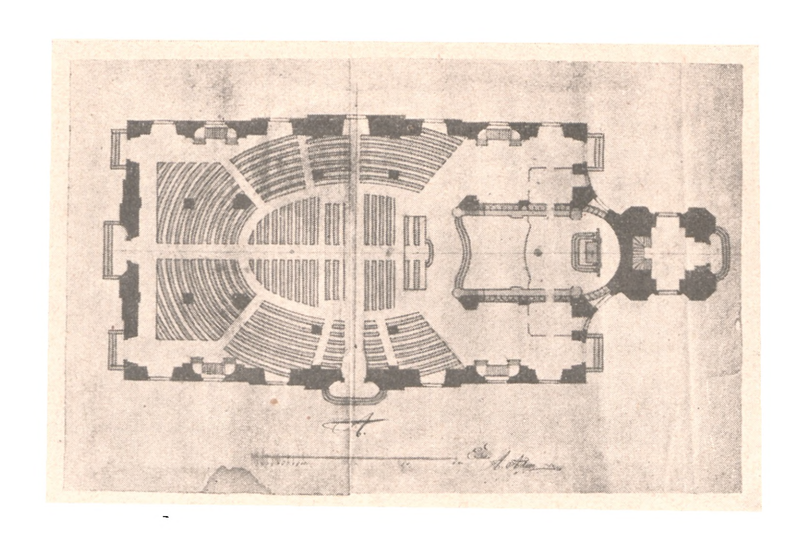
[9]) Nach Wernicke „Geschichte Thorns" II 497 f. wurde im Mai 1741 ein neuer Brückenmeister, Krüger, angenommen und der Anfang des (neuen) Brückenbaues gemacht. — Ein Brückenbauknecht hatte die Aufsicht über die Arbeiter, die er annahm: Ratsprotokolle 1755, 23. IV.

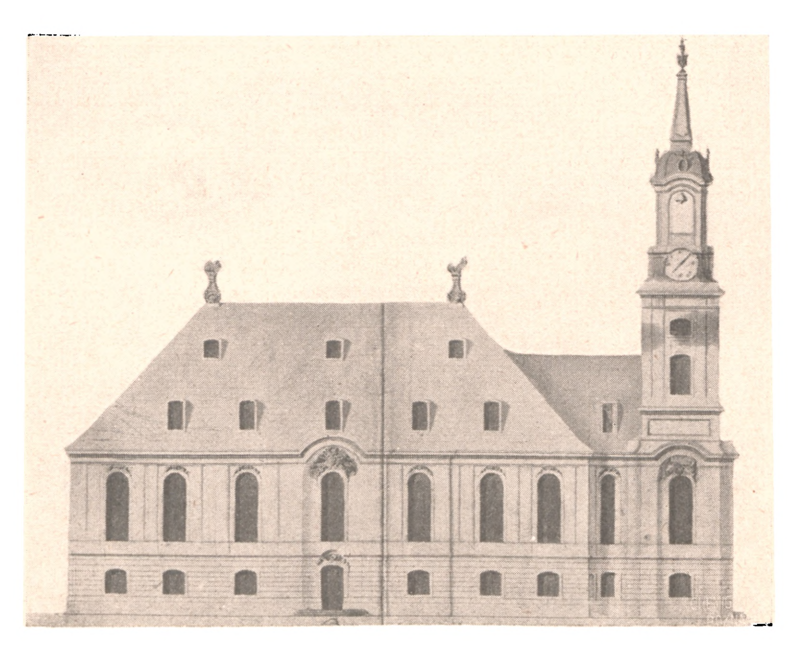
schoß oder bis unters Dach bringen könne. Er legt dem Magistrat nahe, seinen Bruder nach Dresden zu schicken, damit er alles mündlich mit ihm bespreche; da er von allen Rissen die Concepte noch habe, würde er in einigen Stunden mündlich mehr beibringen, als wenn er deswegen 50 Briefe schreiben sollte.

Der Rat ging auf diesen Vorschlag ein. Kapitain Bähr reiste im Juli nach Dresden und besprach mit seinem Bruder die Wünsche des Rats und alles andre gründlich. Andreas Adam änderte daraufhin seinen ursprünglichen Entwurf ab und schickte drei neue Zeichnungen nach Thorn.

Er schreibt darüber an Geret am 17. Juli 1742: Er habe die *intention* der Thorner aus dem ihm übersandten Riß ersehen, jedoch in seinen (3) Rissen, welche besser scheinen, annoch verschiedenes geändert. Das Orgelwerk könne „nach Verlangen" in die Mitte gegen Norden nebst zwei angeschlossenen Chören kommen, gegen Westen mehrere Mannsstühle, gegen Süden die Chöre der Kauf- und Handelsleute gegenüber der Orgel und dem Singchor. Die Kanzel käme besser an einen Pfeiler, wie er es im Grundriß angedeutet, als gegen das Mittel (d. h. in die Mitte der zum Altarraum emporführenden Stufen), „da denn auch die andere Seite gegenüber (am gegenüberstehenden Pfeiler) zur *Cateder* zu gebrauchen wäre. Denn sotane Kanzel käme der Orgel und dem Singechore nicht zu nahe, wenn selbiges an die Mitte der Nordseite zu stehen komme, welches Chor höher als die Emporen, die unter ihm hinlaufen, anzulegen ist." — Polier Töpel habe plötzlich absagen müssen, einen andern dergleichen verständigen Menschen habe er augenblicklich nicht. „Es wird Ihnen mein Bruder alles fernerweit referiren, mit dem ich manche halbe Nacht dieses Werkes halber zugebracht."

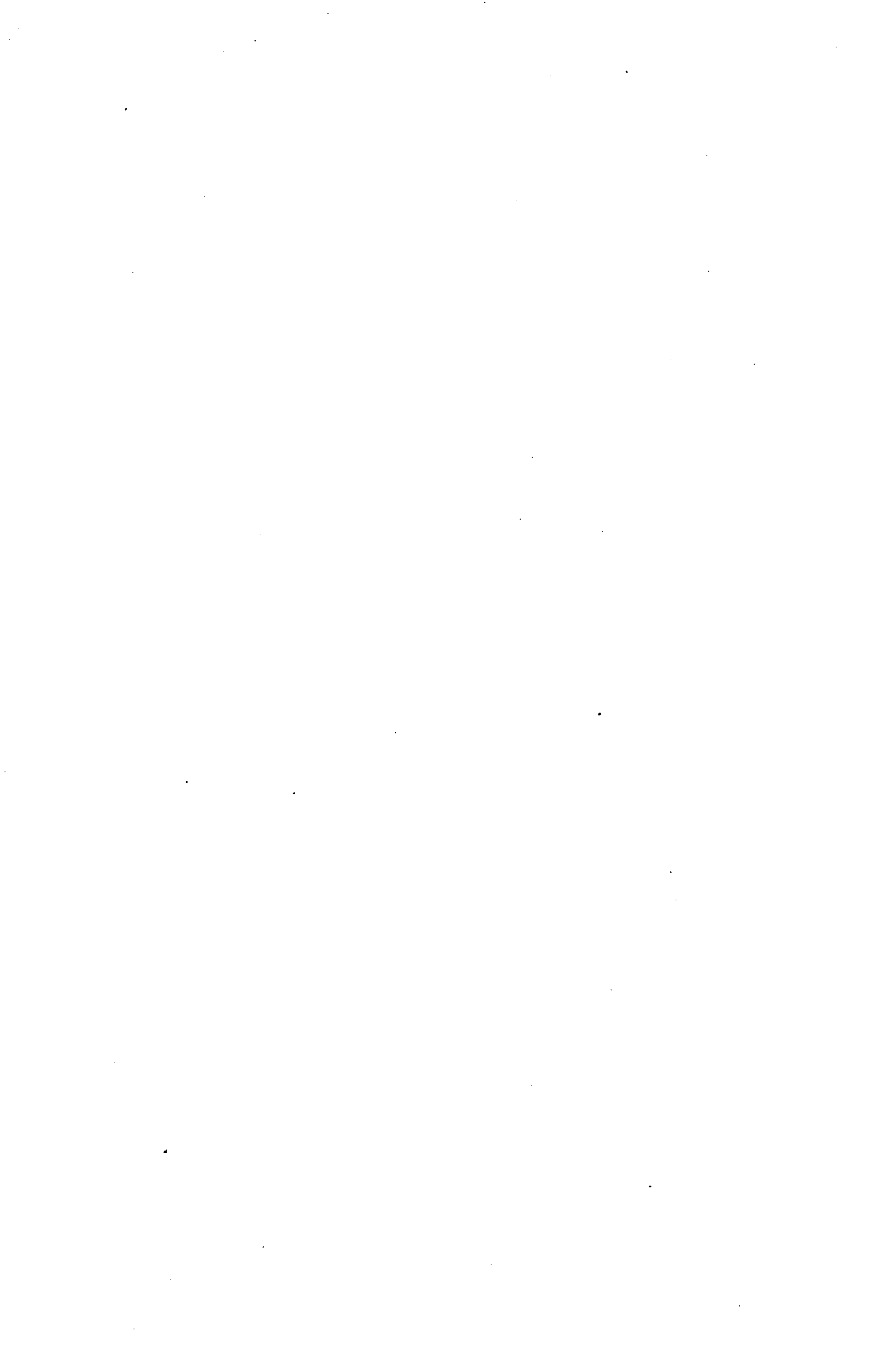
Die wichtigste Änderung des neuen Risses (im altstädtischen Kirchenarchiv; in schwarzer Tinte ABC bezeichnet) besteht darin, daß Baehr nach den Thorner Wünschen den Turm nun vor die dem altstädtischen Markte zugekehrte Ostfront, und zwar stark aus ihr hervortretend, stellt, was ihn natürlich weit mehr als vorher, ja, beherrschend, zur Geltung kommen läßt; es ist das dieselbe Stelle, an der unser heutiger neuer Turm steht. Der um drei Stufen erhöhte Altarraum (wieder im Osten) ist tiefer als vorher, er ragt über die Ostfront hinaus; vom Gemeinderaum ist er sehr energisch durch Kommunikantenbänke (nach Art von Chorgestühl) abgegrenzt; zu beiden Seiten Sakristeien. An den beiden östlichen Pfeilern der Ellipse, also am Anfang des Altarraumes, an seinen beiden Ecken, um 9 Stufen über ihn erhöht, streng symmetrisch, sehr originell, je eine Rednerstätte: eine Kanzel und ein Katheder (zu Lesegottesdiensten). Keine „Betstübchen" mehr, an ihrer Stelle





Gerdom - Thorn, Phot.

Zweiter Entwurf Baehrs.



weitere konzentrische Bankreihen. Außerdem sind die Treppen zu den Emporen anders angeordnet.

Es ist sehr zu bedauern, daß dieser Entwurf nicht im Sinne des Meisters ausgeführt worden ist. Wir hätten eine Kirche gehabt, die in hohem Maße eigenartig und ansehnlich gewesen wäre und nur den allerdings empfindlichen Fehler gehabt hätte, daß der Altar alter Tradition gemäß im Osten angeordnet war (wohl nach dem Willen Gerets und des Rats), wo doch als an der an dem Marktplatz liegenden Front naturgemäß der Haupteingang sein mußte.

Die im folgenden Jahre (1743), als mit der Fundamentierung des Baues nach dem Baehrschen Entwurfe schon begonnen war, nachträglich eingeschickten Entwürfe eines unbekannten Architekten und des „Königl. Schloß Mauers, wie auch Bürgers und Raths Mauer Meisters in Marienburg“ Christoph Abraham Schnidt übergehen wir, da sie nicht mehr in Frage kamen (was im übrigen nicht zu bedauern ist).

Während nun nach Ankauf des Bauplatzes alles in bestem Flusse zu sein schien, drohte in Wirklichkeit dem so verheißungsvoll begonnenen Werke, zu dem Thorn zweifellos nach den ihm erteilten Privilegien und den Friedensabmachungen von Oliva (1660) berechtigt war, eine nicht erwartete Gefahr durch den Fanatismus, der es nicht ertrug, daß die Evangelischen Thorns so bald schon (fünfzehn Jahre!) nach dem, wie man gehofft, vernichtenden Schlage des Blutgerichts auf eigene Kosten und unter Mithilfe der Glaubensgenossen sich eine eigene Kirche bauen wollten. Reichstagsbeschlüsse, durch die den Evangelischen der Bau neuer Kirchen verboten wurde, die aber für Thorn nicht verbindlich waren, wurden in Erinnerung gebracht, und der alte Feind der Thorner, Bischof Szembek, von seiner Tätigkeit während des Blutgerichts her noch in üblem Andenken, unterdes zum Erzbischof von Gnesen und Primas regni avanciert, in seinem Haß gegen die Thorner sich gleich geblieben (Toruńszczanami gardzi), auch im Posenschen durch seinen Haß gegen alles Evangelische übel berüchtigt, hatte schon im Februar 1740 drohende Briefe an die katholischen Ratsherren in Thorn gerichtet: Der katholische Adel sei des geplanten Kirchenbaues wegen in mächtiger Erregung, das Volk erhebe seine Stimme zum Himmel und seufze, die Thorner sollten an das Blutgericht denken, das sich wieder ereignen könne, wenn sie auf ihrem Vorhaben beharrten! Und er ließ auch in den folgenden Jahren in seiner Feindseligkeit nicht nach.

Die Lage der Stadt war schwierig. Wohl legte sie ihr gutes Recht, eine Kirche bauen zu dürfen, allen in Betracht kommenden Instanzen eindringlich dar, suchte den Schutz des polnischen Königs und die Vermittlung auswärtiger Höfe (der Garanten des Friedens von Oliva) nach [10]), aber, da das nichts half und man besorgen mußte, der Erzbischof werde die Sache vor den leicht zu fanatisierenden Reichstag bringen, was böse Folgen haben konnte, war es geraten, mit dem Bau noch nicht anzufangen, ja, die bereits angefahrenen Ziegel und sonstigen Baumaterialien wieder zu verkaufen. — Die Zeitumstände waren überhaupt dem Unternehmen ungünstig: in Deutschland wurde 1740—42 der erste schlesische Krieg geführt und der sächsische Hof dadurch so in Anspruch genommen, daß er für den Schutz der Thorner wenig Zeit und Teilnahme übrig hatte; in Thorn aber hatte man gerade in diesen Jahren alle Hände voll mit einem polnischen Edelmann, Konopka, zu tun, der wegen angeblicher, nicht einzutreibender Geldansprüche an einen Thorner Kaufmann sich an der Stadt guthalten wollte, mit einer Schar Schlachzizen gegen sie geradezu Krieg führte, das städtische Dorf Richnau besetzte, den Weisungen des Königs trotzte, die polnischen Gerichte und die Öffentlichkeit gegen den Rat mobil machte und dessen Zeit, Kraft und Geld viele Monate hindurch völlig in Anspruch nahm — ein eindrucksvoller Beitrag zur Rechtswillkür und Rechtsohnmacht im damaligen Polen.

Als man endlich am 18. März 1743 doch wagte, den Grundstein zu legen und die Fundamente unter Leitung des Ratszimmermeisters Johann Georg Hieronymi fertigstellte, war Ihro fürstliche Gnaden der Herr Primas sofort wieder auf dem Plan und ließ, wie der Rat schreibt, „Ihro Unwillen mit Bedrohung unausbleiblicher Leibes- und Lebensstrafe“ ihm brieflich zu erkennen geben. Die weitere Folge seines „ungemeinen lamentierens und Schreiens“ war die, daß die Stadt gleich zwei Zitationen auf einmal erhielt: eine vor das bischöfliche Gericht in Culmsee und die andere vor das Königliche Hofgericht in Warschau, und daß eine Ordre des Königs den Weiterbau bis auf weitere Prüfung der Angelegenheit und deren endgültige Erledigung untersagte. Letztere ließ übrigens ganze elf Jahre auf sich warten!

---

[10]) Auch sonstige einflußreiche Persönlichkeiten suchte man auf alle Art vonThorn und von Deutschland aus günstig zu stimmen. Cyprian, Vicepräsident des Gothaer Oberkonsistoriums, sandte dem kulm. Bischof Zaluski, um ihn für die Thorner Evangelischen günstig zu stimmen, ein altes Bild des Kardinals Hosius, das im Nordischen Kriege von Frauenburg nach Greifswald und von dort nach Gotha gekommen war, zum Geschenk: „Deutsche Wiss. Zeitschrift für Polen“, 1298, Heft 12 S. 82, Anm. 17.

Endlich, im Jahre 1750, nach dem Ableben des Primas Szembek, waren die Verhandlungen wieder im Gange, schleppten sich aber noch zwei Jahre lang hin. Der Rat gab schweren Herzens dem Verlangen des Kron-Großkanzlers nach, den geplanten Bau nicht Kirche, sondern nur Oratorium, Bethaus, zu nennen und keine großen Kirchenfenster, sondern nur kleine Fenster machen zu lassen, um der Leidenschaft der Feinde keinen offensichtlichen Anlaß zu geben.

Im Dezember 1752 traf ein Reskript des Kron-Großkanzlers ein: „Se. Majestät haben zu erklären befohlen, daß Sie das Wohl der Stadt nicht behindern wollen [da nach dem Bericht des Rats ein großer Teil der Thorner Handwerker wegziehe, weil die „Kreuzkirche“ so enge sei, daß sie in ihr keinen Platz zu ungestörtem Gottesdienst fänden; es sei zu befürchten, daß mit der Zeit aus Thorn Kulm werde], wie aber, das werde der Abgesandte der Stadt mündlich erläutern.“

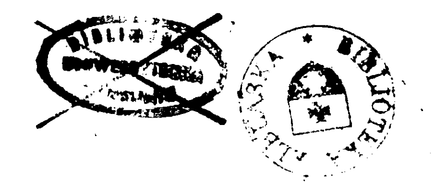
Mit anderen Worten: Der König sah ein, daß eine evangelische Kirche für Thorn eine Notwendigkeit war und daß die Stadt ein Recht auf diesen Kirchenbau hatte, wagte es aber nicht, dies klipp und klar zu sagen, sondern hüllte sich in wohlwollende Andeutungen und verwies auf deren mündliche Erläuterung, die man im Notfalle, wenn die Gegner zu sehr schreien sollten, ableugnen konnte.

In Thorn erwehrte man sich angesichts dieses unbestimmten Reskripts nicht eines gewissen Unbehagens, wagte es jedoch, auf das Königswort hin, im nächsten Frühjahr (1753) den Bau auf dem im Jahre 1743 gelegten Fundamente [11]) weiter fortzusetzen.

Sofort wurde wieder, von den Jesuiten und dem Kulmer Bischof dirigiert, Alarm geblasen. Man operierte mit einem gefälschten Briefe des preußischen Königs an die Thorner [12]), erregte die öffentliche Meinung (der Bischof ließ eine Schrift gegen die Thorner Dissidenten drucken und verbreiten) und steckte sich hinter die Königin und deren protestantenfeindlichen, einflußreichen Beichtvater. Maria Giuseppa war denn auch empört über den „Tort mit dem neuen Oratorium oder der lutherischen Kirche, welche man in Thorn zu bauen unternimmt auf die Gefahr hin, das Reich in Verwirrung zu bringen und die traurigsten Folgen für die Thornischen Lutheraner herbeizuführen“ und setzte ihren ganzen Einfluß gegen Thorn ein. Und der Primas lud den Rat

[11]) Promemoria von 1753 im asltstädt. Kirchenarchiv.

[12]) Eine ganz besonders gefährliche Intrigue, die unsre Stadt in den Verdacht des Hochverrats bringen sollte. War doch die poena perduellionis darauf gesetzt, sofern die Dissidenten bei auswärtigen Mächten Hilfe und Beistand suchten. „Deutsche W. Ztschr. für Polen“, 1928, Heft 12 S. 75.



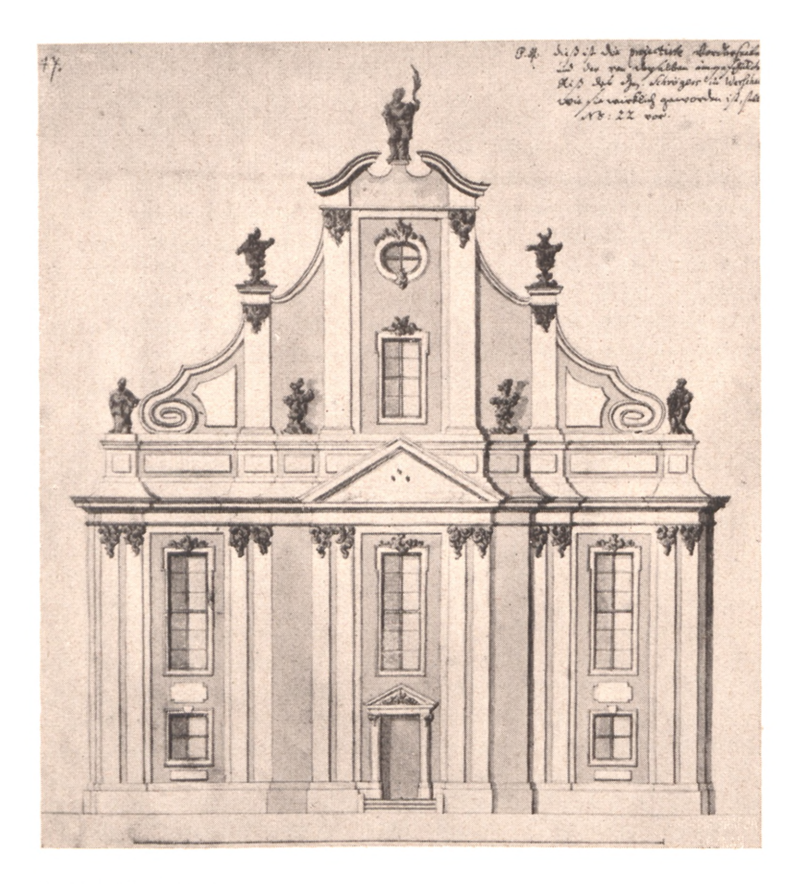
und alle, die an dem Bethause arbeiteten, vor sein Gericht (was völlig ungesetzlich war) und ließ diese Vorladung durch seine sämtlichen Kleriker allen und jeden kund tun.[13])

Die Folge dieses augenscheinlich gut organisierten Ansturmes der polnischen Öffentlichkeit, der polnischen Würdenträger und — last, not least — der polnischen Königin auf den „dicken Mantelsack“ August III. war die zu erwartende: der König wich mutig zurück; durch ein Reskript untersagte er die Fortsetzung des Baues bei Allerhöchster Ungnade! Zehn Jahre nach der Grundsteinlegung!

Neue Bemühungen Thorns, die Königliche Genehmigung doch durchzudrücken. Der Ratsherr Wachschlager und ein Stadtsekretär gingen über Warschau, wo der Kron-Großkanzler bearbeitet wurde, nach Dresden an das Königliche Hoflager, an dem trotz allergnädigst gewährten königlichen Handkusses ein peinvolles, langes Verhandeln die Geduld der Abgesandten auf die schwersten Proben stellte und Valerius Herbergers Rat „Bücke dich, mein lieber Mann, das Wetter will seine Wille han“ oft beherzigt werden mußte. Erfrischend wirkt da angesichts dieser trübseligen Lage ein Brief des Ratsherrn Schröger, Mitgliedes der

---

[13]) Ratsprotokolle im Stadtarchiv, Kat. II, 51. 1753, 5. April. „Heute vormittag“ sind drei Geistliche nebst zwei Edelleuten ins Amt gekommen und haben in des Kulmischen Bischofs Namen die vom Fürst Primas Regni erhaltene Inhibition, daß hierselbst der angefangene Kirchenbau eingestellt werden möchte, abgegeben; sie taten solches mit vieler Höflichkeit; hätten auch den Auftrag, dergleichen auf dem Bauplatze zu tun, fürchteten aber Belästigungen zu erfahren; wurden darüber beruhigt und gingen ab; wollten dort dem Architekt auch ein Exemplar der Inhibition geben, der aber die Annahme verweigerte; ebenso ging es ihnen bei einem Maurergesellen; darauf legten sie dem Architekten und dem Meister Sperling je ein Exemplar ins Haus und schlugen auch ein Exemplar an der Rathaustüre an; dann gingen sie zum Burggrafen und gaben auch ihm ein Exemplar. — Der Präsident wird die E. E. O. O. (Ehrbaren Ordnungen) zu Rathause convociren und ihnen Mitteilung von dem Geschehenen machen. — 14. Mai: Das Rescriptum Regium Inhibitorium gestern eingelaufen; der Präsident hat veranlaßt, daß der Bau nicht continuiret wird, es ist „auch heute nicht das geringste auf der Bau Stäte vorgenommen worden, weil bereits gestern den Arbeitern abgesaget worden“. Auf das Peinlichste hütet sich der Rat, auch nur den Anschein zu erwecken, als ob noch irgend etwas mit dem Bau geschähe, da sonst sofort Lärm zu befürchten. Man lehnt es sogar ab (15. Juni), den auf der westlichen Seite des Rathauses auf dem Markte liegenden Gruß und Steine des Kirchenbaues zu verlegen, d. h. fortzuschaffen, um eben Mißdeutungen und Verleumdungen vorzubeugen, so daß die Fronleichnamsprozession entgegen der Gewohnheit auf der andern Seite des Marktes beim Danziger Keller nach der Marienkirche gehen mußte.



Gerdom - Thorn, Phot.

Entwurf Schrögers.



Kirchenbau-Deputation, aus Thorn an seinen Sohn, der ebenfalls in Dresden anwesend war und schon allen Mut verloren hatte, außerdem sehr über die Teuerung dort klagte: „Mein lieber Sohn, tu non es ad magna natus! magni viri animus constans et immobilis est. Es gehe, wie Gott will, ist er unsern Absichten entgegen, so hat Er seine heimliche Absichten, die Wir nicht zu ergründen fähig sind... Vielleicht will Er unsern Glauben auf die Probe setzen. Wir beten und singen als Helden, mit großer Zuversicht, oft als wenn wir gerüstet wären, die Hölle zu stürmen: Satan, Welt und ihre Rotten etc., nun ist die Zeit vorhanden, solches zu practiciren! praesta te Virum! ... Ich bin recht böse, daß Du Dich nicht schämst, mir zu melden, daß Ihr die Woche bis 100 Gulden ausgebet und willst schwören, daß Ihr dabei schlecht lebet. Wer hat Euch ordre gegeben, schlecht zu leben? Ihr seid ja nicht von der Thornischen Schneiderzunft dahin geschickt! Sage es doch keinem Menschen in Dresden, sonst würde es für die Stadt und deren Herren Deputirten zum Vorwurf ewiger Schande gereichen!" Also in eigenartiger Mischung Frömmigkeit und Thorner Patrizierstolz. Trotz der jammerhaften wirtschaftlichen Lage der Stadt, trotz der erbarmenswerten Rolle, die ihre Vertreter am kgl. Hofe spielten, ein entschiedenes Wertlegen auf ihr repräsentables, nobles Auftreten. Ist das nichts weiter als der berühmte Hochmuts-„nagel"? Ist es Leuten bessern Standes, die durch Unglück verarmt sind, zu verargen, wenn sie peinlich darauf halten, durch um so größere Sorgfalt, die sie auf ihr Äußeres wenden, und durch ihr manierliches Auftreten ihre Zugehörigkeit zu den „Bessergestellten" zu bezeugen? War es nur sittlich bedenkliche Prunksucht, wenn die verarmten Thorner dann ihrer Kirche, als sie sie endlich hatten, eine glänzende Innenausstattung gaben? Vielleicht auch etwas davon. Aber war es nicht noch etwas anderes? Ein Stück Frömmigkeit, verkörperte Wertschätzung des Gotteshauses, Liebe zur Kirche, die ihnen mehr war als den heutigen Durchschnittsevangelischen, und die in ärmlichem Kleide zu sehen sie unerträglich dünkte? Denn nach ihrem Empfinden gebührte der Stätte der Anbetung „heiliger Schmuck".

Die Dresdener Verhandlungen hatten das überaus magere Ergebnis, daß den Thornern gestattet wurde, die schon gelegten Fundamente gegen die Unbilden der Witterung zu schützen; im übrigen wurde die endgültige Entscheidung vertagt! — Den Rückweg Dresden-Thorn nahm die Abordnung über Frankfurt a. O. und Danzig, weil, wie Wachschlager schreibt, in Großpolen (d. h. im Posenschen) alles wider sie sei und sie Insulte des polnischen Adels zu befürchten hatten, wovon sie schon auf der Hinreise einen deutlichen Vorschmack gehabt. Und das geschah in dem Jahr-

hundert, dessen Losungswort Toleranz war, während in dem Nachbarstaat Preußen jeder nach seiner Fasson selig werden durfte.

Endlich aber erfolgte die königliche Baugenehmigung doch noch. Am 13. Dezember 1754 gestattete August III., der unterdes wieder in sein polnisches Königreich zurückgekehrt war, von Warschau aus dem Rat, zum Gebrauch der Augsburgischen Confessions-Verwandten nicht eine Kirche, sondern ein Oratorium, das äußerlich die Form eines Hauses in Türen und Fenstern habe, fortzubauen und zu vollenden. — Mit dieser kleinlichen Einschränkung nahm man es in Warschau bitter ernst. Auf Verlangen des Premierministers mußten doppelte Fenster übereinander, unten etwas größer als oben, angeordnet werden und die „Glorie", ein religiöses Symbol, über der Eingangstür fortfallen. Es durfte um Gottes und der polnischen Frommen willen nichts an eine Kirche, alles vielmehr nur an ein großes Privathaus erinnern; natürlich kein Gedanke an einen Turm! Der so grausam reduzierte Riß wurde dann schließlich, doch erst nachdem sich auch der päpstliche Nuntius (!) mit ihm einverstanden erklärt hatte, vom Premierminister genehmigt; auch vom Könige selbst; jedoch weigerte sich der Minister entschieden, ihn dem Könige zur Unterschrift vorzulegen, denn „wenn der Magistrat diesen vom Könige unterschriebenen Riß hernach öffentlich vorzeigte, so würde ohnfehlbar die Geistlichkeit sich wieder an die Königin und andre bigotte Herren wenden, die zwar nicht wider den König, aber wider ihn, den Prem. Ministre schreien würden. Genug, daß der Magistrat nach diesem Riß bauen könnte!"

Auch jetzt noch versuchten die Feinde der Thorner Evangelischen, den Bau zu verhindern. Die benachbarten Wojewodschaften manifestierten, und, um hinter ihnen nicht zurückzubleiben, machte unter ausdrücklicher Billigung seiner bischöflichen Kollegen der kulmische Bischof Adalbert Stanislaus Heselicht v. Leski[14]) eine Eingabe an den König: entgegen dem königlichen Reskripte hätten die Thorner die Verwegenheit, sich zu unterstehen, nicht nur eine Kirche, sondern sogar einen der größten Tempel mit einem weitläufigen Kirchhofe aufzuführen wider die Gesetze der Republik; der Bischof bitte dringend, den Bau zu inhibieren und eine Kommission zur Untersuchung der Sache einzusetzen![15]) Doch für den König war die Angelegenheit endgültig erledigt.

---

[14]) Das Gut Heselicht bei Thorn polnisch = Leszcz; Leski also = der von Leszcz, Heselicht.

[15]) Deutsche Übersetzung dieser Eingabe im altstädtischen Kirchenarchiv.

Fürwahr, eine achtunggebietende Rolle spielen in dieser Angelegenheit König und Hof nicht: Der König gibt selbst den ersten Beitrag zur Erbauung der Kirche (1739); erklärt dem Primas, er könne nicht verstatten, daß in der Kirchenbausache wider die Stadt Thorn etwas Widriges verhangen werden sollte (1740); sagt einem Gesandten ausdrücklich, daß er dieses Werk nicht hindern, sondern conniviren würde (1742); gestattet die Fortsetzung des angefangenen Baues (1752) mit der Maßgabe, „es wäre dabei weder die Größe noch Figur des Gebäudes in Consideration zu ziehen, auch könne das Fundament zu einem Glockenturm angelegt werden, nur sollten die Fenster von außen klein angelegt, der Bau möglich pressiret werden" und — vergißt jedesmal wieder seine Zusagen, ja, seine ausdrückliche Genehmigung, wenn Klerus und Adel Lärm machen; bis er schließlich nach fünfzehnjährigem Schwanken doch, und diesmal endgültig, die Bauerlaubnis gibt!

In Thorn und Umgegend erzählte sich später — noch vor einem Menschenalter! — das Volk, der König habe schließlich ganz gegen seinen Willen die Gewährung der Bauerlaubnis ausgesprochen. Er habe nämlich, um die unermüdlichen, lästigen Thorner Bittsteller abzuweisen, ihnen spöttisch gesagt:„ Hier habt ihr meinen letzten Bescheid: gut, baut euch eine Kirche! Aber sie darf nur so groß wie eine Rindshaut sein!" Zuerst große Enttäuschung und Verzagtheit in Thorn. Dann aber nahm man ihn — ein schlauer Riemermeister kam auf diese Idee — so beim Wort: man schnitt die Haut eines riesigen Bullen zu einer ganz schmalen Riemenspirale und umspannte damit den ganzen erforderlichen Bauplatz! Der König aber konnte sich doch nicht blamieren und seine Bauerlaubnis zurücknehmen. Sein Königswort mußte er halten. — Ähnliches erzählt man sich vom Bau des evanlischen, deutschen Bethauses in Słońsk bei Ciechocinek. Die antike Sage von der Dido in Thorn und Kongreßpolen!

Wie schon ausgeführt, dauerte es viele Jahre, bis endlich im April 1755 nach immer wieder geänderten Plänen der Bau auf den 1743 gelegten Fundamenten kräftig in Angriff genommen und in in schnellem Zuge, in wenig mehr als Jahresfrist vollendet werden konnte, und zwar unter Leitung des Leutnants und Ingenieurs August Konr. Hoffmann.

Andreas Adam Baehr hat mit dem Bau nichts mehr zu tun gehabt. Er starb schon Anfang 1746.[16]) Von seinem Entwurf ist schließlich nur der Grundriß übrig geblieben und auch dieser nicht unverändert, denn — und das war sehr bedeutsam — sein

[16]) Auskunft des Sächsischen Hauptstaatsarchivs Dresden.

elliptischer Gemeinderaum verwandelte sich in eine dreischiffige Pfeilerhalle; der Haupteingang wurde, wie es ja nach Lage der Sache das allein Richtige war, endlich doch an die Ostfront, nach dem Markte zu, der Altar aber infolgedessen an die Westseite gelegt (nach Baehr sollte er im Osten stehen); außerdem traten an die Stelle der von ihm geplanten Holzdecke massive, scharfgratige Kreuzgewölbe.

Welcher Baumeister für diese Änderungen verantwortlich ist, wissen wir nicht.

Die letzte Hand an die Umgestaltung der Außenansicht (und vielleicht auch des Innern) hat allem Anschein nach der nachmals recht einflußreich gewordene Baukünstler Ephraim Schröger[17]) gelegt. Es ist nämlich ein Blatt vorhanden,[18]) das, etwa aus dem Jahre 1752 oder 1753 stammend, die Ostfront der Kirche darstellt, mit der Notiz: „Dieß ist die projectirte Vorderseite und der von derselben eingeschickte Riß des Hn. Schrögers in Warschau". Dies Blatt zeigt zum erstenmal am Mittelteile der Fassade über dem Risalit das klassische Tympanon,[19]) das dreieckige Giebelfeld (bis dahin flachbogig!), ferner lauter viereckige, und zwar genau s o gerahmte Fenster, wie sie heute zu sehen sind (vorher stets rundbogig geschlossen!) und endlich zum erstenmale diejenige Giebelgliederung, -schräge und -endigung genau so, wie sie dann schließlich ausgeführt wurde; nur mußten, wie schon erwähnt, entgegen seiner Skizze, die Fenster unten größer als oben gemacht und die „Glorie" weggelassen werden; die eleganten Rokokoschnörkel an den Pilasterköpfen, die Vasen und allegorischen Figuren fielen bei der Ausführung ebenfalls fort.

Wenn unsre Vermutung richtig ist, hat also ein Thorner Kind dem Äußern seinen Stempel aufgedrückt. Denn Ephraim Schröger wurde in Thorn am 18. Februar 1727 als Sohn des schon genannten Kämmerers (seit 1732 auch Ratmanns und seit 1739 Mitgliedes der Kirchenbaudeputation) Michael Schröger und dessen Ehefrau

---

[17]) Über Schröger erscheint demnächst eine Monographie von dem Warschauer Kunsthistoriker Dr. Stanisław Lorentz. — Schrögers Lehrer Deybel wird von Lauterbach „Warschau", S. 94, 96, 100 erwähnt, doch als Bildhauer.

[18]) Städt. Archiv Kat. II, XVIII, 110 (Mappe): es stellt die — turmlose — Ostfront dar; die Schrögersche Ansicht der südlichen Langseite sehen wir auf einem im Besitz des Herrn Gustav Weese-Thorn befindlichen Blatte.

[19]) In Frankreich begann schon seit etwa 1745 der Kampf gegen das Rokoko. In Dresden, der künstlerischen Hauptstadt auch Polens, wurde ebenfalls das Rokoko durch das frühe Einsetzen der klassizistischen Reaktion eingeschränkt: Lübke-Semrau, „Grundriß der Kunstgeschichte" IV, S. 390.



Anna Maria, geb. Trotz geboren. Er besuchte das Thorner Gymnasium und ging, sechzehnjährig, nach Warschau, lernte bei „Kapitän“ Deybel Baukunst und mathematische Wissenschaft, führte später eine Reihe bedeutender Bauten aus (z. B. einen Palast für den Warschauer Banquier Tepper, denselben, der durch seine Opferwilligkeit den Bau der evangelischen Kirche dort ermöglichte, zu der auch Schröger 28 000 Ziegel schenkte; die neue, sehr originelle Steinfassade der Karmeliterkirche in Warschau u. a. mehr), wurde Hofconducteur, d. h. Hofarchitekt, 1775 geadelt und starb 1783. Er hat als etwa Fünfundzwanzigjähriger unser Blatt entworfen. Daß der Thorner Rat sich von ihm, dem vielversprechenden jungen Architekten, dem Sohne seines angesehenen, um den Kirchbau verdienten Mitgliedes die Pläne umarbeiten ließ, lag ja wahrlich nahe genug. Stolz schreiben die „Thorner wöchentlichen Nachrichten“ 1762: „Die Vaterstadt hat von seiner Geschicklichkeit auch ein unvergeßliches Andenken“.

Aber noch immer lastete die Sorge um Beschaffung der nötigen Geldmittel schwer auf den Bauherren. Die bis dahin gesammelten, unzureichenden Baugelder waren ausgegeben, Anleihen aus der Kämmereikasse konnten nicht in unbeschränkter Höhe aufgenommen werden. Man mußte wieder an die Opferwilligkeit auswärtiger Glaubensgenossen appellieren. Ein Mitglied der Baudeputation ging mit einem Mitgliede der dritten Ordnung nach Danzig, Elbing und andern preußischen Städten und erbat und erhielt Baubeihilfen und Kollekten. Außerdem aber leitete der Rat wiederum, wie schon im Jahre 1739, eine längere Kollektenreise in Deutschland und den benachbarten protestantischen Ländern ein. Hatte damals Senior Geret den Bittgang getan, so sollte nun sein Sohn in seine Fußstapfen treten. Diesen, Magister Samuel Luther Geret, der als außerordentlicher Professor an der Universität Wittenberg dozierte, ernannte der Rat zum ordentlichen Professor am Thorner Gymnasium und zugleich zum Adjunkten seines Vaters, jedoch nicht cum spe oder gar cum jure ei succedendi, wie G. sich schmeichelte, sondern lediglich mit der Zusage, ihn bei einer eintretenden Vakanz im Ministerium, d. h. im Kreise der Thorner Geistlichkeit, zum Prediger zu befördern. Er wies ihn an, sich in Wittenberg ordinieren zu lassen (Geret hat denn auch während seiner Reise des öfteren gepredigt) und weitere Ordre abzuwarten. Diese kam dann mit der nötigen Vollmacht im Juli 1755 in Wittenberg an, und nun begab sich der junge Professor und Geistliche auf die Reise, die zwei Jahre lang dauerte und ihn nach Sachsen (in Halberstadt trägt Gleim, Dohmsecretarius, für das Domkapital 50 Taler in das Buch ein), die Mark (in Berlin bekommt er von der regierenden Königin,

der Gemahlin Friedrichs des Großen, 20 Taler; ebenso Beiträge von verschiedenen Regimentern, dem Kadettenkorps; in Brandenburg a. H. spendet „einer, der viel Ausgaben hat“ 2 Taler 18 Groschen), Hannover, England, Holland führte und dem Baufonds einen sehr reichlichen Zuschub brachte.[20]) In Sachsen hat sogar eine Polin, Gräfin Rutkowska, geb. Prinzessin Lubomirska zur Kollekte beigesteuert. Die Engländer waren sehr zähe; über ihre Zugeknöpftheit und nationale Engherzigkeit ergeht sich Geret in bitterenKlagen; letztlich war die Ernte bei ihnen doch no ch ganz anständig: 3000 Taler (übrigens meldeten sich bei ihm in London zwei Schustergesellen aus der Thorner Gegend und übergaben ihm für ihre Eltern sechs Dukaten). In Holland waren seine Bitten völlig fruchtlos.

Daß diese seine Kollektenreise für ihn kein reines Vergnügen war (wie hämische Leute in Thorn anzunehmen schienen), sehen wir an einigen kleinen Einzelheiten, die er gelegentlich berichtete: Auf der Fahrt nach Dresden wurde er im Voigtlande zweimal terribel umgeworfen und hatte unter Unwetter und Kälte arg zu leiden; in Greitz kam ihm ein Betrüger zuvor, der auch für Thorn sammelte, durch Gerets Erscheinen aber „seinen Reisaus nahm, ehe er konnte angehalten werden und seinen Lohn bekommen“; von einer Gräfin in Leipzig wurde er „vor einen Landläufer (d. i. Strolch) über den andern ausgeschimpfet“.

Ich erspare mir weitere Einzelheiten über seine Sammeltätigkeit und verweise auf Markull. Nur über seine Begegnung mit Friedrich II. in Potsdam möchte ich auf Grund eines seiner Briefe,[21]) den M. nicht gekannt, jedenfalls nicht verwertet hat, näher berichten, gibt er doch in ihm ein kleines, hübsches Momentbild und einen Beitrag zur Charakterisierung des damals schon hochberühmten Kriegshelden in jenen Monaten der Vorbereitungen auf den zu erwartenden dritten schlesischen Krieg (der dann noch im selben Sommer ausbrach und sieben Jahre lang dauerte). Geret berichtet darüber aus Berlin am 22. Februar 1756 an den Rat: Gleich zu Anfang habe man ihm gesagt, daß keine Aussicht auf Gewährung einer Kirchenkollekte sei, da der König solche wegen der Menge schon bewilligter Kollekten nicht mehr genehmige. Er sei daraufhin nach Potsdam gefahren, um persönlich dem Könige seine Bitte vorzutragen. Doch General v. Buddenbrock, um Vermittlung einer Audienz angegangen, erklärte ihm, das sei „unmöglich,

[20]) Siehe sein Porträt, das er damals in Berlin zeichnen und nachmals in London stechen ließ. — Das Sammelbuch mit den Namen der Spender in der altstädt. Kirchenbibliothek C II, 9.

[21]) Im altstädtischen Kirchenarchiv.

indem er (der König) mit keinem Geistlichen spräche"! Auch die Cabinettsräte äußerten sich in demselben Sinne. „Ich wagte es daher im Namen Gottes, selbst mich an den König zu machen. Ich legte mein Krägelchen (Bäffchen) und Mantel (Predigermantel) ab, und nachdem er vom Schloß auf die Parade gegangen war, ging ich aufs Schloß und stellte mich für die Tür, wo er zu seinem Zimmer mußte, ihm Dero Schreiben einzuhändigen. Als er gegangen kam, fing er mich eher, als ich Ihn anredete, zweimal an zu fragen: Wer ist er? Wer ist er? (wobei er, wie auch so lange, wie ich mit ihm redete, den Hut in der Hand hielt). Ich antwortete: Ein Professor (um den Geistlichen ihm nicht vorzubringen) von Thorn in Poln. Preußen und vom Magistrat gedachter Stadt abgeschickt an Ihre Majestät, Höchstdenenselben gegenwärtiges Schreiben zu überreichen, mit untertänigster Bitte, mir allergnädigste Resolution darauf ergehen zu lassen. Er sagte: Geb er es nur dem Pagen, es soll mir vorgetragen werden, und ging darauf weg; ich gab's auch dem nächsten Pagen; das war den 11ten um 11 Uhr vorm." Schon am 12. mittags war die Antwort da: abschlägig! Die Räte, die G. vorher um Befürwortung des Gesuchs gebeten, hätten ihm gesagt, daß sie nichts dabei machen könnten, „daß sie dem Könige nichts einreden könnten, der sich alles vorlesen ließe und gleich selbst ja oder nein sagte". — Neuer Versuch: Geret händigt am 13. ein weiteres Memorial auf der Parade, da der König seine Leibgarde exercierte, demselben Pagen ein, der das vorige genommen, mit der Bitte, es abzugeben; er selbst getraute sich nicht, nochmals dem Könige unter die Augen zu treten, obgleich er das erstemal „nicht ungnädig" von ihm angeblickt worden war. In diesem Memorial bat er, der König möchte statt der abgeschlagenen Kirchenkollekte ihm eine persönliche Sammlung verstatten. Damit erzielte er, wohl zu seiner eigenen Überraschung, einen vollen Erfolg. „Der König hat zwar, wie mir die Herren Cabinetsräte gesagt, bei Vorlesung meiner Bittschrift balanciret (geschwankt) auch selbst gemeint, ich bäte ja um mehr, als er das erstemal abgeschlagen; doch habe er recht gnädigst die Erhörung resolviret und sie mir auszufertigen befohlen, die ich auch den 14. nachmittag erhalten." So wurde in Preußen unter Friedrich II. und von Friedrich II. gearbeitet! Kein langes Überlegen, Schwanken; kein Überweisen der Bitte an untergeordnete Dienststellen; kein Hineinreden und Gegeneinanderintriguieren der Räte; schnelle, trotz kirchlicher Antipathie wohlwollende Entscheidung, schnelle Ausfertigung derselben an den Bittsteller. Wie anders liefen, oder vielmehr krochen die Staatsgeschäfte in Polen und Sachsen! Hocherfreut fing Geret gleich an, sehr hohen Herrschaften aufzuwarten und sie um Beisteuer zu bitten, dann bei Offizieren,

Beamten, Bürgern, Innungen fortzufahren. Der Rat aber richtete ein Dankschreiben an den König, daß er ihrem Deputierten gestattet habe, persönlich überall in königlichen Landen eine Beisteuer einzusammeln.

Endlich, endlich, ein volles Menschenalter nach Verlust der Marienkirche, achtzehn Jahre nach dem ersten Baubeschluß, dreizehn Jahre nach der Grundsteinlegung, konnte unsre altstädtische Kirche am 18. Juli 1756 eingeweiht werden.

Da die Feier für die damalige Gestaltung der Gottesdienste, insbesondere für ihre musikalische Bereicherung lehrreich ist, möge sie hier nach einer Aufzeichnung Sammets (bei Markull) beschrieben werden:

„Die polnische Predigt[22]) um 6 Uhr früh morgens wurde nicht gehalten. Um 8 Uhr ging der deutsche Gottesdienst an. Nach dem Läuten[23]) wurde auf dem kleinen Positiv praeambuliert; nachdem wurde ohne Orgel[24]) das Lied: O Vater der Barmherzigkeit etc.[25]) gesungen, ferner sang (intonierte) der damalige Prediger Hr. Held das: Ehre sei Gott etc.; Dann ward: Allein Gott in der Höhe sei Ehr etc. mit Einstimmung des Positivs und den Posaunen gesungen, die Epistel verlesen, wieder praeludiret und: Es woll uns Gott genädig sein etc. als das Hauptlied angestimmt; nach dem verlesenen Evangelio war Musik zu folgendem Texte:

Tutti: Auf! schicke dich Zion zum Jauchzen und Singen,
Dem Herrn aller Herren ein Danklied zu bringen!
Komm in sein Haus und bet ihn an.
Verehre mit Andacht die Allmacht dort oben,
Und suche in Ehrfurcht preißwürdig zu loben,
Was heute Gott an dir getan. (Da capo).

(Ein langes) Recitativ:
Mein Gott, ich bin bereit, die Wunder zu erzählen,
Die Du an Menschenkindern tust......

Aria: Ich seh im Geist an diesem Orte
Ein Gottes Haus, die Himmelspforte,
In die sich schon mein Glaube schwingt!
Hier wird der Herr des Jakobs Segen
In vollem Maße auf uns legen,
Bis er uns einst in Himmel bringt. (Da capo).

---

[22]) Für die poln. Leute in der Altstadt war ein poln. Geistlicher angestellt, während die poln. Evangelischen auf der Vorstadt Mocker eine eigene Kirche — St. Georgen — und einen eigenen polnisch amtierenden Geistlichen hatten, der zugleich zweiter poln. Prediger in der altstädt. Kirche war. Die poln. Predigerstelle an der Altstadt wurde 1797 aufgehoben und die poln. sprechenden Leute der Altstadt dem St. Georgenprediger zugewiesen.

[23]) Die Glocken hingen auf dem Rathausturm.

[24]) Die erst Juli 1757 gebrauchsfertig war.

[25]) Ein Bußlied „Evangelisches Gesangbuch für die unirte Kirche in Polen Nr. 408.

R e c i t: Indessen, da wir noch in diesem Leben wallen,
Und Du so große Ding', o Gott, an uns getan,
So soll dafür Dein Lob' von Zeit zu Zeit erschallen;
Wir bitten, nimm nur noch ein flehend Wünschen an:
Schütz unsres Königs (sc. August III.) Thron, erhalt sein teures Leben,
Laß dessen hohes Haus durch Dich in Segen stehn!
Auch den Gewaltigen im Lande wollst Du geben
Heil, Friede, Glück und Mut und hohes Wohlergehn!
Sei unsrer Väter Gott in dem Regentenstande.
Gib Glück der werten Bürgerschaft!
Verleih, o Gott, durch Deine Kraft,
Daß Deine teur erlöste Herde
Hier durch Dein Wort zu Dir geführet werde!

A r i a: Sprich zu diesem Wunsch das Amen etc. (Da capo).

C h o r a l: So kommet vor sein Angesicht mrt Jauchzen etc.

Nach der Musik wurde der Glaube gesungen, und der Senior H. Geret hielt die Einweihungspredigt von der Einweihung des salomonischen Tempels; er war aber Alters und Schwachheit wegen nicht gut zu verstehen. Nach der Predigt wurde das Te Deum laudamus mit Einstimmung des Positivs gesungen. Hernach war Communion, da denn auch der Hr. Senior communicirte. Alsdann wurde des damaligen Predigers H. Dittmanns Töchterlein Johanna Concordia getauft und der Gottesdienst beschlossen.

Nachmittags um 1 ½ Uhr ging die Vesper an etc."

Was für eine Freude muß es für den alten Senior gewesen sein, diese neue Kirche selbst einweihen zu dürfen! Zehn Jahre lang hatte er in der Marienkirche seines Amtes gewaltet, dann, nach dem Blutgericht unter den drückendsten Verhältnissen zweiunddreißig Jahre hindurch in der „Kreuzkirche", dem Artushofe, seiner Gemeinde gedient, und durch seine Sammelreise in Deutschland kräftig an der Erbauung der neuen Kirche mitgearbeitet; nun endlich konnte er, der bei Beginn seiner Kollektenreise in Breslau (1739) es als Höchstziel seiner Wünsche ausgesprochen, daß Gott ihn würdigen möchte, auch nur den Grundstein des neuen Gotteshauses legen zu helfen, den vollendeten Bau einweihen! Er hat sich dieses neuen Gotteshauses nicht ganz ein Jahr lang freuen können: schon am 9. Juli 1757 hielt man ihm in der neuen Kirche die Leichenfeier.

Das Bethaus war nun eingeweiht, aber durchaus noch nicht völlig vollendet; es war wirklich nur so, wie der Rat kurz darauf an den Grafen Brühl schrieb, „daß man sich desselben n o t d ü r f t i g bedienen" konnte. An der innern Einrichtung fehlte noch fast alles. So war die Orgel zwar schon im Oktober 1755

bei dem Danziger Orgelbauer Dalitz bestellt worden; sie sollte nebst aller Tischler-, Bildhauer- und Schlosserarbeit in Danzig angefertigt und auf Kosten des Rats hierhertransportiert und aufgestellt werden (Preis: 12 000 Gulden), traf aber erst nach der Kircheinweihung im Dezember ein und wurde erst im Sommer des folgenden Jahres zum ersten Male gespielt. Viel Freude hat die Gemeinde an ihr nicht gehabt. Schon die Zeitgenossen urteilten, daß die Anlage schlecht sei und die Pfeifen nicht genug Wind hätten. Als dann im Jahre 1872 eine gründliche Erneuerung des Werkes (natürlich nur des Inneren; das herrliche Gehäuse sollte unverändert bleiben) beschlossen wurde, urteilte einer der tüchtigsten Orgelbauer jener Zeit, Sauer in Frankfurt a. O., folgendermaßen: Das Metall der Prospektpfeifen ist gut (englisches Zinn, das der Rat lieferte!), das der übrigen Metallpfeifen aber von schlechter Legierung und sehr dünn, so daß nur ein schwacher Luftstrom hineingeleitet werden kann: ganz unverwendbar für einen Umbau. Die konstruktive Ausführung befriedigt nicht trotz der damaligen Nachblüte von Silbermanns Epoche machenden Orgeln; schwaches Kolorit der einzelnen Stimmen; Mangel an vollen und kräftigen achtfüßigen Grundstimmen. Die Orgel konnte „unter diesen Umständen weder Kraft und Fülle, noch Ernst und Würde im Ton erhalten", sie war „lediglich auf das Geschrei des kleinen Pfeifenwerks und der Mixturen angewiesen". Ähnlich Musikdirektor Markull-Danzig: „Die Orgel hat nie das leisten können, was man bei einer soliden Ausführung von einem solchen umfangreichen Werke (37 Stimmen!) zu beanspruchen berechtigt ist." Dazu die mangelhafte Mechanik, die neben dem schnarrenden, quietschenden Geräusch, das sie beim Spielen verursacht, so schwer zu traktieren ist, daß einem weniger daran gewöhnten Organisten die Finger vollständig erlahmen. Dann fehlt in allen Stimmen das tiefe Cis! — Man mußte sich zu einem völligen Neubau des innern Werkes entschließen, den Sauer ausführte (2900 Taler!).

Auch der Altar, von dem Thorner Holzbildhauer Joh. Anton Langenhahn angefertigt (der auch alle Schnitzarbeit an der Kanzel und den Chören machte; nur das Orgelgehäuse ist, wie vorher bemerkt, bis auf einige bildhauerische Ergänzungen durch Langenhahn, in Danzig geschnitzt), wurde erst ein Jahr nach der Einweihung, im Mai 1757, aufgerichtet, die „Unterhänge" an den Seitenchören und am Orgelchor, d. h. die vorhängeartigen Rokokoverzierungen an ihrer Unterkante gar erst, wie die Kirchenrechnung ausweist, im Sommer 1759 angefertigt und angebracht.

In großartiger Weise betätigte sich die Opferwilligkeit hervorragender Gemeindeglieder bei der Innenausstattung: Kanzel und Chöre ließ der Tuchhändler und altstädtische Gerichtsbeisitzer

Johann Kirschberg auf seine Kosten malen und vergolden (an der Türe zum Kanzelaufgang daher seine Namensinitialen J. K. und die Jahreszahl 1759), die Orgel zusammen mit Joh. Wilh. Meisner (beider Wappen, schön farbig, an ihr noch heute zu sehen). Malerei und Vergoldung des Altars übernahmen die altstädtischen Schöppen, die ihn von ihrer Bank aus ständig vor Augen hatten. Andere stifteten kleinere Gegenstände: die Sanduhr, die Nummerntafeln u. a., und an Vermächtnissen zum Besten der Kirche fehlte es weder vorher noch nachher.

Aber trotz aller Opferwilligkeit gelang es nur sehr langsam, der finanziellen Schwierigkeiten Herr zu werden. Hatte doch der Kirchbau 65 770 Taler gekostet, eine sehr große Summe! Der Sammeltätigkeit des jungen Geret in Deutschland hatte der Ausbruch des siebenjährigen Krieges fünf Wochen nach der Einweihung der Kirche ein Ende gemacht. Geret hatte sich dann, wie schon erwähnt, nach England und Holland begeben, in der Hoffnung, nach Beendigung des Krieges in Deutschland weiter sammeln zu können. Als er aber in Amsterdam den Tod seines Vaters erfuhr, schrieb er dem Rat, daß nach seiner Auffassung mit dem Tode seines Vaters seine Thornischen „Bedienungen“, folglich auch die Obligation, weiterhin zu colligiren, aufgehört hätten. Der Rat gab freilich nicht zu, daß nun alle Verpflichtungen gänzlich und einseitig aufhören sollten, erklärte sich aber damit einverstanden, daß Geret seine Heimreise antrete, wenn er zuvor für die sichere Fortsetzung des Angefangenen in England und Holland gesorgt habe. Ob letzteres geschehen ist, wissen wir nicht, G. hörte jedenfalls auf, zu sammeln. Er hätte es verdient, wenn in der neuen Kirche durch eine Inschrift seiner unermüdlichen Sammeltätigkeit unter schwierigen Verhältnissen gedacht worden wäre, wie dort im Rheinlande 1706 in einer Kircheninschrift der Pfarrer gerühmt wurde, qui non obstante bellorum tumultu in variis provinciis piorum liberalitatem sollicitavit magnoque labore n e r v u m struendae aedis congessit.

Er hatte soviel zusammengebracht, daß es mit den anderweit erfolgten Stiftungen und Vermächtnissen und dem Ertrage der sonntäglichen Kirchensammlungen (bis zum Jahre 1773 wurden, hauptsächlich an Schalen- und Klingelbeutelgeldern, nicht weniger als 64 263 Gulden gespendet!) schließlich ausreichte, allmählich die von der Kämmerei geborgten großen Summen abzuzahlen. Geret sattelte später um, wurde Jurist, trat in den Dienst seiner Vaterstadt Thorn, wurde Bürgermeister und letzter Präsident des Freistaates Thorn; er starb 1797; seinen Namen bewahrt die Geretstraße in Mocker, in der er ein Sommerhaus besaß.

Wenn die Gemeinde gehofft hatte, sich nun ihres Gotteshauses in Sicherheit und Ruhe freuen zu können, hatte sie sich geirrt. Die Nöte und Ängste blieben auch fernerhin nicht aus.

Im Mai 1758, im Zusammenhang mit dem siebenjährigen Kriege, besetzten die Russen Thorn und blieben volle vier Jahre hier. Sie behandelten die Stadt wie ihr Eigentum: brutal. Auch die altstädtische Kirche erfuhr es: russische Offiziere traten während des h. Abendmahles rücksichtslos an den Altar, wiesen mit Fingern auf die dort stehenden Frauen und störten durch lautes Reden und Gelächter die Feier auf das Empfindlichste.

Und polnische Leute schlugen und warfen zu wiederholten Malen die Kirchenfenster ein. Sie konnten sich immer noch nicht mit dem Dasein des Bethauses abfinden. In die pacta conventa, die der nach Augusts III. Tode neu gewählte König Stanislaus August Poniatowski beschwören mußte (1764), nahm man einen Passus auf, der ihn verpflichtete, eine Kommission zu ernennen, die untersuchen solle, mit welchem Recht das neue Bethaus in Thorn habe gebaut werden können! Die Absicht ging natürlich dahin, den Evangelischen auch diese Kirche zu nehmen oder zu zerstören. Erst im Jahre 1768 sicherte der unter dem Druck Rußlands und Preußens zustandegekommene Warschauer Dissidententraktat den Thornern ihr Gotteshaus: das „Bethaus" wurde zur Kirche proklamiert, daran ein Turm mit Glocken erbaut werden könne; sie wurde gewöhnlich „Neue Kirche" genannt.

Über die weitere Geschichte der altstädtischen Kirche noch einige Notizen: [26])

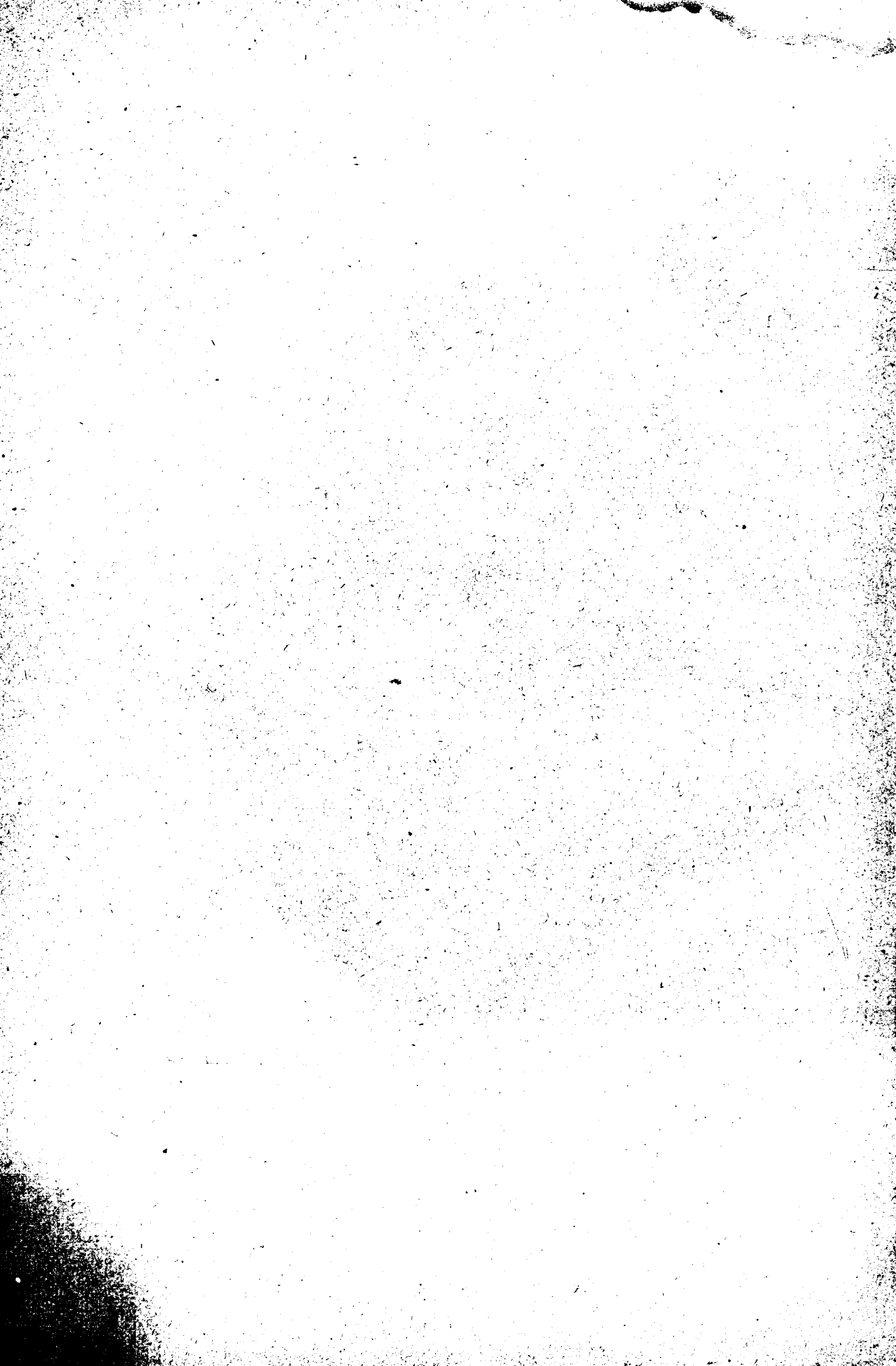
In der napoleonischen, der „Franzosenzeit", wurde Thorn, das im Jahre 1793 preußisch geworden war, wieder in den Strudel der Weltgeschichte hineingerissen: am 6. XII. 1806 rückten die Franzosen ein, April 1813 Belagerung und Einnahme durch die verbündeten Russen und Preußen, September 1815 Rückfall an Preußen. Während dem 18. und 19. Nov. 1806 wurden durch die französische Beschießung der Stadt die Fenster der Kirche ganz zerschmettert, ebenso wieder durch eine Pulverexplosion am 7. VIII. 1807, durch die auch 30 Häuser und viele Kähne zerstört wurden. — Am Palmsonntage 1813, während der Vormittagspredigt, zerschmetterte eine platzende Granate „das Hauptfenster der Sakristei am Altar", wobei der große Crucifixus in Trümmern herunterstürzte; am Charfreitag nachmittag mußte plötzlich der

[26]) Nach den Akten und Kirchenrechnungen der altstädt. Kirche.



Gerdom - Thorn, Phot.

Die altstädtische Kirche vor Erbauung des Turmes.
(Die Umwehrungsmauer 1843 abgebrochen).



Gottesdienst unterbrochen werden, alles flüchtete aus der Kirche, weil nochmals eine Beschießung einsetzte. 1808—1815: wegen der elenden wirtschaftlichen Lage Thorns können den Geistlichen die Gehälter nur teilweise gezahlt werden; fortwährend Rückstände für mehrere Quartale. — Am 18. X. 1815 feierlicher Gottesdienst gelegentlich der Huldigungsfeier; vor dem Altar ist ein Thron errichtet. (Am 21. September 1815 war an der Spitze preußischer Truppen Oberst — später Kommandant von Thorn und Generallieutenant — v. Beneckendorf und Hindenburg, der Großohm des jetzigen Reichspräsidenten und Generalfeldmarschalls v. H., — in unsre Stadt einmarschiert und hatte sie für Preußen in Besitz genommen). — Am 18. X. 1816 wurde zum erstenmal das Totenfest gefeiert, und zwar zum Gedächtnis der im Felde Gebliebenen; Gymnasium und Behörden beteiligten sich in corpore; Tafeln mit den Namen der Gefallenen, von Stadtbaumeister Heckert entworfen, waren kurz vorher an den beiden Pfeilern, an denen sie noch heute hängen, angebracht.[27]) — 1821 erste große, gründliche Reparatur: das Äußere abgeputzt; im Innern Türen, Altar, Gestühl ausgebessert; Witwe Borkowski erhält für 180 Sternscheiben an den Gewölben eine Summe, Klempner Stange für 30 Sterne, Maler Jacobi zu Farbwaren für das Ausweißen 13 Taler (Kostenanschlag: 221 □ Ruten die Kirche inwendig schlemmen und einmal zu weißen: 110 Taler) und für Malerarbeiten in der Kirche und an den Türen 463 Taler. 1836 nochmals gründliche Reparatur, die 137 Tage dauerte und 1385 Taler kostete (die Malerarbeiten allein 213 Taler). Neuvergoldung? Damals also, 1821, hat das Innere sein ursprünglich farbiges Gewand (siehe unten) verloren und ein weiß-goldenes erhalten.[28]) (Die Posener Kreuzkirche, ursprünglich und jetzt wieder im Innern farbig gehalten, wurde 1835 weiß übertüncht). — 1836 wurden über den Eingangsportalen auf der Süd- und Ostseite eiserne Tafeln, von der Firma Drewitz gegossen, angebracht mit der Inschrift „Heilig ist die Staette! Hier ist nichts anders denn Gottes Haus, Hier ist die Pforte des

[27]) „Thorner Wochenblatt".

[28]) Im letzten Augenblick finde ich diese auf Grund der Kirchenrechnung aufgestellte Behauptung noch ausdrücklich bestätigt durch eine Notiz auf einem mehrere Zeichnungen von der Kirche enthaltenden Umschlag (im Besitz des Herrn Gustav Weese): „Im Jahre 1815/16 ward die Kirchhofs-Mauer völlig renovirt, und die Haupt-Eingänge gegen Osten und gegen Süden wurden neu erbaut, mit Inschriften versehen und der Hof selbst mit Bäumen bepflanzt. Im Jahre 1821 ward die Kirche von außen abgeputzt, im innern geweißt, Altar, Kanzel, Chöre, Orgel usw. mit weißer Ölfarbe gestrichen, Fenster, Thüren usw. reparirt, so wie auch die Orgel völlig in Standt gesetzt."

Himmels“ und „Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst und komme, daß du hoerest“ (letztere nach Errichtung des Turms über dem Nordportale eingelassen). — 1856, gelegentlich des hundertjährigen Bestehens der Kirche, wurde das rote Fenster hinter dem Altar angebracht und ein Turmbaufonds begründet.

Als Wohnhaus des ersten Predigers hatte seit 1763 das Haus Klosterstraße Nr. 2 (Ecke Kulmerstraße, jetzt Mroczkowski) gedient, dann, nach dessen Verkauf, das Haus Ecke Rosen- und hl. Geistgasse, und zwar bis zu Pfarrer Gessels Tode 1880. — Der zweite Prediger wohnte seit unvordenklichen Zeiten in dem kleinen Hause Koppernikusstraße 35; im Jahre 1833 wurde es Dienstwohnung des Organisten und als 2. Predigerhaus das Haus Altstädt. Markt Nr. 8 erworben. — Der Küster bewohnte auf dem Kirchengrundstück ein kleines, einstöckiges Haus mit zwei Stuben, das dicht an der Bäckerstraße, an der Stelle der jetzigen Waschküche stand; den übrigen Teil des Grundstücks nahmen die beiden Gärten der Geistlichen — in einem stand eine „Lustbude“ (Laube) — und das Gärtchen des Küsters ein.[29]) Kirche und Gärten umgab im Osten und Süden ein Zaun, dann eine niedrige Mauer, die 1843 abgebrochen wurde; nach Norden hin trennten sie von dem Nachbargrundstadt, der heutigen Post, des sog. Feuergang. — 1882 und 1883 wurden beide Predigerhäuser verkauft, das Küsterhaus abgerissen und im Lutherjahre 1883 das jetzige altstädtische Pfarrhaus für beide Geistlichen, den Küster und Kirchendiener erbaut. Bei den Erdarbeiten wurden Münzen und andre Gegenstände gefunden; 270 silberne Münzen (von Sigismund I. bis Johann Casimir) und 27 größere und kleinere eiserne Gegenstände wanderten unter Vorbehalt des Eigentums ins städt. Museum. Zur Erbauung des Pfarrhauses auf dem jetzigen Platze wäre es beinahe nicht gekommen. Im Jahre 1865 wollte nämlich der Militärfiskus fast genau auf derselben Stelle ein Hauptwachgebäude (bis dahin lag die Hauptwache im Rathause gegenüber der Kirche) erbauen und verhandelte wegen Ankaufs des Grund und Bodens mit der Gemeinde; diese lehnte entschieden ab wegen befürchteter Störung der Gottesdienste; besonders nahm sie daran Anstoß, daß die Latrine an die Ostseite des Wachtgebäudes, also in recht große Nähe des Altars kommen sollte (Kanalisation gab es damals noch nicht)! Der Fiskus aber, hartnäckig, drohte mit Expropriation, da in ganz Thorn kein andrer, geeigneter Platz vorhanden sei. Es mußten erst Magistrat, Stadtverordnete, Regierung und Konsistorium ebenfalls protestieren, bis endlich der Militärfiskus seinen freundlichen Plan fallen ließ! 1878 warf der

[29]) Städt. Archiv X 25.



B. Zaremba - Thorn, Phot.

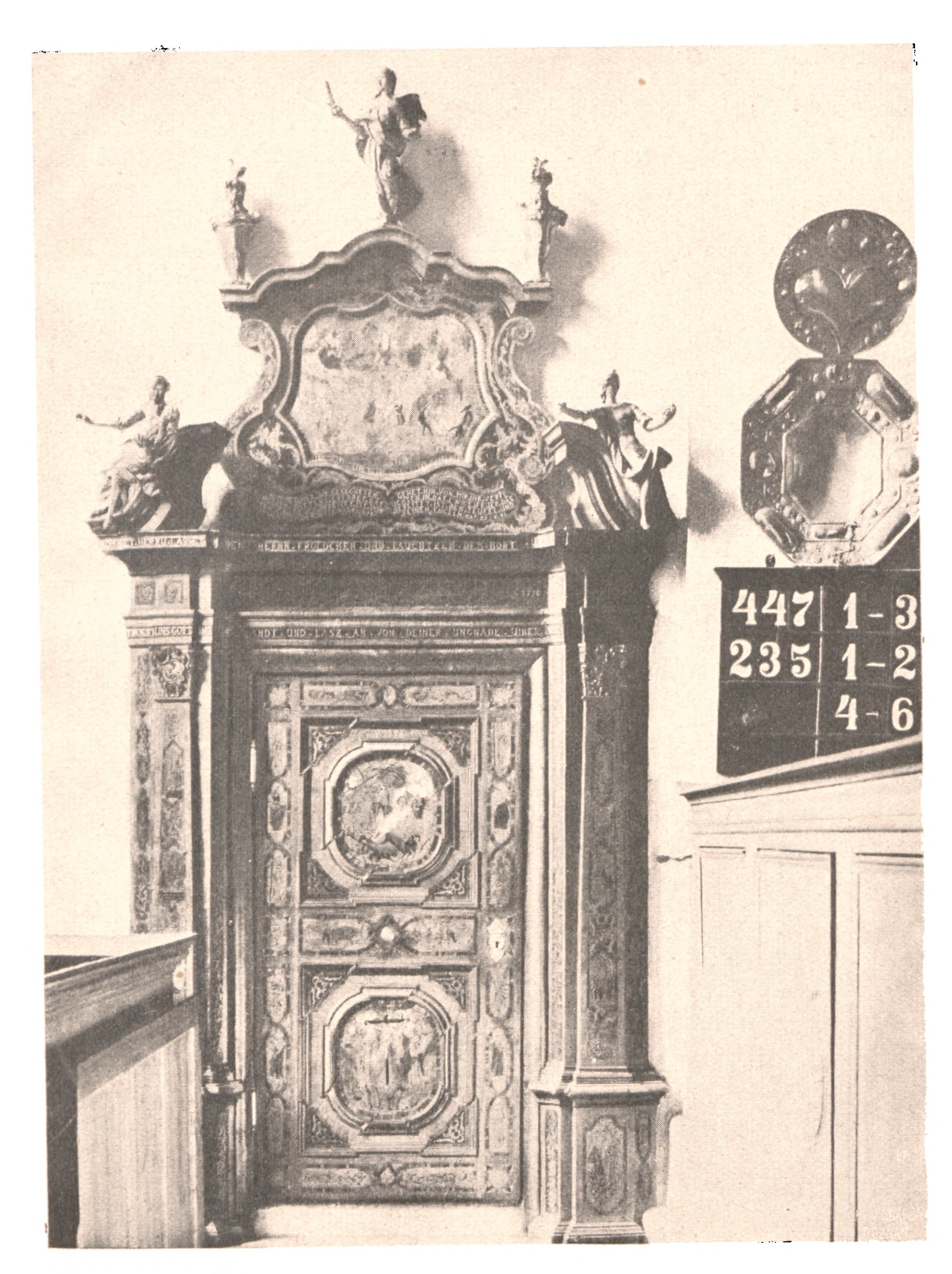


Justizfiskus sein Auge auf das Grundstück zur Erbauung eines Gerichtsgebäudes; die Gemeinde lehnte wieder ab, und die Justiz war vernünftiger als das Militär. — In den Jahren 1897/9 wuchs der Turm in die Höhe, der heute der Kirche ein so stattliches Ansehen gibt, während sie vorher in der Tat nur wie ein großes Profangebäude wirkte. Hierüber berichtet Stachowitz a. a. O. genau. Die Baukosten betrugen 129 834 Mk.! Im Januar 1920 wird Thorn, das auf Grund des Friedensschlusses von Versailles an Polen gefallen ist, von poln. Truppen besetzt; am 8. Mai 1923 der Pfarrer an der altstädtischen Kirche, Melhorn, ausgewiesen. — Im Jahre 1926 wurde der alte, sehr schadhafte Putz von Kirche und Turm abgeschlagen und das Ganze mit einem Kostenaufwande von rund 33 000 zł neu abgeputzt (ein Drittel dieser Summe steuerte der polnische Magistrat, der immer noch Patron der Gemeinde ist, auf Grund seiner patronatlichen Verpflichtung bei).

Wir betrachten nun die Kirche im einzelnen.

Im **Außenbau** fällt jetzt als Hauptstück sofort der T u r m auf, der, wie das Schiff naturfarben geputzt — nur die stark ausladenden Gesimse sind aus Sandstein —, durch seine helle Farbe und seinen kupfernen Helm sich schon von weitem von den fast ausnahmslos in Ziegelrohbau errichteten und ziegelsteingedeckten übrigen Großbauten Thorns energisch abhebt. Er ist in den Jahren 1897—1899 erbaut worden. Der Entwurf rührt von dem Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, Hugo Hartung, her. Er paßt sich in seiner Gesamtwirkung und den Einzelformen dem Stil der Kirche in glücklicher Weise an. Das Fundament reicht 10 m tief unter die Erdoberfläche und ruht auf 99, fünf Meter tief in den Boden eingerammten Pfählen. Der Baukörper gliedert sich in drei Geschosse. Das unterste, durch das der Haupteingang führt, den auf hohem Sockel je zwei mächtige Halbsäulen mit stark verkröpftem barockem Gebälk und Giebelfeld flankieren, enthält eine geräumige Vorhalle, zu deren Seiten je zwei Zimmer übereinander liegen; das mittlere eine eiserne Wendeltreppe; das oberste, das Glockenhaus, setzt auf vier Eckpfeilern auf und bildet eine hohe, offene Laube; darüber die Pyramidenspitze, von einem drei Meter hohen, schmiedeeisernen, vergoldeten Kreuz gekrönt. Die Gesamthöhe beträgt 64 Meter, die Höhe bis zur Dachkante 38 m.

Abgesehen vom Turme, ist unsre Kirche ein rechteckiges schlichtes L a n g h a u s ohne jede in die Augen fallende Gliederung. Das ergab sich schon aus dem Zwang der politischen Verhältnisse: sie durfte nur wie ein großes Bürgerhaus aussehen. Doch ging der architektonische Zug der Zeit auch sonst zum Teil in derselben Richtung. Den Langhausbau (mit Chorraum) hatte man aus dem Mittelalter her durch die ganze Renaissance hindurch zäh festgehalten, ebenso im Barock trotz aller wagemutigen Versuche gerade in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, durch neue Plangestaltung dem Ideal einer protestantischen Kirche näherzukommen (Sturm u. a.). Auch in Sachsen sind damals trotz Bährs Dresdener Frauenkirche viele Langhausbauten mit Chor entstanden. Ja, die besondere Choranlags fällt nicht selten fort; es entstehen, wie in



Jakowczyk - Thorn, Phot.



Thorn, richtige rechteckige „Predigtkästen", in denen lediglich innen für den Altar ein Raum abgetrennt ist. Und im Äußern waren die protestantischen Kirchen des Spätbarocks auch sonst in Deutschland im Gegensatz zu denen im katholischen Süd- und Westdeutschland oft „von demonstrativer Einfachheit, ja Kunstlosigkeit".

Diesem Zuge der Entwickelung folgt unsre altstädtische Kirche. Wohl springen in der Mitte der beiden Längsseiten Risalite mit stattlichen Portalen aus Krakauer Bergmarmor vor, jedoch nur so wenig, daß der flüchtige Blick sie kaum entdeckt, vielmehr den Eindruck schlichter, grader Wände hat. Und wohl besorgen an den Ecken und zwischen den Fenstern da, wo in der Gothik Strebepfeiler und im Hochbarock kräftig vorspringende Pfeiler und Halbsäulen ein starkes Relief erzeugten, lisenenartige Pilaster die senkrechte Gliederung, jedoch ist die Profilierung so schwach, daß sie erst das aufmerksamer hinsehende Auge entdeckt, und zwar nur bei günstiger Schrägbeleuchtung, in der man dann allerdings an dem feinen Licht- und Schattenspiel sich erfreuen kann. — Es ist allerdings anzunehmen, daß ursprünglich die farbige Behandlung des Putzes die Profilierung mehr heraushob; denn auch an diesem Bau werden damals, wie allgemein üblich, die hervortretenden Teile (Pilaster, Fenster, Gesimse) die Naturfarbe des Putzes gezeigt haben, die übrigen Flächen aber gelb oder rosa getönt gewesen sein.

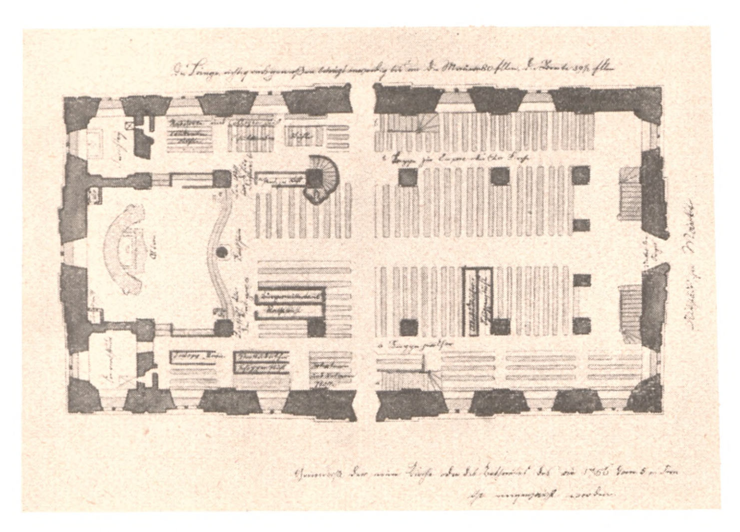
Hohe, durchgehende Fenster, ähnlich denen in gotischen Hallenkirchen, die auch noch im Barock für die senkrechte Gliederung der Wand sehr beliebt waren, durften die Thorner nicht anbringen, da das Gebäude dann äußerlich zu sehr einer Kirche geähnelt hätte; dem „Bethause" mußten zwei Reihen Fenster übereinander ein profaneres Aussehen geben. — Das ist nun an und für sich kein Schade, sondern ein Vorzug, denn diese klare Geschoßteilung entspricht der innern Teilung des Raumes durch Emporen; doch wäre sie sachgemäßer und günstiger in Erscheinung getreten durch niedrige Fenster im Unter- und höhere im Obergeschoß; so war es auch anfangs geplant, wie die Entwürfe im altstädtischen Kirchenarchive zeigten (dann hätten freilich die Emporen nicht so hoch über dem Fußboden angebracht werden dürfen, wie es jetzt der Fall ist). Nur dem zwingenden Wunsch des Premierministers nachgebend, der große Fenster unten, kleinere oben, als dem Aussehen von Bürgerhäusern analoger erachtete, machte man es so, wie geschehen. Die Fenster selbst, schlicht rechteckig, im Obergeschoß durch je ein Holzkreuz in vier, im Untergeschoß in sechs Flügel geteilt, sind durch einfache angeputzte Umrahmungen ohne jedes Rokokoornament aus der glatten Mauerfläche herausgehoben (nur „Ohren" an den oberen Ecken der oberen Fenster). Auch die

Pilasterkapitelle (nur dünne, wagerechte Leistchen deuten sie an) entbehren jedes Schmuckes. Im übrigen zieren die Mauer zwischen den oberen und unteren Fenstern leicht profilierte, angeputzte Tafeln in Bretterstärke. Die wagerechte Gliederung ist durch einen Sockel betont (Sandstein, 80 cm hoch), der auf eine Schwelle aus Granit aufsetzt, und unter dem Dachanfall durch ein fein profiliertes, mäßig kräftiges, umlaufendes Gesims. Auf den sonst so beliebten Abschluß durch eine Ballustrade mit Urnen und dgl. mußte man verzichten.

Gut gezeichnet sind beide Giebelseiten, von denen jetzt freilich nur noch die westliche erhalten, die östliche aber durch den Turm zum größten Teil verdeckt ist. Auch an ihnen ist in dem Untergeschoß die Mitte, den Langseiten entsprechend, durch einen leicht vorspringenden, mit einem antiken Tympanon (dreieckigem Giebelfeld) gekrönten Risalit betont, dem als oberster Abschluß die beliebte Barockschweifung, die wir an so vielen Häusern und Schränken jener Zeit sehen (zwei sich überschlagende Wellen), entspricht, von der dann nach beiden Seiten hin, den Dachanfall verdeckend, die Giebelschräge in leichten Kurven, in einer Volute endigend, durch je einen Pilaster noch einmal unterbrochen, abfällt. Das Dach war (und ist jetzt noch) mit großformatigen holländischen Pfannen gedeckt.

Der Putz des Äußern war gelb gefärbt (so ist es wenigstens im Jahre 1856 bezeugt). Die zwei hohen, zweiflügeligen Außentüren haben als Zierrat Pilaster mit geschnitzten Kapitellen und an der Innenseite riesige kunstvolle Schlösser.

Treten wir in **das Innere,** so sehen wir eine siebenjochige, kreuzgewölbte, 46 Meter lange, 23 Meter breite Halle von drei gleich hohen Schiffen, also eine Raumgestaltung, die als Erbschaft aus der gotischen Zeit sich in zahlreichen Kirchen, auch protestantischen, bis ins 18. Jahrhundert hinein erhalten hat. Nur daß die Schiffe weit weniger himmelstürmend sind als im späten Mittelalter (nur 14½ m hoch) und die Gewölbekappen, mit vergoldeten Sternen auf kreisrunden Holzscheiben geschmückt, ohne Trennung durch Rippen und Quergurte (nur schwache Längsgurte sind vorhanden), scharfgratig aufeinanderstoßen, wie im Barock üblich. Der Gewölbequerschnitt zeigt nicht den gotischen Spitzbogen, sondern einen verminderten, gedrückten Halbkreis. Die 2×6 gewölbetragenden Pfeiler mit simplen Kämpfergesimsen (an den Wänden entsprechen ihnen Pilaster mit denselben Kämpfergesimsen) stehen auf quadratischer Grundlage; doch sind die Ecken ausgespart, so daß ein kreuzförmiger Grundriß herauskommt. — Der Raumeindruck ist nicht so hehr wie in mittelalterlichen Kirchen; es fehlt ihm das „geheimnisvoll am lichten Tag", zumal auch die



Gerdom - Thorn. Phot.

Im nördlichen Seitenschiff von links nach rechts: Sakristei; Professoren- u. Kollegengestühl; dann Studenten- u. Schulknabenbänke. — Im südlichen Seitenschiff: die Konventsstube; die Bänke für die Doctores Medicinae; die vorstädt. Schöppenbank; das Gestühl der Sekretarien u. Notarien. — Im Altarraum in den Ecken an der Westwand 2 Beichtstühle; vorne an den Stufen zum Gemeinderaum je ein Lesestuhl für den Prediger u. die Studiosen. — Im Mittelschiff, der Kanzel gegenüber, die Bürgermeisterbank u. der Ratsstuhl; weiter nach der Orgel zu der altstädt. Schöppenstuhl.



ganz schmucklosen, mit kleinen rechteckigen Scheiben in Bleifassung hellverglasten Fenster keine mystische Stimmung aufkommen lassen, sondern dem nüchternen Tageslicht fast ungemildertes Einströmen gestatten. Die Aufklärung klopfte damit an die Tore der Thorner Kirchengemeinden, obwohl ihre Geistlichen noch durchwegs stramm orthodox (u. antipietistisch) gerichtet waren. Doch wirkt das Innere immerhin würdig und feierlich und tat es noch weit mehr, solange es seine ursprüngliche reiche, farbige Ausstattung besaß. Keinesfalls gilt von ihm, was man von vielen Kirchen der Rokoko- und Zopfzeit sagen muß, daß es „völlig weltlich anmute". —

Der Altarraum, die beiden westlichsten Mitteljoche einnehmend, ist um drei, früher mit einer Holzbalustrade und Mitteltür besetzte Stufen über den Gemeinderaum erhöht und so von ihm (auch nach den Seiten hin durch die hohen Kommunikantenbänke) sehr deutlich abgeschlossen: eine katholisch-mittelalterliche Reminiszenz, die in einer evangelischen Kirche nicht am Platze ist. In der katholischen Kirche hat es Sinn, wenn der Altarraum deutlich von dem profanum vulgus des Kirchenvolks abgeschlossen ist, da am Altar lediglich die geweihten Priester mit ihren Ministranten zu fungieren haben, während die Laien vom Kirchenschiff aus zusehen und auch zum Empfang des hl. Abendmahls nicht bis an die Stufen des Altars, sondern nur bis zur Schranke des Altarplatzes vortreten. Nach evangelischer Auffassung jedoch gibt es in der christlichen Gemeinde den Unterschied von Priestern und Laien nicht; auch die Nichtgeistlichen sind Priester („allgemeines Priestertum"), uud auch die Geistlichen sind Gemeindeglieder; alle Gemeindeglieder treten zur Feier des hl. Abendmahls dicht an den Altar heran, an den Tisch des Herrn, zu dem sie geladen sind. Es hat daher keinen Sinn, den Altarplatz gegen sie abzuschließen, als wollte man ihnen zurufen: „hier gehört ihr nicht her!"— Etwas gemildert wird ja dieser katholisierende Eindruck unsres Altarraumes dadurch, daß die Stufen nicht nach außen, nach der Gemeinde hin (wie meist in katholischen Kirchen, z. B. in St. Jakob Thorn, wo wir auch noch die Rokokoschranken haben), sondern nach innen, nach dem Altare zu, eingeschwungen sind, als wollten sie einladen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid" und daß jetzt die Chorschranken nicht mehr vorhanden sind.

Sehr leicht, zu leicht hat es sich der Baumeister mit den beiden, wie die Kirche selbst gewölbten, einst mit je einem vom Kirchenraum her zu heizenden Kachelofen versehenen Sakristeien gemacht, die er in die Ecken zu den Seiten des Altars rückte ohne den leisesten Versuch einer organischen Eingliederung: sie schneiden in etwa der halben Höhe der Kirche glatt

wagerecht ab, und die Gemeindeglieder auf den westlichen Emporenenden haben den zweifelhaften Genuß, auf diese Sakristeigewölbe von oben her hinuntersehen zu können. Daß er zwei Sakristeien anlegte — sie wurden Treskammern, d. h. Schatzkammern genannt (vgl. Tressel, Tresor), volkstümlich in Thorn: Tröstkammern —, verdankte er vielleicht dem Rat des vielgelesenen Kirchenbautheoretikers Sturm, der da meinte, es sei „sehr gemein, d. h. häufig, daß die Kollegen in einer Kirche in Feindschaft mit einander leben, und also, wenn sie in solchen (gemeinsamen) Sakristeyen bey einander sind, nur das Geblüt einander warm machen"; daher sei in Kirchen, an denen mehrere Geistliche wirken, für jeden derselben eine eigene, kleine Sakristei anzuordnen, die zugleich als Beichtstube benutzt werden könne. — Diese weise Vorsicht ist nun freilich in Thorn trotz der zwei Sakristeien nicht beobachtet worden, denn die eine, die südliche, diente als Convents- oder Consistorialstube, „wo E. E. Ministerium nebst dem Herrn Präside und Assessoribus zusammenkommen". Der Rat der Stadt Thorn war oberste Kirchenbehörde. Im Jahre 1605 hatte er ein Kirchenamt oder Consistorium eingerichtet, dessen Direktor ein Bürgermeister, dessen Assessoren zwei Ratleute und drei Geistliche waren. Von 1683—1768 durfte Thorn kein Consistorium, d. h. keine Behörde für Ehesachen und sonstige Fälle der geistlichen Gerichtsbarkeit haben; dann trat es wieder in Tätigkeit: Präses war ein Bürgermeister, Mitglieder alle Stadtgeistlichen. Das Ministerium war die Gesamtheit der Thorner Geistlichen, deren Senior der erste Geistliche der Altstadt war, Direktor Ministerii war ebenfalls ein Bürgermeister.

Wertvoll sind die beiden Sakristeitüren: echt barock ihre Umrahmung durch Pilaster, verkröpfte, geschweifte, hohe Giebelverdachung mit Vergoldung und eingelegten Ornamenten und Sprüchen; auf den Türen selbst biblische Darstellungen in Intarsia. Solche Einlegearbeiten an Türen, Schränken und dergl. waren im 18. Jahrhundert in Thorn sehr beliebt; schöne Stücke dieser Art kann man im Rathause sehen (im Jahre 1749 beschloß der Rat: ein Tischlergeselle solle als Meisterstück eine Tür mit Portal für das Rathaus verfertigen. NB. An der Türe in der Ostwand der Ratsstube, die allerdings ganz besonders prunkvoll mit Einlegearbeit von verschiedenfarbigen Hölzern, Elfenbein und Perlmutter geschmückt ist, hat Tischler Hohlmann um 1735 nach Prätorius: Topographische etc. Beschreibung der Stadt Thorn S. 111, nicht weniger als drei Jahre gearbeitet!).

Emporen, Kanzel, Orgel sind in entschiedenem Rokokostil behandelt. Trotzdem darf man unsere Kirche nicht einfach Rokokokirche nennen. Die Kirchenbauten jener Zeit (besonders





Jakowczyk - Thorn, Phot.



gilt das für die protestantischen Kirchen) sind sowohl auf ihre äußere Erscheinung, wie auch auf ihre innere Raumgestaltung hin angesehen, völlig ohne Zutun des Rokoko entstanden, sie sind einfach Spätbarock; lediglich die Dekoration im Innern ist Rokoko (Dehio 289, 296).

Viel wichtiger jedoch als der Stil ist für eine protestantische Kirche die Planbildung des Innern: Diese erst, die Anordnung von Altar, Kanzel, Emporen, Gestühl zueinander, macht eine Kirche zu einer protestantischen, wenn es gelingt, sie als einen sakral wirkenden Raum zu gestalten, und in ihr die ganze Gemeinde, als Einheit zusammengefaßt, in einwandfreier Weise um die beiden Hauptstätten, Altar und Kanzel, zu sammeln. Denn ist die katholische Kirche vor allem Heiligtum, Haus Gottes, so die protestantische vor allem der Versammlungsort der Gemeinde, die zur Anbetung und zum Hören des Wortes Gottes (auf letzterem liegt aber der Hauptakzent) zusammenkommt. Daher hier die Sorge um eine genügende Zahl von Sitzplätzen (seit der Reformation bei den stundenlangen Predigten unentbehrlich), die nur so weit von Altar und Kanzel entfernt sein dürfen, daß das gesprochene Wort gut zu verstehen ist, und so gerichtet sein müssen, daß Altar und Kanzel stets zu sehen sind. Daher die Notwendigkeit von Emporen, wie denn zuweilen mehrere (in der Dresdener Frauenkirche sechs!) übereinander angeordnet sind; die leidige Notwendigkeit verschiedener Richtung der Bankreihen, wenn man Altar und Kanzel nicht von allen Plätzen her in der gleichen Blickrichtung erfassen kann. Die innere Planbildung ist das Kernproblem der protestantischen Kirchenbaukunst, um das seit der Reformation bis heute gerungen wird. Wir finden im 17. und 18. Jahrhundert eine ganze Reihe verschiedener Lösungsversuche: Den Zentralbau; den Langhausbau; in diesem entweder Altar und Kanzel an der einen Schmalseite, gewöhnlich im Osten, die Emporen aber im Oval gegen sie hin gekehrt (Langkirchen); oder Altar und Kanzel in der Mitte der einen Langseite, die Emporen an den übrigen drei Seiten: die spezifisch protestantische Form der Querkirche; dann: Altar und Kanzel zu einem Stück zusammengefaßt (Kanzel-Altar),wobei die Kanzel über dem Altar hängt oder — selten! — an die Vorderseite des stark erhöhten Altarplatzes, etwa in halber oder ganzer Höhe desselben, angebaut ist (so ursprünglich in der Dresdener Frauenkirche); endlich die im späten Mittelalter übliche Art, daß der Altar im Osten an der Schmalseite, die Kanzel aber an einem Pfeiler des Mittelschiffes angebracht ist.

Sehen wir uns daraufhin unsere altstädtische Kirche an, so müssen wir mit Bedauern feststellen, daß sie in der Plangestaltung

rückständig ist. Zwar ist es zu billigen, daß der Altar an der westlichen Schmalseite und nicht an der östlichen (wie es ursprünglich und lange Zeit hindurch beabsichtigt war) steht, denn an dieser letzteren, die an den Marktplatz stößt, mußte der Haupteingang liegen. Auch ist es zweifelhaft, ob bei der großen Längenausdehnung der Kirche die Queranlage — eine solche hatte der Königsberger Architekt und ursprünglich auch A. Baehr entworfen — glücklich gewesen wäre (in der Querkirche — die Kanzel in der Mitte der einen Längsseite — sitzen zuviel Gemeindeglieder außerhalb des Schallkegels des Predigers: akustisch sehr ungünstig). Uns erscheint es vielmehr als ein Vorzug unsrer Kirche, daß der Blick des durch den Haupteingang Eintretenden durch die ganze Länge der Kirche zu dem in der Hauptachse an der gegenüberliegenden Front stehenden Altar hingezwungen wird, was weit mehr feierliche Stimmung gibt, als es bei der zu großen, profan wirkenden Nähe des Altars an einer der Langseiten möglich gewesen wäre; zumal in Thorn der Altar im Blickpunkte in helleres Licht gerückt ist — eine in der Barockzeit überall sehr beliebte Lichtführung — dadurch, daß die Emporen nicht die ganze Seitenlänge der Kirche einnehmen, sondern schon vor ihm aufhören, während der Gemeinderaum in weniger hellem, zum Teil nur reflektiertem Lichte liegt (die Emporen verdecken die oberen Fenster). Daß die Kanzel in Thorn nicht mit dem Altar zu einem Kanzelaltar vereinigt wurde, ist bei der großen Tiefenausdehnung des Altarraumes aus akustischen Gründen — die Stimme des Predigers würde einen gar zu langen, leeren Raum bis zu den ersten Hörern zu überwinden haben — zu billigen, so beliebt auch solche Vereinigung in protestantischen Kirchen damals war.

Aber daß die Kanzel nicht an den vorletzten, an den Altarraum stoßenden Pfeiler, sondern an den drittletzten gestellt wurde, ist unbegreiflich. In jenem Falle hätte die Gemeinde von allen Bänken des Mittelschiffs her Altar und Kanzel in annähernd derselben Richtung vor sich gehabt; so aber, bei der vom Baumeister gewählten oder ihm aufgedrungenen Anordnung, war erstens für die der Kanzel gegenüberstehenden Bänke ein Richtungswechsel nötig (sie stehen jetzt im rechten Winkel zu den übrigen, so daß die Kirchgänger sich teilweise unmittelbar ins Gesicht sehen), und zweitens mußte für drei unter der Kanzel angebrachte Bänke zu dem wirklich nicht schönen Aushilfsmittel der Drehlehnen gegriffen werden, die beweglich sind und für Liturgie und Predigt je nachdem vor- und zurückgeklappt werden müssen, womit jedesmal ein Wechsel des Sitzplatzes verbunden ist. In den beiden Augsburger Kirchen, in denen solche Klappbänke (Umkehrbänke nannte man sie in Thorn) zuerst erschienen (1526), sind sie zu entschuldigen, da man in

diesen aus dem Mittelalter stammenden katholischen Kirchen mit ihrer an einem Mittelpfeiler bereits angebrachten Kanzel das Gestühl einrichten mußte, sogut oder so schlecht es eben ging. Aber daß dieser Notbehelf nun in der Folgezeit in vielen andern, neuerrichteten, von Anfang an evangelischen Kirchen, unter ihnen auch in unsrer altstädtischen, nachgeahmt wurde, war wirklich recht überflüssig.

Auch die Anlage der Emporen ist ungenügend. Sie steigen zwar, was zu billigen ist, nach der Außenwand stark an und haben gute Beleuchtung. Mit der Südempore geht es auch sonst noch an; man kann hier von den meisten Plätzen den Geistlichen, wenn auch nicht am Altar, so doch auf der Kanzel, sehen. Die Nordempore jedoch befriedigt in keiner Weise. Nur von ihrer vordersten Bank können die Kirchgänger, wenn sie aufstehen, den Liturgen am Altar und den Prediger auf der Kanzel sehen, von den übrigen Bänken jedoch nicht, und dabei faßt diese Empore 250 Sitzplätze! Daß die Emporen gegen den Altarraum hin unorganisch, willkürlich endigen, haben sie mit zahlreichen andern protestantischen Kirchen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gemein.

Die **Innenausstattung** (bei der es erlaubt sei, auch diejenigen Stücke zu erwähnen, die schon aus älterer oder erst aus neuerer Zeit stammen): Die Bänke sind ganz schlicht gehalten (die obere Kante der Wangen ist im Rokokosinn leicht geschweift); sie haben, unangestrichen, ihre natürliche braune Holzfarbe. Nur das Gestühl des Rats, der Schöppen, der Doctores med., der Prediger, der Sekretäre und Notarien hebt sich durch Erhöhung um eine Stufe, Bequemlichkeit, höhere Wangen, Rück- und Pultwände und Polsterung von den übrigen Bänken, doch nicht allzu auffällig, ab (an der Ratsbank stand in alten Zeiten der Amtsdiener, der den Herren die Tür aufmachte und ihnen das Gesangbuch reichte; die Wachslichte auf dem schönen Messingarm am Pfeiler dahinter wurden von der Kämmerei bezahlt). Die meisten Sitze in der Kirche waren feste, d. h. entweder von Amts wegen den Amtspersonen zugewiesen, oder von Korporationen oder Privaten gemietet; so z. B. von den Böttcher-, Schneider-, Züchner-, Schmiede-, Stellmacher-, Barbiergesellen und den Kaufdienern; selbst für ihre Dienstboten mietete die Herrschaft wohl eine „Klappe", d. h. einen anklappbaren Stuhl am Gange; — Manns- und Frauenstellen natürlich streng getrennt (wie noch heute in manchen Gegenden).

Abgesehen vom Gestühl bewahrheitet sich in unsrer Innenausstattung, was Georg Dehio in seiner „Geschichte der deutschen Kunst" vom Barockstil (das Rokoko als Innendekoration in seiner letzten Phase eingeschlossen) sagt, nämlich, daß er ein schmuckbegieriger Stil sei, das einzelne Schmuckglied aber an sich wenig

bedeute; „die Einzelheiten sollen nicht nach einander abgelesen werden, sie fließen dahin im großen Strom des Gesamteindrucks.“ Die Schmuckbegier, die am Äußern der Kirche durch den Willen der polnischen Obrigkeit zur völligen Enthaltsamkeit gezwungen war, konnte sich im Innern nach Herzenslust regen und tat es auch: im Schnitzwerk der Emporen, Orgel, Kanzel, des Altars, in der reichen Vergoldung, in den lebhaften Farben (heute überall durch das gleichmachende Weiß überstrichen), in den prächtigen Türen der Sakristeien. Die Einzelheiten darf man in der Tat nicht mit kritischen, durch Meisterwerke vermwöhnten Augen betrgchten. Sie sind freilich nach künstlerischen Vorlagen ausgeführt worden, aber mit Ausnahme des in Danzig entworfenen und ausgeführten Orgelgehäuses doch nur von einem biedern Thorner Handwerks meister. Indessen: diese Einzelheiten helfen dazu, den Gesamteindruck zu einem überaus festlichen zu machen. — Glücklicherweise trifft die weitere Charakterisierung der deutschen Rokokodekoration durch Dehio unsre Kirche nicht mehr, daß nämlich das deutsche Muschelwerk (rocail) ungezähmter als das französische sei, daß es mit absichtsvoller Mißachtung der architektonischen Grenzlinien über sie hinspiele, daß es eine unentwirrbare Masse züngelnder, flammender, quirlender Linien bilde, und daß das letzte Ergebnis die Auflösung des plastisch-tektonischen Eindrucks in einen malerisch-optischen sei, das Hineingerissenwerden in Rausch und Taumel. Das ist der Fall bei einem der drei Rokokoaltäre in der Jakobskirche hier, dem Josephsaltar im nördlichen Seitenschiff, an dem wirklich Architektur und Ornament aus Rand und Band geraten ist und die Holzplastiken sich so unleidlich geziert-nervös drehen und winden, daß im Vergleich mit diesem Altar die in derselben Kirche stehenden, doch wahrlich auch schmuckbegierigen Barockaltäre fast wie Exempel edler Einfalt und stiller Größe anmuten. — Dergleichen wäre für eine protestantische Kirche unerträglich, ist aber glücklicherweise in Thorn vermieden. Das Tektonische kommt durch die graden, eckigen, schwerwuchtenden Pfeiler, die geraden Wände, geraden, senkrecht abgeschlossenen Seitenemporen (die nur am untern Rande einen leichtgeschwungenen geschnitzten, draperieartigen Anhang haben) im Gesamteindruck voll zur Geltung; das rocail spielt nicht über die architektonischen Grenzlinien hin, sondern fügt sich ihnen ein und erzeugt zwar das Gefühl leicht flutenden Lebens, aber nicht das von Rausch und Taumel. Maßlosigkeiten sind durchaus vermieden.

Einzelstücke:

Der Altar, genauer: der Altarumbau, denn der Altar selbst ist lediglich ein viereckiger Mauerklotz. Wie anders ist er gestaltet, als die bescheidenen, niedrigen Schreinaltäre des Mittelalters, die

wir noch in einigen Exemplaren in den katholischen, gotischen Kirchen Thorns sehen, wie anders auch als die Früh- und Hochbarockaltäre, von denen ebenfalls unsre katholischen Kirchen eine reiche Mustersammlung aufweisen, die entweder hohen, pompösen Gebäudefassaden ähnlich sind, oder in der Hauptsache aus einer einzigen, großen mit einem Bilde bemalten Leinwand oder einer Nische für eine große Plastik bestehen, von einem üppigen architektonischen Rahmen von, oft gedrehten, Säulen, Gebälken, Rankenwerk eingefaßt und als eine, das Ganze abschließende, die Mauerwand deckende Kulisse wirkend. Unser Altar ist, darin ähnlich dem um 26 Jahre älteren Hochaltar in St. Marien (der aber an Wert unter ihm steht), ganz aufgelockert, aufgelichtet, ohne jede feste Bilderwand oder Nische, ohne Rankenwerk. Um den viereckigen Tischkasten herum stehen auf einem Kreissegment zweimal vier schlanke, glatte Säulen mit korinthischen Kapitellen, an ihrem Fuß die vier Evangelisten mit ihren Symbolen (Matthäus mit dem Engel, Markus mit dem Löwen, Lukas mit dem Stier, Johannes mit dem Adler); in der Mitte am hochragenden Kreuz der Herr, nicht barock-gewaltsam, nicht feminin-schmachtend, wie sonst oft im Rokoko, sondern würdig, männlich. Über den Säulen ein entsprechend dem Grundriß geschwungenes Gebälk und darauf ein krönender Thronhimmel; zu beiden Seiten desselben, den Vorhang zur Seite schiebend, so daß unser Blick in das Innere des Himmels dringt, in dem über Wolken die strahlende Sonne mit der Inschrift in hebräischen Lettern „Jahve" (Jehova) aufgeht, stehen je 2 Engel, mit Gebärden zur Anbetung auffordernd. Die Krönung des Baldachins bilden Engel in Wolken mit einer Kugel, auf der ein Engel die Tafeln des Gesetzes hält. Das Ganze ist leicht, schwebend, von Licht durchflutet. — Alles: Säulen, Figuren, Baldachin ist aus Holz, in der Idee aber aus Marmor und Gold hergestellt (das Holz war „steinfarben" bemalt und zum Teil vergoldet), was ganz barockgemäß ist, da damals der Schein alles war. — Der Altar hob sich früher, weil an die Kirchenwand dahinter noch ein Vorhang gemalt war, weit wirkungsvoller vom Hintergrunde ab als heute. — In diesem Altar verkörpert sich in etwas das Irrationale, Unaussprechliche, das in keinem Kircheninnern fehlen darf, in dem die Gemeinde zu dem betet, der höher ist als alle Vernunft. (N. B. Der Urtypus dieser Art Altäre steht in St. Peter in Rom: das Altartabernakel Berninis [vier freistehende Säulen tragen einen Baldachin], das seinerseits wieder an die Form des altchristlichen Ciborien anknüpft.)

Seitlich an den Stufen des Altars zwei schmiedeeiserne Gitter von 1756 in guter Ausführung mit je einem Crucifixus aus Messingguß in der Mitte und einer Messingleiste am oberen Rande mit der

Inschrift „hier empfahe ich den wahren Leib Christi“ und „hier empfahe ich das wahre Blut Christi“.

In der Regel standen also bei der Austeilung des Abendmahls zwei Geistliche am Altar; der eine reichte dem vor dem ersten Gitter auf einem mit einem roten Tuch überzogenen Polster Knienden das Brot, der andere, nachdem der Kommunikant hinten um den Altar herumgegangen war, an dem zweiten Gitter den Kelch. So war es in lutherischen Kirchen damals allgemein üblich.

Den Altarraum grenzen rechts und links seitlich zwei Kommunikantenbänke ab.

Die an die Pfeiler des Altarraums angebauten Sitze sind, worauf schon die allegorischen Bilder an der Rückenlehne deuten, was aber auch noch sonst ausdrücklich bezeugt wird, Beichtstühle. Denn in jener Zeit waren freilich in zahlreichen evangelisch-lutherischen Kirchen Privatbeichte und Beichtstuhl schon verschwunden, in andern aber trotz deren heftiger Bekämpfung durch die Pietisten — sie nannten den Beichtstuhl „Satansstuhl“ und „Teufelspfuhl“ — noch durchaus Sitte. Zwar war es nicht die Ohrenbeichte der Katholiken, bei der der Beichtende die von ihm begangenen Einzelsünden dem Priester aufzählt und daraufhin absolviert wird (die hatte Luther freilich zunächst noch beibehalten — vgl. seine Anweisung, „wie man die Einfältigen soll lehren beichten“ im Kleinen Katechismus —, doch nicht als Zwang), wohl aber Einzelbeichte in der Art, daß die Beichtenden, ehe sie zum heil. Abendmahl gingen, einzeln zu dem im Beichtstuhl sitzenden Pfarrer traten, von ihm, wenn es nötig erschien, einem Katechismusverhör unterworfen wurden, ein vorher auswendiggelerntes Beichtbekenntnis aufsagten und dann einzeln die Lossprechung erhielten. So, wie an andern Orten, in Thorn. Denn wenn hier auch in der Pestzeit von 1656 die lutherischen Gemeindeglieder notgedrungen so gebeichtet hatten, wie die Reformierten es immer getan hatten (man hielt an sie eine allgemeine Ermahnung und sprach ihnen dann eine allgemeine Absolution zu), weil bei dem großen Andrang der Beichtenden nicht genug Prediger waren, um jeden einzeln beichten zu lassen, so war das eben seltene Ausnahme gewesen. Senior Neunachbar, der nichts dagegen hatte, daß auch nach Erlöschen der Pest die allgemeine Beichte der lutherischen Gemeindeglieder beibehalten würde, mußte, dieserhalb mit Vorwürfen überhäuft, seine Zuhörer von neuem zur Privatbeichte anhalten, wenn er sie ihnen auch nach Möglichkeit zu erleichtern suchte („Ich fordere besonders von den Alten nicht, daß sie das Beichtformular auswendiglernen; genug, wenn sie einen Bußpsalm oder -vers oder „Gott sei mir Sünder gnädig“ sprächen, so soll das schon gelten“). Dabei blieb es. Als unsre Kirche erbaut wurde, „hielt man sich“



B. Zaremba - Thorn, Phot.



hier immer noch „zum Beichtstuhl“, zu dem Pfarrer, der in einem der an beiden Pfeilern stehenden Beichtstühle saß, beichtete also einzeln, und zwar Sonnabends, um den Tag drauf zum Abendmahl zu gehen. (Nur die nicht in Thorn wohnenden Landleute beichteten am Sonntage selbst in der Sakristei, wo dann wohl der bewegliche Einzelbeichtstuhl [grau-grün und gold; „der verlorne Sohn“ an der Rückenwand] gestanden hat, den wir jetzt noch besitzen; da kam es denn vor, daß, während ein Geistlicher auf der Kanzel predigte, ein anderer in der Sakristei die Beichte abnahm; das wurde aber vom Rat verboten: es sollte d i e s e Beichte nur „während der Lieder, nicht aber während der Predigt“ geschehen. Wie ein Menschenalter später in sehr wenig befriedigender Form die Einzelbeichte gehalten wurde, kann man in Johanna Schopenhauers „Jugendleben“ — Neudruck, Danzig 1925, S. 116 ff. — nachlesen; denn so, wie in Danzig, gings vermutlich auch in Thorn zu.)

Nicht im Widerspruch damit steht die Nachricht, es sei mit dem Beziehen unsrer neuerbauten Kirche „nicht weniger wie in Sachsen, also auch hier und in allen evangelischen Kirchen nach der Amtspredigt (Hauptpredigt, die in der Altstadt Thorn stets der Senior hielt; die andern Geistlichen hatten nur Früh- und Nachmittagspredigten und Wochengottesdienste) die Allgemeine Beichte eingeführet“. Denn diese war etwas anderes, nämlich die sog. „offene Schuld“, d. h. ein gemeinsames Sündenbekenntnis der ganzen Gemeinde, sonntäglich, gleich im Anschluß an die Predigt, und die Verkündigung der Sündenvergebung durch den Pfarrer, die sich schon vor Luther in verschiedenen Gegenden eingebürgert und eine Zeit lang auch in evangelischen Kirchen, ja, im (früheren) Königreich Sachsen bis zum heutigen Tage an der genannten Stelle des Gottesdienstes erhalten hat. In Thorn also führte man sie 1756 wieder ein und behielt sie bis zum Jahre 1854. Heute haben wir bekanntlich nicht nach der Predigt, wohl aber in der Eingangsliturgie des sonntäglichen Gottesdienstes solch ein allgemeines Sündenbekenntnis und drauffolgende Gnadenverkündigung.

In der Mitte vor den Stufen zum Altarraum ist der alte, schöne T a u f s t e i n aus schwarzem Marmor aufgestellt, den der Schöppe Johannes Schultz im Jahre 1689 für die damals noch evangelische St. Marienkirche gestiftet und die altstädtische Gemeinde nach dem Verlust dieser Kirche von den Mönchen zurückerhalten hatte: ein gefälteltes Becken auf balusterförmigem Stil, pokalähnlich, mit einem (jetzt nicht mehr verwendeten) Deckel aus getriebenem, schwarz lackiertem und teilweise vergoldetem Kupfer, der ursprünglich an einem Seil vom Gewölbe auf den Taufstein herabhing; das Seil war in regelmäßigen Abständen, wie üblich, mit vergoldeten Holzkugeln und unten, unmittelbar über dem Deckel mit

einer holzgeschnitzten Taube und einer ebenfalls geschnitzten Gruppe (Taufe Jesu durch Johannes; alles vergoldet) verziert. Das Gitter, das einst den Taufstein umgab, ist nicht mehr vorhanden.

In die dem Altar zugekehrten Seiten der westlichsten Pfeiler sind je ein Epitaph eingelassen: eines für Bürgermeister Christian Klosmann († 1774), das andere für Bürgermeister Anton Giering († 1759); beide Männer, die seinerzeit unermüdlich den Kirchenbau gefordert und gefördert haben, sind hier beigesetzt, dicht vor dem Altarraum, am Fuss der vorletzten Pfeiler. Die Inschrift auf dem Klosmannschen Epitaph hat in klassischem Latein der damalige Rektor des Gymnasiums Johann Albinus Kries verfaßt, dessen Nachkommen, die Herren v. Kries, noch heute in unsrer Heimat als Landwirte wirken.

Das Andenken der Thorner Märtyrer von 1724 bewahrt eine Tafel aus braunem Sandstein mit dem Bronzereliefbild Rösners; sie wurde im Jahre 1893 in die Nordwand des Rathaushofes, in dem einst R. enthauptet wurde, eingemauert, vor der Besetzung Thorns durch die Polen aber, um sie vor Zerstörung zu sichern, von dort entfernt und am zweiten nordwestlichen Pfeiler unserer Kirche befestigt; sie hat folgende Inschrift:

Buergermeister
Gottfried Roesner
und neun Buerger Thorns
starben am 7. Decbr. 1724
„getreu bis in den Tod“.

Darunter Rösners Wappen: 3 Rosen.

Die Kanzel ist in evangelischen Kirchen stets ein bevorzugtes Stück der Kirchenausstattung gewesen; selbst für kleine bescheidene Dorfkirchen war es Ehrensache, diejenige Stelle, von der her das Wort Gottes verkündigt wurde, so reich und schön zu gestalten, wie es nur irgend anging. In Thorn ist in St. Marien bald nach 1600 eine herrliche Kanzel geschnitzt worden. Unsere altstädtische ist glücklicherweise in ihrem Aufbau unangekränkelt von den phantastischen Willkürlichkeiten, die in der Barock- und Rokokozeit auch mit diesem Stück oft ihr Spiel trieben. Ich erinnere an die besonders in Polen öfter vorkommenden Kanzeln in der Form eines in die Kirche mit geblähten Segeln hineinsegelnden Schiffes; ja, in Reinerz in Schlesien und an anderen Orten hat man damals Kanzeln in Gestalt eines riesigen Fischrachens mit gewaltigen Zähnen und angehängtem, ringelndem Schwanz gebaut, so daß der Prediger in diesem Rachen wie ein zweiter Jonas vor der erstaunten Gemeinde auftaucht! — Unsre Kanzel ruht auf einem

leichten Ständer; die Brüstung ist nicht bauchig ausgeschweift wie in St. Jakob, sondern schlicht senkrecht, nur die gliedernden Streifen laufen in Voluten aus; die Eingangstür ist in einen stattlichen, aber doch nicht ungewöhnlich gebildeten Rahmen gefaßt, auf dem Johannes der Täufer steht; der Gang hinauf schwingt sich in elegantem Schwung unauffällig an den Pfeiler, an dem er hinaufführt. Im Rücken des Predigers ein Bild: Jesus mit den zwei Emmausjüngern: „bleib bei uns...! und er legte ihnen alle Schriften aus.“ Der Schalldeckel wirkt allerdings unruhig und reichlich überladen: An der unteren Fläche breitete früher eine vergoldete Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, ihre Flügel aus; zur Seite, an den Emporen befestigt, schwebten, wie in St. Jakob jetzt noch, zwei große, vergoldete Engel, etwa in der Haltung, wie sie auf Bildern der Krönung Mariä oder der Kreuzigung die Mutter des Herrn oder diesen selbst umschweben. Der Figurenschmuck oben auf dem Schalldeckel ist erhalten: Gott Vater mit Weltkugel und Szepter und Christus mit seinem Kreuz, auf Wolken sitzend; sehr reichlich angebrachte Ornamente. Die Kanzel ist nicht ganz und gar vergoldet wie die der Jakobskirche, sondern nur an den Zierteilen, den Voluten, dem Muschelwerk und dem figürlichen Schmuck; im übrigen war sie anfänglich schwarz (jetzt weiß) gestrichen.

Vermutlich auf der Kanzelbrüstung stand die S a n d u h r („Sandseger“ sagte man in Thorn[30]) aus Messing, die Paul Wieczorek im Jahre 1757 stiftete, der zehn Jahre vorher von Bischofswerder in Thorn eingewandert war und hier den Beruf eines Eisenkrämers betrieb.

Eine mehrere Meter hohe K a s t e n u h r mit großem Zifferblatt und schönen, messingnen Barockzeigern, über dem Zifferblatt das Thorner Wappen farbig angebracht, ist neben der Sakristeitür an der Wand befestigt.

Die O r g e l. Die Orgeln sind schon in der Renaissancezeit mit großer Liebe ausgestattet worden: Man denke nur an die schönen, kunstvollen Gehäuse hier in Thorn in St. Marien und St. Jakob. Die bereits im Mittelalter übliche Anordnung der Pfeifen (in drei Türmen auf eckiger Grundfläche und zwischen ihnen und über ihnen aufgestellt und durch ein Rahmenwerk von Holz zusammengehalten) blieb die ganze Zeit hindurch dieselbe. Im Barock entwickelten sich die Orgelprospekte, der allgemeinen Schmuck- und Prunkbegier entsprechend, zu glänzenden, phantastischen Schaustücken, in denen das blinkende Zinn der Pfeifen, die bunt-

---

[30]) Seger, von dem das polnische zegar herkommt, ist ein altes deutsches Wort für Uhr, eigentlich Seiger, Tropfer.

bemalten und vergoldeten Gitter, Ranken und Figuren wie die sichtbare, blendende Verkörperung einer rauschenden Fuge erscheinen. Es war ja die Zeit der berühmten, großen Orgelkünstler (Johann Sebastian Bach, † 1750) und zugleich die der größten Orgelbauer (Silbermann, † 1753; seine erste große Orgel 1714). Mit großer Vorliebe brachte man auch Kuriositäten an der Orgel an: Engel mit beweglichen Armen, die Trompete bliesen, Pauke schlugen; singende Vögel, krähende Hähne; „Hummelchen", um Kirchenschläfer zu wecken; sich drehende Zymbelsterne u. dgl. Im Rokoko wird die Entwicklung noch phantastischer, unarchitektonischer, ausgelassener: Die große Orgel zu Oliva wirkt wie ein schmetternd emporgestoßener Posaunenakkord. — Unsere Orgel in der altstädtischen Kirche hält sich von Extravaganzen fern und erfreut durch klare Übersichtlichkeit und durch Anmut des Aufbaues. Den nach der Ostwand der Kirche zurückweichenden Kern des Werkes bilden die traditionellen 3 Türme, von denen der mittlere auf dreieckiger Grunlage mit scharfer Kante hervortritt, die übrigen aber rund sind; zu beiden Seiten rahmen ihn, weit ins Kircheninnere hinein ausladend, auf verzierten Konsolen stehend, zwei hohe, runde Pfeifentürme ein. Die sechs Felder sind teils gerade Flächen, teils leicht geschweift. Reicher Zierrat: Urnen, Arabesken, Rocail; Engel blasen Trompete, spielen Laute und Violon, taktieren. Der König David greift in die Harfe; zwei Zymbelsterne; farbige Wappen der beiden Männer, die seinerzeit die Bemalung und Vergoldung stifteten: des Johann Meisner und Johann Kirschberg. Ein Rückpositiv hatte im Unterschiede von vielen Orgeln des 18. Jahrhunderts die unsere nicht. Das Ganze ist in seinem lebendigen, elastischen Linienfluß, in seinem Vor- und Zurückschwellen, in dem klaren Aufbau, in seinem Farben- und Goldschmuck „ein Stück ersten Ranges", das weit und breit seinesgleichen sucht. — Die Brüstung der Orgelempore ist nach dem Gemeinderaum hin ausgebuchtet.

Musik machte in der neuen Kirchen nicht nur die Orgel. Wir hatten außer ihr noch reichlich Vokal- und Instrumentalmusik. Einiges davon haben wir schon gelegentlich der Kircheinweihung mitgeteilt. Weiteres lehren uns die alten Kirchenrechnungen. Nicht weniger als fünf Kategorieen von musikalischen Kirchenbeamten erhielten regelmäßig aus der Kirchenkasse ihre Besoldung: der Organist; der Stadtmusikus mit seinen Gesellen für Aufwartung, d. h. Posaunenbegleitung bei den Kirchengesängen an Sonn- und Festtagen; der Succentor oder Praecentor, ein Lehrer, der augenscheinlich die Melodieen der Kirchenlieder vor- bzw. mit der Gemeinde mitzusingen hatte; der Kantor (lange Jahre hindurch war es Contenius, zugleich Collega Gymn., d. h. Gymnasiallehrer), 1758 und

1772 Musices Director, Musikdirektor genannt, wie auch z. B. der bekannnte Johann Crüger an St. Nicolai in Berlin, der uns zu so vielen Liedern Paul Gerhardts wundervolle Melodien geschenkt hat, sich betitelte; er leitete den Sängerchor und das Orchester. Dieses war reich besetzt. Noch im Jahre 1829 werden im Inventar zahlreiche Musikinstrumente der altstädtischen Kirche aufgezählt: 1 Contra-Violon, 1 Violoncell, 4 Posaunen, 2 Trompeten, 2 Hörner (unbrauchbar); 4 Violinen, 2 Pratschen; 2 Fagotte, 2 Hautbois, 2 Flöten, 2 Flautes douces (unbrauchbar); 5 Krummbogen, d. h. runde Einsatzstücke am Waldhorn, mit denen die verschiedenen Stimmungen desselben hervorgebracht werden; 2 Pauken; dazu 6 Pulte; Leuchter; eine Sammlung alter Kirchenkantaten; Motetten; „Der Tod Jesu" von Graun in Partitur; eine Hymne von Haydn; eine Kantate von Mozart u. a. mehr. Damals war jedoch die einst blühende Instrumentalmusik schon völlig dahingewelkt; seit 1818 wurden z. B. keine Stadtmusici mehr besoldet, die Instrumente lagen zum Teil unbrauchbar irgendwo herum oder wurden 1820 auf Verfügung des Magistrats versteigert. Aber was muß das im 18. Jahrhundert für ein frohes Musicieren in den Gottesdiensten gegeben haben, wenn auch zuweilen in der Praxis das, was wir nach der Zahl und Mannigfaltigkeit der Instrumente voraussetzen müßten, nur unvollkommen zur Geltung kam! — Als den Graudenzer Evangelischen vom Bischof die Instrumentalmusik in ihren Gottesdiensten verboten wurde, empfanden sie diese Minderung ihres Gottesdienstbetriebes als unerträglich und machten Thorn und andre Städte mobil, um gegen den Bischof vorzugehen (18. Jahrh.)

Wie gesagt, im Jahre 1818 hatte die sonntägliche Posaunenbegleitung der Kirchenlieder aufgehört; aber im Jahre 1830, sicher im Zusammenhang mit der damals festlich begangenen Jubelfeier der Augsburgischen Konfession (1530) wurde sie wieder eingeführt; aus Berlin wurden für 70 Taler vier neue Posaunen angeschafft und auch die Stadtmusiker forthin wieder regelmäßig besoldet. Das blieb so bis zum Jahre 1866; von da an wurde der Etatsposten zur Hebung des kirchlichen Gesanges verwendet und das Posaunenblasen der 4 Musiker für die ersten drei hohen Feiertage beschränkt, bis auch dieser letzte kümmerliche Rest der einst in unserer Kirche so reich blühenden Instrumentalmusik um 1910 fortfiel.

Von allen den vielen Instrumenten sind nur noch die zwei kupfernen Kesselpauken erhalten, die Johann Kirschberg vom Orgelbauer Dahlitz hat machen und mit seinem Wappen schmücken lassen: Halbkugeln, mit Fell bezogen, an starken Lederriemen über die Brüstung der an die Orgelempore anstoßenden Musikantenempore gehängt (in St. Johann-Danzig und anderswo

sind sie in Holzgestelle gesetzt). Sie waren jener Zeit unentbehrlich, die nur dann durch eine Kirchenmusik in die rechte hochfestliche Stimmung versetzt wurde, wenn in die rauschenden Klänge der Orgel, der Blas- und Saiteninstrumente, der Glocken, und des Sängerchors die Pauken „hineingerührt" wurden. Pauken und Trompeten waren eben Ausdruck hochfestlicher, vornehmer Stimmung; daher z. B. bei Hochzeiten einfacher Leute, beim Bierausschank auf dem Artushofe u. dgl. zwar Musik gestattet war, aber ohne Pauken und Trompeten. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts konnten wir gelegentlich zum Orgel- und Posaunenspiel an den drei hohen Festtagen diese Kesselpauken dröhnen hören.

Mit welcher Sorgfalt und Liebe auch kleine, an sich unbedeutende Ausstattungsstücke behandelt wurden, zeigen die alten Nummertafeln, die 1756 gestiftet wurden. Solche Nummertafeln wurden nötig, als es feste Sitte geworden war, daß jedes Gemeindeglied sein Gesangbuch in die Kirche mitbrachte, was durchaus nicht schon in der Reformationszeit geschah (die wenigen evangelischen Kirchenlieder, die es damals gab, sang die Gemeinde auswendig; Gesangbücher hatte nur der Kantor und der Sängerchor). In Thorn hören wir zum ersten Mal im Jahre 1719 davon, daß in der (damals evangelischen) Marienkirche auf Beschluß des Rats die Nummern der deutschen Lieder auf Tafeln geschrieben werden sollten (das erste Thorner Gesangbuch erschien im Jahre 1699); auch in der Kreuzkirche werden (1752) Nummertafeln erwähnt; in unsrer altstädtischen Kirche waren sie von Anfang an im Gebrauch. Sie sind heute leider, weil die Nummern für unsre durch zu vieles Lesen kurzsichtig gewordene Augen zu klein sind, nicht mehr zu verwenden, hängen aber noch an den Seitenemporen. Die gegenwärtig gebrauchten Nummertafeln zeigen zwar deutliche, große Ziffern, repräsentieren dafür jedoch in ihrer gradezu trostlosen Nüchternheit das Niveau des künstlerischen Nihilismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Für den Eindruck des Kircheninnern mitbestimmend waren früher noch die (anstatt der jetzigen recht geschmacklosen, mit Milchglasglocken „geschmückten" Gaskronen) an blau angestrichenen, mit vergoldeten Kugeln geschmückten Seilen hängenden vier bronzenen Kronleuchter, die jährlich heruntergelassen, sorgfältig gereinigt und dann wieder hochgezogen wurden; sie hatten schon die „Kreuzkirche" geziert; im Jahre 1880 verkaufte man sie als wertlos für 1 Mark pro Pfund an einen Berliner Händler. Sie waren schöne, mehrarmige Barockgebilde und von früheren Gemeindegliedern gestiftet (einer im Jahre der Einweihung, 1756); schon deshalb hätte man sie nicht verschleudern sollen, trotzdem

man sie nach Einrichtung der Gasbeleuchtung (1878) für Beleuchtungszwecke nicht mehr verwenden konnte. Und von andern wurde ihr Wert auch wohl erkannt, denn dem Händler kaufte einen von ihnen der damalige Kronprinz (später Kaiser Friedrich) ab. Glücklicherweise aber haben wir noch zwei mit Ornamenten in durchbrochener Arbeit verzierte, schöne Wandarme, zu drei und zwei Lichten, in Messingguß, die einst über der Ratsbank und der altstädtischen Schöppenbank in die Pfeiler eingelassen waren und jetzt an denselben Pfeilern, jedoch seitlich, zu sehen sind, und noch fünf minder stattliche, für je ein Licht, doch auch gut gearbeitete, an verschiedenen Stellen der Kirche. Ebenso eine große, kunstvolle Laterne aus Messing, einst am Eingang, jetzt im nördlichen Turmzimmer. Prachtstücke sind die beiden Messingblaker (auch Lichtschilde, Lichtplatten genannt), die noch aus der Marienkirche stammen, besonders der von Henricus Willer, E. E. Quartieramts Notarius, gestiftete. (Inschrift: Deo et justitiae, Hinrich Willer, Anna 1678; Wappen, Blumen, Früchte in getriebener Arbeit). Sie sind früher wohl in größerer Zahl vorhanden gewesen (in der Danziger Johanniskirche heute noch deren 25!) und vermehrten an ihrem Teile den Glanz, den schon das viele Gold in der Kirche verbreitete. Ebenfalls schöne, blinkende Prunkstücke sind die sechs großen Bronzeleuchter auf dem Altar; zwei davon aus dem Jahre 1691 (bezeichnet J A M), die beiden größeren (bis zum Lichttellerrande 85 cm hoch!), gemäß dem letzten Willen des Predigers der altstädtischen Gemeinde in der Marienkirche Gottfried Weiß († 1714) von dessen Angehörigen gestiftet; und noch andere bronzene und silberne Leuchter.

Von der großen Fülle der Abendmahlsgeräte, die wohl ausnahmslos von Gemeindegliedern gestiftet sind und zum Teil noch aus dem Mittelalter stammen, wollen wir nur einen silbervergoldeten, schönen Kelch, Thorner Arbeit, nennen, den Bürgermeister Gottfried Rösner im Jahre 1709 geschenkt hat, wohl im Andenken an seine das Jahr vorher im Alter von 40 Jahren gestorbene Frau oder (und) als Dank gegen Gott für gnädige Bewahrung vor der September bis Dezember 1708 in Thorn grassierenden Pest.

Nicht grade ein Prachtstück, aber doch beachtenswert wegen seiner beruhigenden massiven Festigkeit und seines gegen Diebsgelüste sichernden reichen Eisenbeschlags und kunstvollen, großen Schlosses ist ein Opferkasten aus dem Jahre 1674 am nordöstlichen Pfeiler; sein Gegenüber ist schlichter.

An welcher Stelle einst das große Ölbild von 1671 „Jesus predigt im Schiff" angebracht war, wissen wir nicht; im Jahre 1883

stand es auf dem Orgelchor, stark beschädigt. Bürgermeister Bender erbat und erhielt es als Leihgabe für das städtische Museum. Nach Erbauung des Turmes wurde es wieder zurückgefordert und im nördlichen Turmzimmer aufgehängt, nachdem ein Bromberger Kunstmaler es restauriert hatte. Es ist nicht von künstlerischem wohl aber von ortsgeschichtlichem Wert. Denn der Maler läßt den Herrn, anstatt auf dem See Genezareth von einem kleinen Fischernachen, auf der Weichsel bei Thorn von einem stattlichen Weichselkahn herab predigen; wir sehen die alte Holzbrücke, drüben Podgorz und Dibow (rechts von der Ruine des Schlosses Dibow ein Kirchlein der abgerissenen Stadt Nessau, in dem damals jährlich einmal Ablaß gehalten wurde) am Thorner Ufer den alten Krahn und mehrere Kanonen; am Schiffsmast weht die Thorner Flagge, die Bemannung besteht aus polnischen Schiffern (traditionell wurde in dem deutschen Thorn das Schiffer- und Fischerhandwerk von polnischen Leuten ausgeübt); Thorner Bürger und Frauen lauschen den Worten Jesu.

Zum Schluß noch ein Wort über den f a r b i g e n E i n d r u c k unsres Kircheninnern. Von einem solchen kann man heute kaum mehr reden: Das ausschließlich herrschende verblichene Gold und schmutzige Weiß wirkt nüchtern und kalt; einzig durch das Fenster hinter dem Altar leuchtet warmes, tiefrotes Licht (seit 1856). Einst war das wesentlich anders. Ein junger Thorner Gelehrter schreibt im Jahre 1783, und mehrere farbige Aquarelle eines talentierten Kürschnerburschen vom Jahre 1785 bestätigen es, daß in der neuerbauten Kirche Empore und Orgel in Grün und Gold gehalten waren, die Kanzel in Schwarz und Gold, der Boden der Emporen in Blau; die Altarsäulen waren marmorfarbig angestrichen, der Baldachin über ihnen tiefrot; die Wände, Pfeiler und Gewölbe weiß, wie heute, die Holzscheiben aber, an die die goldenen Sterne des Gewölbes geheftet sind, blau; der Hintergrund des Altars, die westliche Kirchenwand, war von oben bis unten mit einem üppig barocken, drapierten Vorhang in kräftigem Blau und Rot bemalt (von Hoffers 1761; damals wurde auch der untere Teil dieser Mauer, weil von Salpeter zerfressen, mit einem Hiolzpaneel verkleidet, das man blau und rot anstrich). Ein ähnlich gemalter Vorhang am Kanzel-Pfeiler. Also: Außer dem Gold noch Farben in Fülle, wie sie jene Zeit liebte (auch in den protestantischen Kirchen liebte, obwohl man in ihnen durchweg die Gewölbe im Gegensatz zu den katholischen Barockkirchen ohne den Schmuck der Malerei ließ) und wie sie die ganze Vorzeit geliebt hat. Erst unter der Einwirkung des nach dem Rokoko aufkommenden Klassizismus wurden allmählich die Menschen farbenblind und glaubten alles „klassisch“ weiß übertünchen zu müssen, damit

nur ja keine „bäurischen“ fröhliche Farbe den geläuterten „reinen“ Geschmack störe. Das geschah in unserer altstädtischen Kirche im Jahre 1821. Doch schon 1783 ärgerten die Farben den erwähnten Thorner Gelehrten. Und das ist sehr lehrreich. Es erinnert uns daran, daß unsre Kirche in einer Zeit erbaut wurde, die einen ganz wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der Kunst markiert. Noch einmal schickte sich der immer ruhiger, simpler, nüchterner gewordene Barock an, die Welt von neuem für Glanz und Farbe, für sprudelndes Leben und launischen Überschwang, ja, für schrankenlose Ausgelassenheit wenigstens in der Innendekoration zu begeistern, eben in seiner letzten Phase, dem Rokoko. Man denke an Sanssouci. Wie ein Rausch kam es über die Menschen jener Zeit. Um 1750 drang das Rokoko nach Ostdeutschland vor. Thorns altstädtische Kirche vom Jahre 1756 war also hochmodern. Allein das Rokoko war nur von sehr kurzer Dauer: Rausch verfliegt bald. Als unsre Kirche eingeweiht wurde, standen schon die Füße derer, die den neuen Stil begraben wollten, vor der Tür. Im Jahre 1750 war der Großmeister der Barockmusik, Joh. Seb. Bach, gestorben, im Jahre 1753 der Großmeister der Barockbaukunst, Balthasar Neumann. Zwei Jahre später erschien Winckelmanns Erstlingsschrift, die den Deutschen zurief: „Eure Kunst ist verdorben und falsch“, und neun Jahre darauf seine Kunstgeschichte, die der europäischen Menschheit den Weg nach Griechenland wies. Er und seine Mitstreiter, Lessing, Goethe u. a. begruben das Rokoko und waren die Herolde einer neuen Kunst, richtiger einer alten, der antiken, deren Auferstehung sie verkündigten. Alle Kunst hatte sich fortan vor dem Richterstuhl der griechischen Kunst, wie die Zeit sie verstand, als echt auszuweisen. Und da man sich die griechischen Kunstwerke unfarbig dachte, so ward fortan die Farbenfreudigkeit verbannt. Schon 1783 „beleidigte sie“ in unsrer Kirche „das Auge des Kenners“, des nach seiner Meinung hochmodernen jungen Thorner Gelehrten.

Es ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, daß unsre Kirche an ihrem 175. Jubeltage (1931) wieder in ihrem alten Farbenschmuck die Gemeinde erfreuen möchte.

In solche farbige Kirche gehörten denn auch farbige Altar- und Kanzelbekleidungen. Unsre Gemeinde besaß sie in überaus großer Zahl. Sog. Vorstecktücher, Decken aus Damast-Seide, Samt, Moiré in roter, weißer, dunkel- und lichtblauer, grauer, grüner, violetter, schwarzer Farbe, mit goldenen Fransen, oder golddurchwirkt, einfarbig oder mit bunten Blumen oder silbergenähtem Kruzifix geschmückt, mit Spitzen versehen; das Inventar von 1793 zählt nicht weniger als 52 Stücke auf!

Ob auch die Geistlichen in den ersten Zeiten der neuen Kirche in farbiger Amtskleidung am Altare fungierten? Vielleicht! Denn es werden im Jahre 1793, noch aus den Beständen der Marienkirchenzeit, als Besitz der Gemeinde sechs Meßgewänder von rotem Tuch, von Seide und von Leinwand aufgezählt, und wir wissen, daß in weiten Gebieten Deutschlands lange Zeit hindurch die evangelischen Pfarrer die katholische Meßkleidung (die farbige Kasel und die weiße Alba) im Gottesdienste getragen, ja sogar, wo sie unterdeß schon abgekommen war, aus Opposition gegen den Kalvinismus wieder eingeführt haben (in Berlin 1740, in Altpreußen, Schlesien u. a.). Sicher ist, daß unsre Geistlichen in dem weißen Chorhemde bis lange ins 19. Jahrhundert hinein amtierten, denn noch im Jahre 1832 wurden für den damaligen Prediger zwölf Ellen weißer Cambray und vier Ellen Tüllspitzen „zu einem Chorhemde" angeschafft (auch den schwarzen Chorrock, den Talar, der sich aus der Schaube, dem Doktorrock der Reformationszeit, entwickelt hat, stellt die Gemeinde).

Die altstädtische Kirche in Thorn ist kein Bauwerk, das an Alter, Größe, architektonischem Wert oder Berühmtheit andre Kirchen weit und breit überragt, obwohl sie die älteste von Anfang an protestantische Kirche des Abtrennungsgebietes und von stattlichem Ausmaße ist; keine Kirche, die „man unbedingt gesehen haben muß", wenn man im alten Deutschordenslande gewesen ist. Und doch ist sie es wert, daß man sie aufmerksam betrachtet und dem lauscht, wovon ihre Steine reden.

Sie reden von der schwersten Zeit, die der Protestantismus in Polen zu überstehen hatte, einer Zeit voll Blut und Tränen; von der Zähigkeit und dem Opferwillen der verarmten Thorner Gemeinde, in der Obrigkeit und Untertanen, Hoch und Niedrig über ein Jahrzehnt lang nicht müde wurden, zu bitten und zu drängen, zu wägen und zu wagen, zu sammeln und immer wieder zu sammeln, daß die Kirche gebaut und die Bauschuld getilgt werden konnte; von der evangelischen Bruderliebe, die aus dem ganzen protestantischen Europa hilfreiche Hände ausstreckte, um das Werk zu ermöglichen; von der Eigenart, dem Reichtum und der Fülle des kirchlichen Lebens in noch festgefügten, altgewohnten Ordnungen und von der neuen Zeit, die gerade damals auch im kirchlichen Leben heraufdämmerte; von

einem wichtigen Wendepunkte der deutschen Baugeschichte, da der letzte alte, große Kunststil, der Barock, versank. Georg Dehio sagte darüber in seiner klassischen „Geschichte der deutschen Kunst" (III. 413): „Als der romanische Stil zu sein aufhörte, sprang aus seiner letzten Hülle der gotische hervor; als der gotische zu Ende ging, wartete schon vor der Tür jenes Neue, das wir Spätgotik nennen; und aus der Mischung desselben nit der Renaissance entwickelte sich der Barock — als aber der Barock zusammenbrach, entwickelte sich aus ihm nichts mehr. Klassizismus und Romantik in ihrem Nebeneinander bedeuten nur die Unfähigkeit der Zeit, ihr Wesen und ihre Sehnsucht zu einem Stil zu verdichten. Keine Täuschung ist darüber möglich: Von 1770 ab bis auf den heutigen Tag hat die bildende Kunst nur sehr unvollkommen das Neue, das die Zeit in sich fühlte, zum Ausdruck gebracht." Wir können hinzusetzen: Das gilt ganz besonders vom protestantischen Kirchenbau. Die Zeit fühlte schon lange, daß das Neue des protestantischen Gottesdienstes eine neue Lösung des Kirchenbauproblems erfordere und experimentierte in der mannigfachsten Art herum, ohne doch eine klare Lösung zu finden. Es blieb in den meisten Fällen bei unbefriedigenden Kompromissen, wobei wesentliche Elemente zu kurz kamen. Entweder fand der einheitliche Organismus der Gemeinde und ihre Bedeutung im protestantischen Gottesdienst durch eine entsprechende Plangestaltung und konzentrische Anordnung von Gestühl und Emporen entschiedenen Ausdruck (wie die Kreuzkirche in Posen in geradezu idealer Weise die Gemeinde zusammenfaßt), dann entstanden Gebilde, die Auditorien oder vornehmen Konzerträumen glichen (so die eben erwähnte, wundervoll wiederhergestellte Kreuzkirche, die eben das spezifisch Sakrale einer Anbetungsstätte vermissen läßt), oder das sakrale Moment drückte dem Raum den Stempel auf, dann kam die Gemeinde als solche zu kurz, und es entstanden Kirchen mittelalterlicher Planung. Zu dieser Gattung gehört unsere altstädtische Kirche: Sie schaut in ihrer Planung und im äußern Aufbau wesentlich in die Vergangenheit, nur die reiche, glänzende Rokokoausschmückung des Innern, seltsam mit dem überschlichten Äußern kontrastierend, war damals hochmodern: auch darin ein bezeichnendes Dokument ihrer Zeit; doch trotz empfindlicher Mängel von entschieden sakralem Charakter.

Und sie ist die einzige protestantische Kirche dieses kunstgeschichtlichen Zeitabschnittes in unsrer Heimat; nur eine katholische Kirche (die des Reformatenklosters in Straßburg, charakteristisch von der unsern verschieden, weil für den katholischen Kultus eines armen Mönchsordens gebaut) und ein paar Profanbauten stammen aus derselben Zeit.

Darum: wer nach Thorn kommt, möge nicht nur das ganz alte Thorn, nicht nur die drei alten, aus dem Mittelalter stammenden Gotteshäuser studieren, die einst alle protestantisch waren und jetzt alle wieder katholisch sind, sondern auch unsre altstädtische Kirche eines Besuches würdigen, die mit jenen nicht verglichen werden darf, aber doch als ein Werk sui generis ihren besonderen Wert hat und in ihrem hellen Kleide, mit ihrem schlanken, schönen, hohen Turm den älteren, ehrwürdigen Schwestern nicht unwürdig an die Seite getreten ist.

Neue Forschungen über J. B. Quadro.

Von Arthur Kronthal.

Im Mai 1908 reichte Professor Littmann, namens seiner Firma Heilmann & Littmann in München, die Entwürfe und Kostenanschläge für das neue Stadttheater in Posen ein, das — bei rd. 60.000 Kubikmeter umbauten Raums — einen Kostenaufwand von über zwei Millionen Mark verursachte. Nach Prüfung der Pläne wurde der Münchner Firma der Auftrag erteilt. Unmittelbar darauf begannen nicht nur die Bauarbeiten selbst, sondern es trafen auch schon die Werkstücke für die Fassade, die Eisenkonstruktionen, die Fußbodenbeläge und die sonstigen Materialien und Zutaten an der Baustelle ein. Im späteren Verlauf der Arbeiten brauchte daher kein Handwerker auf den andern oder auf einen säumigen Lieferanten zu warten. Eine weitere Folge war, daß der umfangreiche und kostspielige Theaterbau so schnell fertig wurde, daß die Spielproben bereits im August 1910 beginnen, und die feierliche Eröffnungs-Vorstellung am 30. September 1910 stattfinden konnte.

Hatten wir Posner damals über den ungewöhnlich schnellen Fortschritt der Arbeiten nicht minder gestaunt, als über die vorsorgliche sofortige Bereitstellung der Baustoffe und Zutaten, so erfuhren wir drei Jahre später aus der Festschrift Warschauers, die zur Einweihung des wiederhergestellten Rathauses erschien, dass Posner Baumeister auch schon in früheren Jahrhunderten die gleiche Vorsorge gekannt und angewendet hatten.

Diese Festschrift: „Der Posener Stadtbaumeister Johannes Baptista Quadro. Ein Künstlerleben aus der Renaissancezeit" (Posen 1913) schilderte u. a., wie der große Brand in Posen vom Jahre 1536 auch die Fundamente des Rathaus-Turms nicht verschonte. Der Turm, der nur im Osten und Süden an den dort vorgelagerten Bauwerken eine Stütze fand, neigte sich daher nach der freien Westseite und drohte, nach dorthin einzustürzen.

Um ihn zu sichern, ließ der Rat der Stadt Maurer aus Breslau kommen und später noch einen Baumeister aus Görlitz.

Die von ihnen angestellten Versuche erwiesen sich aber als ebenso erfolglos wie eine nach Oels zur Besichtigung des dortigen Turms unternommene Reise des Stadtbaumeisters Zimmermann.

Im Januar 1550 wurde Zimmermann deshalb nochmals auf die Reise geschickt, und zwar diesmal nach Breslau, um mit dem dortigen Stadtbaumeister Lorenz Günther zu beraten und ihn erforderlichenfalls nach Posen mitzubringen. Günther kam auch daraufhin nach Posen und kehrte erst am 9. Februar 1550 wieder nach seinem Heimatort zurück.

Über das, was er während seines Posener Aufenthalts geleistet hat, gibt keine Urkunde Auskunft. Wir wissen von ihm nur, daß er ein anerkannt tüchtiger Fachmann war und zu den, damals in Brieg tätigen, italienischen Baukünstlern in Beziehungen gestanden hatte.

Diese Italiener gehörten zu jenen wandernden Baukünstlern, die während der Regierung des polnischen Königs Sigismund I. von seiner Gemahlin (der aus dem mailändischen Hause Sforza stammenden, kunstsinnigen Prinzessin Bona Sforza) im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts nach Krakau gezogen worden waren. Bald danach traten die Italiener auch in Schlesien auf, wo sie in den 1540er Jahren das Schloß für den Herzog Georg von Brieg erbauten und das durch einen Brand zerstörte Rathaus wiederherstellten.

Die Mehrheit in der Künstlerkolonie stammte aus Lugano, so z. B. Bernhard Niuron und sein Bruder Peter Niuron, der später in Berlin den nach der Spreeseite gelegenen Teil des Schlosses und das Schloß in Dessau erbaute.

Zu den aus Lugano ausgewanderten Baukünstlern gehörte auch Johann Baptist Quadro, der zu Beginn des Jahres 1550 mit seinen drei Brüdern und andern italienischen Gehilfen nach Posen kam, nachdem sie alle — wie Warschauer berichtet — vorher in Meißen und Großenhain gearbeitet hatten.[1])

Aus den Verhandlungen, die nun die Stadtgemeinde Posen mit Quadro führte, ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er es war, der als erster für die Sorge, die die Posner bedrückte, einen ebenso vorzüglichen wie verblüffend einfachen Ausweg fand: jene „Patentlösung", wonach vor die freistehende Westseite des Turms ein mehrgeschossiger Neubau errichtet werden sollte, um durch ihn den nach dorthin geneigten Turm zu stützen.

---

[1]) Wir wollen — unabhängig davon, zu welchem Lande damals Lugano staatsrechtlich gehörte — diese Künstler, soweit wir sie nicht „Luganesen" nennen, ihrer Sprache und Volkszugehörigkeit wegen, im folgenden stets als „Italiener" bezeichnen.

Der Neubau sollte die Breite des vorhandenen alten Rathauses und eine Länge von 12 Ellen erhalten und damit zugleich das für die nächste Zukunft ohnehin voraussichtlich zu erwartende Bedürfnis nach einer Erweiterung der städtischen Verwaltungsräume befriedigen.

Für die Ausführung dieses Plans legte Quadro dem Rat der Stadt Posen einen genauen Entwurf und eine Kostenberechnung vor. Beide fanden die Billigung des Rats, der infolgedessen durch einen Vertrag vom 3. März 1550 dem Luganesen den Bauauftrag erteilte.

Schon wenige Tage darauf fuhr Quadro mit Empfehlungsschreiben des Rats vom 6. März nach Löwenberg in Schlesien. Mit dem gleichen vorsorglichen Weitblick, den wir 3½ Jahrhunderte später bei dem Theaterbauer Littmann rühmend beobachteten, erwarb also auch Quadro, während oder kurz bevor in Posen mit den ersten Spatenstichen für den Neubau begonnen wurde, bei dem Eigentümer der Löwenberger Sandsteinbrüche die erst viel später erforderlichen Werkstücke zur Einfassung der Fenster.

Er konnte diese Beschaffung schon damals, vor dem Beginn des Baus, vornehmen, da in seinem Entwurf alle Einzelheiten des Baus vorgesehen waren: Nicht nur „jede Zwischenwand und Deckenwölbung, jede Abortanlage und jedes Fundament für die Öfen" usw., sondern natürlich auch die Stärke der Mauern, die Größe und Zahl der Türen und Fenster, sowie die Form ihrer Umfassungen.

So sollten die gotischen Spitzbogen der Fensteröffnungen vom alten Rathause sich bei dem Neubau nicht wiederholen. Vielmehr war vertraglich genehmigt, daß alle Fenster einen „graden" (d. h. wagerechten) obern Abschluß erhalten. Dieser Wechsel des Stils entsprach nicht nur dem Formgefühl des in der Renaissancezeit aufgewachsenen italienischen Baukünstlers. Er verbilligte zugleich die Kosten und vereinfachte die Größenberechnung und Lieferbarkeit der Werkstücke, die Quadro demnach schon Anfang März zum Transport nach Posen in Löwenberg kaufen konnte.

Die Folge dieser und andrer vorsorglicher Maßnahmen war, daß der Neubau nur ebensoviel Zeit wie das spätere Littmannsche Theater in Anspruch nahm und schon im Jahre 1552 fertiggestellt wurde.[2])

---

[2]) Das bezieht sich natürlich nur auf den im Jahre 1550 in Auftrag gegebenen westlichen Anbau. — Für die großen inneren und äußeren Um- und Neubauten am östlichen Rathause hatte Quadro ja erst nach 1552 dem Rat der Stadt seine Entwürfe vorgelegt.

Den Bauauftrag hatte, wie wir gesehen haben, der Rat am 3. März erteilt, nachdem der Breslauer Stadtbaumeister Günther im Monat vorher — am 9. Februar 1550 — Posen verlassen hatte. Aus der kurzen Aufeinanderfolge dieser beiden Daten glaubte Warschauer folgern zu dürfen, daß Quadro „nur wenige Tage gebraucht haben kann, um seinen Plan zu entwerfen".

Dieser Folgerung haben wir Posner schon beim Erscheinen der Festschrift nicht beipflichten können: Ein überzeugender Grund dafür, daß Quadro, obwohl er sich schon seit Anfang des Jahres in Posen aufhielt, mit der Ausarbeitung seines Entwurfs erst nach der Abreise Günthers begonnen haben sollte, schien uns nicht erbracht zu sein.

Andrerseits bedurfte die Herstellung des Plans auch keines großen Zeitaufwands. Denn — wenn man von der genialen Lösung absieht, den Turm durch Einbettung zwischen hohen Gebäuden zu sichern — blieb zur Bearbeitung im Architektur-Büro doch nur ein verhältnismäßig wenig gegliederter würfelförmiger Anbau mit einfachem Grundriß übrig. Um aber ein so bescheidnes Bauwerk zu entwerfen und zu veranschlagen, reichten für den tüchtigen und fleißigen Quadro die sieben oder acht Wochen vom Beginn des Jahres bis Anfang März aus.

Vielleicht stand ihm hierfür sogar ein noch größerer Zeitraum zur Verfügung. Denn Warschauer weist ja darauf hin, daß der regierende Bürgermeister Albert Joseph in einem Rechtshandel den Luganesen schon wenige Monate, nachdem dieser in Posen eingewandert war, zu seinem Bevollmächtigten ernannt habe, und eine derartige „ungewöhnliche Ehrenbezeugung des angesehensten Posner Patriziers gegen den Landfremden auf persönliche, vielleicht schon lange bestehende Beziehungen schließen lasse". —

Mit der schnellen Beschaffung der Werkstücke aus Löwenberg und der Zeit, die Quadro für seine Entwurfsarbeiten gebraucht hat, beschäftigt sich jetzt in Heft 7 der Zeitschrift „Denkmalpflege und Heimatschutz" (Jahrg. 1928) auch Regierungs- und Baurat A. Hertzog - Liegnitz.

Die von ihm zitierte Schrift Warschauers, von deren „Darstellung der Vorgänge bei der Auftragserteilung für den Bau des Rathauses" er sagt, daß „deren Richtigkeit angezweifelt werden muß", hat er aber scheinbar nur flüchtig durchgesehen. Sonst hätte er das umfangreiche Material, das Warschauer zusammengetragen hat, nicht als „spärlich" bezeichnen und aus der Schrift entnehmen können, daß es sich in Posen um ein „baufälliges Rathaus" gehandelt habe, während dies Haus im Jahre 1550 doch tatsächlich gar keiner Wiederherstellung mehr bedurfte, und es

damals nur darauf ankam, den nach Westen freistehenden Turm zu sichern. Aus diesem Irrtum Hertzogs entwickeln sich dann weitere.

Ferner kann Quadro nicht am 5. März abgereist sein, wenn das ihm mitgegebene Empfehlungsschreiben der Stadt erst am 6. März ausgefertigt wurde.

Nach der Auffassung Hertzogs ist Quadro mit seinen Gehilfen nicht von Meißen und Großenhain nach Posen gekommen, sondern von Haynau. In dieser schlesischen Stadt habe er das Schloß erbaut, dessen Ausführung ihn in Posen empfohlen, und durch dessen Bau er die Sandsteinbrüche in Löwenberg kennen gelernt habe. Und schließlich hätte dem Breslauer Stadtbaumeister Günther in Posen nur die Aufgabe obgelegen, die Entwürfe Quadros gutachtlich zu prüfen.

Wenn man sich schon einmal — wie es hier von Hertzog geschieht — vom festen Boden der dokumentarischen Belege auf das Gebiet der schwebenden Vermutungen begibt, dann könnte man eigentlich ebensogut annehmen, daß die italienischen Künstler auf ihren Wanderfahrten nach Großpolen gekommen sind, ohne vorher in Schlesien gearbeitet zu haben.

Auch gibt es keinen zureichenden Grund für die Angabe Hertzogs, daß es gerade die Italiener gewesen sein sollen, von denen die Posner Stadtgemeinde zuerst auf den Löwenberger Sandstein hingewiesen wurde. Vielmehr könnten umgekehrt die Posner, die wahrscheinlich über den Sandstein, seinen Preis und seine Transportkosten bis zur Baustelle längst vorher unterrichtet waren, ihn aus diesen Erfahrungen heraus dem Italiener empfohlen haben.

Denn bei den vielfachen alten Beziehungen, die zwischen Posen und den schlesischen Städten sowie den schlesischen Baumeistern bestanden, liegt doch auch die Vermutung näher, daß die Posner Stadtgemeinde nicht erst durch zugewanderte Italiener auf diesen Werkstein aufmerksam gemacht zu werden brauchte.

Dann aber erscheint es auch wahrscheinlicher, daß bei dem Neubau gerade deshalb Löwenberger Sandstein genommen wurde, weil schon die alten Fenstereinfassungen aus diesem Werkstein bestanden, und die Fronten des Neubaus im Aussehen und der Beschaffenheit der Fenstereinfassungen nicht von denen des alten Rathauses abweichen sollten.

Ziemlich einleuchtend klingt dagegen, an sich betrachtet, die letzte Behauptung Hertzogs über die Tätigkeit Günthers in Posen. Freilich hat er dafür keinerlei Beweise beigebracht. Und doch hätte er leicht Stützpunkte in der einschlägigen Literatur finden können.

So u. a. in Lutschs „Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Prov. Schlesien“ (Breslau 1886 u. f.). Denn dort wird berichtet, daß Günther, der die Arbeiten der Italiener schon durch Breslauer Bauten kannte, auch bereits beratender Sachverständiger für Arbeiten italienischer Künstler in Brieg gewesen war.

Lutsch sagt darüber: „Nach 1543 traten in Breslau und seit 1547 in Brieg eine Reihe von Namen „welscher Meurer“ auf. Während wir aber in Breslau von ihnen nur das inzwischen abgebrochene Ohlauer Tor kennen, stammen die hauptsächlichen öffentlichen Bauten in Brieg sämtlich von Italienern, als deren Haupt Jacob Baar aus Mailand und sein (bereits vorher genannter) Schwiegersohn Bernhard Niuron aus Lugano gelten können. Bernhard war ein Bruder Peter Niurons, der später ebenfalls in Brieg ansässig war.

(Ein umfangreiches Verzeichnis der Literatur über die wandernde italienische Künstlerkolonie gibt Lutsch in Band II, S. 299).

An einer anderen Stelle desselben Werkes heißt es bei Lutsch: „In großartigem Maßstabe betrieb Herzog Georg II. den Bau (des Schlosses in Brieg) durch italienische Künstler. Seit 1547 wird Jacob Baar in Brieg als Schloßbaumeister genannt. Im Jahre 1548 trat er, als wegen unzulänglicher Grundlegung ein teilweiser Abbruch von Mauern und Kellerräumen notwendig wurde, mit dem Stadtbaumeister von Breslau, Lorenz Günther, zu einer Beratung zusammen.

Die Möglichkeit, daß Günther später auch in Posen in der gleichen beratenden Eigenschaft, wie vorher in Brieg, tätig war, findet in diesen Worten Lutschs eine auf Tatsachen beruhende Unterstützung.

Es fragt sich dabei nur, ob auch der Gedanke, den Turm durch einen Anbau zu stützen, von Günther ausgegangen ist, und den Italienern nur die Ausführung des Baus nach ihren eignen architektonischen Entwürfen übertragen wurde. Für diese Annahme könnte vielleicht der Dankbrief sprechen, den der Rat der Stadt Posen dem Breslauer Stadtbaumeister bei seiner Abreise mitgegeben hat (Warschauer S. 2).

Die größere Wahrscheinlichkeit kommt aber der zweiten Annahme zu, daß auch der ursprüngliche Gedanke der Stützung des Turms von Quadro herrührte. In diesem Falle wäre Günther durch den Posner Stadtbaumeister Zimmermann zunächst in Breslau um die gutachtliche Prüfung dieses Plans gebeten worden. Da er aber hierzu eine Ortsbesichtigung für erforderlich hielt, wäre er zu diesem Zwecke nach Posen gekommen, wo er den Gedanken Quadros gutgeheißen und ihn dem Rat der Stadt zur Annahme empfohlen hat.





Teilansicht des früheren Haupteingangs vom Piastenschloß in Haynau.

Für die freundliche Genehmigung zum Abdruck der Abbildungen sind wir der Zeitschrift „Denkmalpflege und Heimatschutz" zu Dank verpflichtet.



Der ehemalige Haupteingang vom Piastenschloß in Haynau.



Eingang zum Eckhause Burgstraße und Ring in Haynau.

Jedenfalls füllt die Kombination Hertzogs wieder eine der Lücken in unsern Vermutungen darüber aus, welche speziellen Aufgaben wohl die Stadt Posen dem Breslauer Stadtbaumeister Günther zugewiesen haben könnte. —

Eine weit weniger wahrscheinlich klingende Kombination ist dagegen die Annahme Hertzogs, daß auch der Bau des Schlosses in H a y n a u in Schlesien und des Eckhauses Ring-Burgstraße in derselben Stadt auf Quadro und seine Gehülfen zurückzuführen seien.

Aus der Chronik der Stadt Haynau wissen wir, daß die Burg (— wie früher das Schloß genannt wurde —), nachdem sie 1428 von den Hussiten erobert und 1503 abgebrannt, und ihr Turm 1510 eingestürzt war, im Jahre 1546 völlig neu erbaut worden ist.

Auch diesem Neubau war aber keine rechte Dauer beschieden. Er verfiel während des dreißigjährigen Krieges und brannte 1661 völlig nieder. Das gleiche Schicksal hatten die dafür neu errichteten Ersatzbauten, die Ende des 17. Jahrhunderts und 1762 durch Feuer zerstört wurden. Was wir jetzt noch in Haynau sehen, ist nur die teilweise Wiederherstellung eines neuen Gebäudes, das zuletzt als Amtsgericht benutzt wurde und nun einem städtischen Altertums- und Heimat-Museum als Unterkunft dienen soll.

Die allein übrig gebliebenen wenigen Reste des Schlosses vom Jahre 1546 wurden bei dem letzten Bau wiederverwendet. Es sind dies die Skulpturen am Erdgeschoß: Ein (jetzt zugemauertes) Rundbogen-Portal, flankiert von zwei Fenstern, deren Sohlbank nicht mehr vorhanden ist. Die Pilaster, die die Fenster seitlich einrahmen, tragen ein schweres dreiteiliges Gebälk. Das Mittelstück zeigt die Wappen und Porträts des Herzogspaares, die andern Felder weisen, ebenso wie die Füllungen der Pilaster, reichen ornamentalen Schmuck auf. Alle weiteren Einzelheiten ergeben die beigefügten Abbildungen.

Irgendeinen schlüssigen Beweis dafür, daß diese Skulpturreste, und überhaupt der ganze inzwischen längst verschwundene Schloßbau des Jahres 1546, von dem Erbauer unsers Posner Rathauses herrühren, sucht man bei Hertzog vergeblich. Ein gleiches gilt von dem Wohnhause an der Ecke der Burgstraße.

Hertzog meint zwar, daß der Nachweis sich durch die S t e i n m e t z - Z e i c h e n der Gehilfen führen ließ. Er bringt aber weder eine Abbildung von ihnen, noch eine Angabe darüber, ob derartige Zeichen überhaupt in Haynau vorhanden, und wie sie beschaffen sind.

Außerdem soll sich, wie Hertzog behauptet, der „Nachweis auch noch durch eine S t i l v e r g l e i c h u n g der Posner Bildhauerarbeiten sicherstellen lassen, vor allem bei dem Rankenwerk der Pilasterfüllungen und dem sonstigen Beiwerk“.

Daß eine derartige „Vergleichung“ eine Ähnlichkeit ergibt, ist nicht zu bestreiten. Das tertium comparationis ist aber weniger in der Art des Gesamtentwurfs und seiner Einzelheiten oder ihrer Ausführung zu finden, als vielmehr in der Formensprache der Renaissance überhaupt. Innerhalb des weit ausgedehnten Gesamtbegriffs der Renaissance gibt es doch aber zeitliche und nationale Unterscheidungen, die auch in dem plastischen Schmuck der hier einander gegenübergestellten Bauwerke in Posen und Haynau zum Ausdruck kommen.

So hebt Kohte in seinem „Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Prov. Posen“ (Posen 1898) hervor, daß, von wenigen anderen Bauten abgesehen, „wohl kein Innenraum so treu den Charakter der italienischen Hochrenaissance trägt, wie der (von Quadro stammende) große Saal des Posener Rathauses“. Und von der Quadroschen Ostfront des Posner Hauses heißt es, daß sie „eine Nachbildung der Bogenhallen der Palasthöfe Oberitaliens aus der Blütezeit der Renaissance ist“.

Von der Bildhauerarbeit des Schlosses in Haynau dagegen erkennt zwar Lutsch an, daß „die kleine Gruppe bei aller Stumpfheit des Einzelnen von einer gewissen Monumentalität ist“. Er fügt aber hinzu, daß „die von den Pilastern umrahmten Flächen das breite Verhältnis zeigen, das der Deutsch-Renaissance eigen ist“. Ihre Herstellung durch die Posner italienischen Baukünstler schließt er aber auch durch seine anderweitige Bemerkung aus, in der er die Skulpturen in Haynau als Arbeit der deutschen Früh-Renaissance bezeichnet.

Unter den Urteilen der sachverständigsten Kenner darf natürlich auch nicht das „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler“ von Dehio (Berlin 1922) fehlen, das jetzt von Kohte herausgegeben wird. Dort heißt es von dem Portal des Schlosses und dem Wohnhause am Ring in Haynau, daß die Schöpfer der Steinarchitektur „die italienischen Vorbilder noch recht schlecht verstanden haben“.

Wenn wir überhaupt einen Vergleich ziehen wollen, so kämen — gegenüber den derben Formen von Haynau — in der Stadt Posen, außer dem (aus derselben Zeit stammenden) Górka-Hause in der Wasserstraße (der jetzigen ulica Wodna), allenfalls die Steinmetzarbeiten des abgebrochenen Stadtwage-Gebäudes in Betracht, dessen Kamin sich in dem Dienstzimmer des Stadtpräsidenten im Rathause befindet.[3]) Von diesen Skulpturen aber vermutet Kohte, daß sie von „schlesischen Bauleuten“ herrühren.

---

[3]) J. Kohte: „Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Posen.“ Berlin, 1896 (Seite 36) und A. Kronthal: „Das Rathaus in Posen“, Posen, 1914 (Seite 30, 36 und 37).

Eine genauere Betrachtung der Arbeiten in Haynau zeigt ja auch den für die deutschen Handwerker jener Zeit kennzeichnenden Wechsel in der Dekoration: Jede Pilaster-Füllung mit ihren Blattranken, Vasen und phantastischen Tier-, und Menschenköpfen weicht von der andern ab. Die Kapitelle sind untereinander verschieden. Ebenso die Füllungen des Frieses usw. Überall sehen wir bewegte Unregelmäßigkeit, eine, von dem Zwang des italienischen Renaissance-Klassizismus freie, wenn auch etwas unbeholfne, biedre Handwerksarbeit.

Bei dem Rathaus in Posen haben wir es dagegen mit der Schöpfung eines in der Formensprache der italienischen Hochrenaissance herangebildeten Künstlers zu tun, der in der Ausführung des ornamentalen Schmucks sich streng an die akademische Lehre der Symmetrie und die antikisch italienischen Motive hält, wie wir sie in Sebastian Serlios „Trattato del' Architectura" (1537 bis 1558) in reicher Auswahl finden.[4])

Damit kann wohl die Debatte über den ganz abwegigen, jeder tatsächlichen Begründung entbehrenden „Nachweis" Hertzogs, daß die Haynauer Bauwerke Schöpfungen des Posner Stadtbaumeisters Quadro sind, als endgültig abgeschlossen betrachtet werden.

Nun hat aber Hertzog in der erwähnten, im preußischen Finanzministerium herausgegebenen, deutschen Fachzeitschrift für Denkmalpflege zur Begründung seiner Theorie auch noch eine andere neue Behauptung aufgestellt.

Er hält es nämlich, wie bereits erwähnt, für einen Irrtum Warschauers, daß die italienischen Künstler vor ihrer Posener Zeit in Meißen und Großenhain gearbeitet haben, und Quadro noch in Posen einen Prozeß gegen seine früheren Gehilfen in G r o ß e n h a i n wegen übler Nachrede geführt hat: Wenn die Beklagten — so meint Hertzog — bestreiten, ihren Meister verleumdet zu haben, „neque in civitate Hayn neque quocumque locorum in Missina neque in Germania", so liege hier ein Übersetzungsirrtum Warschauers vor, der aus diesem lateinischen Text „auf Großenhain g e r a t e n" habe.

„Es kann dahingestellt bleiben" — fährt Hertzog fort — „ob Missina hier wirklich Meißen bedeutet, ob es ein Schreibfehler ist oder auf mangelnde geographische Kenntnisse bei den Posener

[4]) Damit soll nicht etwa gesagt werden, daß Quadro das Lehrbuch Serlios auch als Vorlage für den Posener Bau benutzt hat. (Vergl. hierzu: A. Kronthal: „Sebastian Serlio und das Rathaus in Posen. Historische Monatsblätter für die Prov. Posen. XIV. Nr. 11, November 1913.)

Schöffen und den zugewanderten Luganesen zurückgeht, die Niederschlesien zu Meißen rechneten."

Was aber Großenhain betrifft. so behauptet Hertzog — ohne auch nur eine einzige Quelle dafür anzuführen — mit einer, jeden Widerspruch ausschließenden Bestimmtheit: „Es steht fest, daß mit ‚civitas Hayn' im Mittelalter und der nachfolgenden Zeit nicht Großenhain in Sachsen, sondern Haynau in Niederschlesien bezeichnet worden ist."

Mit größerer Berechtigung ließe sich eigentlich das Gegenteil behaupten und sagen: Es steht fest, daß mit civitas Hayn im Mittelalter die Stadt Großenhain, und nicht Haynau, bezeichnet worden ist; ebenso wie Missina zweifellos „Meißen" bedeutet. Denn das wissenschaftlich bedeutsamste „Historisch-geographische Wörterbuch des deutschen Mittelalters" von Oesterley (Gotha 1883) gibt als die alleinige mittelalterliche Bezeichnung für Großenhain: „Hain" (1312 und 1314) an und für Haynau: „Hainovia" (1294), „Hanovia" (1350, 1427), „Haynow" (1459, 1488) und „Haynaw": also vier verschiedene Schreibweisen; keine einzige von ihnen aber in der Form „Hayn".

Und doch könnte die Behauptung Hertzogs vielleicht zutreffen. Unter dem Stichwort „Hain" finden wir nämlich bei Oesterley vier Städte gleichen Namens: 1. Hain = siehe Großenhain; 2. Hain (bei Frankfurt) = Haga (1149); 3. Hain (sächsisch, bei Borna), auch „Hayn" geschrieben, und 4. Hain (unbekannt),auch Hayn, 1488 in der Ratschronik von Görlitz erwähnt.

Es ist demnach nicht ohne weiteres völlig ausgeschlossen, daß mit der zuletzt erwähnten „unbekannten" Stadt Hain der schlesische Ort Haynau gemeint sein könnte.

Schließlich lesen wir auch noch bei Warschauer, daß Quadro den Caspar Gosmanster von Hayn mit der Einziehung einer Schuld von „Johann Hensel von Pilsdorf" bevollmächtigt hat.

Pilsdorf (mit „s" in der Mitte) liegt zwar auch in Sachsen, und diese Lage bestätigt dadurch aufs neue die Beziehungen zu Meißen und Großenhain. Es gibt aber noch ein zweites Pilzdorf (mit „z") im Landkreise Oppeln.

Sollte daher in der von Warschauer benutzten Urkunde ein Schreibfehler vorgelegen haben, und mit dem dort genannten Ort nicht Pilsdorf in Sachsen, sondern Pilzdorf in Ober-Schlesien gemeint sein, so wäre immerhin der schwache Schimmer einer entfernten Möglichkeit vorhanden, daß dann auch unter „Hain" die Oesterleysche „unbekannte" Stadt zu verstehen wäre, unter der man sich allenfalls Haynau in Schlesien denken könnte.

Einer derartigen Kombination wohnt freilich nur eine ganz verschwindend geringe Wahrscheinlichkeit inne. Jedenfalls aber hat die interessante Anregung, die Hertzogs Aufsatz gibt, die bereits abgeschlossene Tür zum Studium über das Vorleben Giovanni Battista Quadros wieder geöffnet und damit den Weg zu neuen Forschungen freigemacht.

Das wäre übrigens auch besonders zeitgemäß, da unserm Quadro jetzt von dem Posner Stadtpräsidenten Cyryl Ratajski auf dessen eigne Kosten ein Denkmal errichtet wird, das ein rühmendes Zeugnis ablegt sowohl von dem historischen Sinn des Stadt-Oberhaupts wie von seiner großen persönlichen Opferwilligkeit zugunsten der von ihm geleiteten Kommune.

Das Denkmal ist eine Schöpfung des bekannten Bildhauers Wladislaw Marcinkowski. Es wird in Höhe des ersten Stockwerks an der Westseite des Alten Markts an dem Eckhause angebracht, das von der Marktgasse und der Schloßstraße (der heutigen ulica Zamkowa und ulica Targowa) begrenzt wird.

Auf der Stelle dieses Eckhauses, das gegenwärtig die Bezeichnung „Alter Markt 84“ führt, und das jetzt Eigentum des Stadtpräsidenten Ratajski ist, stand — wie wir aus den Forschungen von Marja Wicherkiewicz wissen [5]) — einst das breite, fast bis zur Nordseite des Markts reichende Wohnhaus, das der Posner Stadtbaumeister Quadro für sich und seine junge, aus Posen stammende Gattin, die Tochter des Großhändlers Stanislaus Schtamet, errichtet hatte.

Das Denkmal wird etwa 1,80 m hoch werden und in einer mit rotem Granit bekleideten Nische das aus Bronze gegossne Standbild Quadros zeigen. Der italienische Künstler wird in dem jugendlichen Alter dargestellt, in dem er nach Posen kam und dort den Auftrag zum Umbau des Rathauses erhielt.

---

[5]) Marja Wicherkiewicz: „Rynek poznański i jego patrycjat“. (Poznań 1925.) Seite 145 u. f. Dies Werk der Verfasserin, die als bildende Künstlerin auf dem Gebiete der Malerei ebenso Bedeutsames geleistet hat wie als Historikerin auf dem Gebiete der Posner Ortsgeschichte, wird bei der Grundsteinlegung für das neue Denkmal zweifellos in die dort einzumauernde Kapsel gelegt werden. Es ist wohl anzunehmen, daß ein Gleiches auch von der Festschrift unseres größten Historikers Adolf Warschauer gilt. Gehört doch zu der großen Reihe von Werken, in denen Warschauer uns die Kenntnis der Geschichte der Stadt und der Provinz Posen erschlossen hat, auch seine, gerade für den vorliegenden Fall besonders wichtige Erforschung der Baugeschichte des Rathauses und des Lebensweges des Künstlers, der durch das Denkmal geehrt werden soll.

Schon im September 1928 wurde unter der Standbild-Nische die dazu gehörige Inschrifttafel, die gleichfalls aus rotem Granit besteht, angebracht:

Jan Quadro
twórca ratusza poznańskiego
mieszkał w tym domu
od r. 1566 do r. 1581.

(Johann Quadro, der Schöpfer des Posner Rathauses, wohnte in diesem Hause vom Jahre 1566 bis zum Jahre 1581).

Von den Fenstern dieses Wohnhauses konnte Quadro damals sowohl den gotischen Unterbau des Turms sehen, wie auch den übrigen alten gotischen Baukern des Rathauses, der noch von den deutschen Kolonisten des XIII. Jahrhunderts herrührte: jenen Baukern, an den er selbst den westlichen Anbau, auf dem er den Palmettenkranz und die kleinen Ziertürmchen, vor dem er im Osten die reizvolle Loggiafront, und in dem er u. a. die prächtige Halle des Hauptgeschosses geschaffen hat.

Die sogenannte „Wiederherstellung" des Rathauses in den Jahren 1910 bis 1913 hat freilich nur die von den deutschen Kolonisten errichteten Umfassungsmauern des gotischen Baus bestehen lassen, leider aber alles übrige, also grade die gesamte künstlerische Schöpfung Quadros, stückchenweise vollständig niedergerissen, um sie, ebenso stückchenweise, zwar in den alten Formen, aber aus ganz neuem Material und mit völlig neuem plastischen und sonstigen Schmuck wiederaufzubauen.[6])

Das Denkmal, das Quadro sich selbst in dem hervorragend schönen Rathausumbau gesetzt hatte, ist daher jetzt nicht mehr in seiner Ursprünglichkeit vorhanden, sondern nur noch in einer Kopie.

Umso freudiger ist infolgedessen die Tat des rührigen Stadtpräsidenten Ratajski zu begrüßen, der dem italienischen Stadtbaumeister nun durch die Künstlerhand Wladislaw Marcinkowskis ein persönliches Kunstdenkmal widmet: ein Ehrenmal, errichtet an dem einstigen Heim Quadros und angesichts seines einstigen Hauptwerks; in dankbarer Erinnerung an sein künstlerisches Wirken, das der Stadt Posen ihr schönstes und mit Recht weit und breit berühmtes Bauwerk geschaffen hatte. —

[6]) A. Kronthal: „Werke der Posener bildenden Kunst." Berlin-Leipzig 1921. S. 13 u. f.

Hilferufe nach der Schweiz.

Von Theodor W o t s c h k e.

Die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts waren für die Evangelischen in Polen die Zeit gesteigerter Not und erhöhter Drangsal, bald auch der schwerstenVerfolgung und größten Bedrückung. Die Zerstörung der Gotteshäuser in Mielencin und Parcice, die Mißhandlung des Wollsteiner Pastors Wilke, die Bedrohung des Predigers Malkolm und der jungen Grafensöhne in Dembnica an Freiheit und Leben zeigten schon in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts, wohin der Kurs ging. Dann im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts traf die Evangelischen die volle Not des Nordischen Krieges, ihre Städte Lissa, Reisen, Bojanowo, Rawitsch gingen in Flammen auf. Als vollends Schwedens Macht bei Pultawa gebrochen war, schlug der Fanatismus, den nun nichts mehr hemmte, mit brutaler Gewalt auf sie ein. In Posen erschien 1710 der Bürgermeister an der heiligen Stätte, die die Evangelischen für sich eingerichtet hatten, ließ den Altar und die Kanzel zerschlagen, die Bibel und das Predigtbuch zerreißen, die Wertstücke, die Orgel, die Leuchter, die Glocke nach der katholischen Pfarrkirche schaffen. In Radzienczyn wurde 1715 nicht einmal der Toten in den Kirchengrüften geschont. Hatte man im 17. Jahrhundert die Wegnahme von Kirchen noch mit Rechtsgründen zu bemänteln versucht, so glaubte man jetzt dessen überhoben zu sein, nahm auch manche Gotteshäuser gar nicht zu eigenem Gebrauch, sondern zerstörte sie, plünderte dazu Pfarrhäuser, schlug und mißhandelte ihre Bewohner, wie die schwangere Pfarrfrau in Althütte. Der Zützer Pfarrer wurde in Gnesen mit Ruten gestrichen, der Kobyliner totgeprügelt. „Außer vieler Gefahr seines Lebens kann unser Prediger in Schwersenz uns in unseren Krankheiten und Totenbetten nicht besuchen noch das heilige Mahl reichen,“ klagen die Posener. Zuweilen schien es, als ob die Evangelischen überhaupt zum Wanderstab greifen müßten, und schon erbot sich Preußens König, die Armen aufzunehmen und anzusiedeln. Zu diesem Letzten ist es nun freilich nicht gekommen. Selbst die katholischen Erbherren wollten ihre steuerkräftigen Untertanen nicht missen und schützten sie schließlich gegen die äußersten Übergriffe des Klerus. Aber diese Hilfe mußte erkauft,

Bestechungsgelder, milder ausgedrückt, Verehrungen ständig über das eigene Vermögen hinaus gezahlt werden, dazu traten die Kosten des Gottesdienstes und der Schule. Oft wußten die Bedrückten und Ausgesogenen nicht, woher sie alles nehmen sollten. Da wandten sie sich an ihre Glaubensbrüder in Deutschland und in den nordischen Reichen, in Dänemark, Schweden und Norwegen, die Reformierten nach Holland, England und besonders nach der Schweiz. Briefe, die deshalb von Lissa nach Zürich geschrieben sind, will ich im folgenden mitteilen, wie ich bereits vor Jahren in der kleinen Studie „Aus der Posener Notzeit vor 200 Jahren“ solch einen Hilferuf zum Abdruck gebracht habe.[1]) Leider hören wir meist nur allgemeine Klagen. Glaubten die Lissaer, daß Einzelheiten die fernen Glaubensbrüder nicht interessieren, oder fürchteten sie bei der schweren Bedrohung, der gerade der Briefwechsel mit Auswärtigen unterlag, die Folgen, falls ein Schreiben aufgefangen oder genaue Einzelheiten in der Ferne bekannt würden? Auch trafen die schwersten Verfolgungen in den zwanziger und dreißiger Jahren, denen die folgenden Briefe entstammen, nicht die Reformierten, die sie geschrieben haben, sondern die Lutheraner.

1. Christian Sitkovius [2]) an den Antist Neuscheler.[3])

---

[1]) Vgl. Wotschke in den Posener Historischen Monatsblättern 1923, S. 17 ff.

[2]) Christian Sitkovius (1682—1760), 1699 auf dem Joachimstaler Gymnasium in Berlin, 1703 Student in Frankfurt, seit Februar 1707 in Schokken, um sich im Polnischen zu üben, seit Februar 1708 mit Joh. Samuel Musonius in Leiden, August 1711 Pastor in Lissa, 1715 ff. Kollektant in Holland und England, 1732 Konsenior 1734 Senior.

[3]) Heinrich Neuscheler (1679—1742), 1700 Pastor, 1710 Professor in Zürich. Berlin, den 18. März, hatte Jablonski Neuscheler zum Amtsantritt gratuliert und dabei geschrieben: „Polonicae ecclesiae gravissimis premuntur periculis, tractatu pacis anno 1717 ad incitas redactae oviles lacertos movent, ut securitati suae comitiis regni proxime futuris utcunque consulant, quam obrem mense Septembri anni praeteriti et Februario anni praesentis Dantisci synodi generales sunt habitae cum aliqua spe restituendae ecclesiae et ab extremo interitu vindicandae. Orate deum pro nobis, ut reliquas illas evangelii scintillas apud nos conservet.“ Draheim, den 14. Oktober 1719, Humbold an König Friedrich Wilhelm: „Am 7. d. M. habe ich eine Abschrift des Memorials übersandt, das von den Dissidenten dem Könige in Dresden übergeben worden. Weil aber nicht alle Kirchen, so in Großpolen abgenommen, darinnen benannt sind und die Abschrift nur der erste Entwurf ist, den der H. Feldmarschall von Goltz gemacht und den Evangelischen des Meseritzer Kreises übermittelt und diese darauf, weil sie ihres Ortes ebenmäßig von den katholischen Geistlichen bedrückt werden, ein und anderes dabei zu erinnern befunden, so sende nunbei die eigentliche wahre Ab-



Ew. Hochw. wertgeschätztes Schreiben habe durch Christoph Hoffmann wohl erhalten und daraus ersehen, daß es dem gnadenreichen Heilande, der seine Kirche nicht verläßt, sondern bei ihr bleibt bis an der Welt Ende, gefallen, seiner lieben Gemeinde zu Zürich den durch den seligen Abschied des Herrn Peter Zeller[4]) wohlseligen Andenkens erlittenen großen Schaden durch Ew. Hochw. würdige Person glücklich zu ersetzen. Wie ich nun Ew. Hochw. zu dieser hohen Staffel in der Kirche Christi herzlich gratuliere, so wünsche anbei von Grund der Seele, daß unser Erzhirte Jesus Christus Ew. Hochw. mit der Kraft seines heiligen Geistes mächtig wolle ausrüsten, die mit diesem heiligen Amte verbundene schwere Last zu vielem Nutzen seiner Herde zu tragen. Daß Ew. Hochw. nach unserem Zustande in Polen fragen und damit beweisen, daß Sie aus recht christlichem Mitleiden unserer Trübsalen gedenken, erfreut und tröstet mich herzlich. Die lieben schweizerischen Brüder sind auch hinwieder in unseren Herzen tief eingeschrieben, und gedenken wir ihrer stets vor Gott in unserem Gebete. Wir behalten ihre an uns bewiesene große Wohltat in dankbarem Gemüte, und der Vater der Barmherzigkeit wird ihres Werkes der Liebe auch nicht vergessen. Daß ich aber meine Antwort bis dahin verschoben, habe ich darum getan, um den Schluß des Reichstages[5]) abzuwarten, um so viel gründlicher berichten zu

---

schrift von solchem Memorial, wie das Original davon mit den Zusätzen des Meseritzer Kreises durch den Feldmarschall, der auf der Synode zu Danzig am 27. Februar zum Präsidenten erwählt worden, im Namen sämtlicher Dissidenten in Großpolen unterschrieben gewesen und nach Dresden abgegangen." Ein Verzeichnis aller seit 1713 weggenommenen Kirchen werde er noch schicken, über die Zerstörung der Gotteshäuser und Gemeinden in Litauen werde Rekuc in Königsberg am besten Auskunft geben können. Jetzt seien die Evang lischen in Danzig bedroht, in Friedland sei bereits die Kirche weggenommen. ,,Den Feldmarschall von Goltz, weil er die Kirche zu Neugoltz durch die bloß auf Betreiben des Posener Bischofs (der androhen soll, zur Zerstörung der evangelischen Kirchen in Polen auf Kosten der Geistlichen seiner Diözese 100 Dragoner anwerben zu lassen) dahin gesandten geistlichen und weltlichen Kommissare nicht hat wollen abnehmen und demolieren lassen, derselbe auch bei dem festen Entschluß bleibt, seine Kirche wider alle Gewalt ferner zu verteidigen, wenn er gleich seine Güter und gar sein Leben dabei einbüßen sollte, will man wegen seiner sonst gerechten Opposition, ungeachtet es bis heute zu keiner Tätlichkeit gekommen, sub poena colli aufs Tribunal zitieren."

[4]) Peter Zeller, Pfarrer am Großen Münster und Antist in Zürich († 1718), ein Neffe des Missionars auf Jamaika, Hans Jakob Zeller.

[5]) Draheim, den 2. Dez. 1719. Humbold an König Friedrich Wilhelm: ,,Obwohl Seine Poln. Maj. neulich zu Fraustadt versprochen gehabt, daß auf dem bevorstehenden Reichstage über die Evangelischen solle beschlossen werden, ist doch des Bischof Szembek unmäßiger Eifer und Haß wider die Evangelischen so groß, daß er kein Bedenken getragen, sich verlauten zu lassen, er werde von dem kujavischen Bistume nicht eher Besitz ergreifen, bevor er nicht in seiner bisherigen posenschen Diözese der Dissidenten

können, was vor ein Ansehen die Religionssache gewinnen würde. Nachdem wir zu dieser letzten Zeit von der römischen Geistlichkeit mehr als jemals vorhin verfolget und in unserer Gewissensfreiheit eingeschränkt worden, und es sogar sich angelassen, als würde man auf diesem Reichstage ein Gesetz zu unserer Unterdrückung schmieden,[6]) so hat es uns viel Geld gekostet, nicht nur Deputierte nach Warschau[7]) zu schicken, die daselbst vor dem Riß stehen

---

Kirchen exstirpiert hätte. Er drohet auch, daß die Kirchen, so des cleri furori noch nicht geopfert sind, auch sollen weggenommen werden, so daß die annoch wenigen übrigen zwischen Furcht und Hoffnung schweben. Sonst befinden sich viele vornehme Geistliche und Weltliche in Posen, so des Bischofs horrendes Vorgehen gar nicht billigen noch solches e re publica zu sein erachten, und hat der Sapieha auf seinen Gütern dem Bischofe dergleichen Eintrag, wider die unter der Filehnschen Botmäßigkeit stehenden evangelischen Leuten vorzunehmen, bisanhero gar nicht gestattet, wie denn die recht tun, die bei ihren Rechten und Befugnissen sich und ihre Kirchen selbst schützen, um davon in Besitz zu bleiben, damit sie künftig nicht ex petitione wieder den Klerus agieren dürfen. Dabei würden sie ohnedies schlecht fahren, nachdem ihnen defensio auch dadurch abgeschnitten worden, daß, wenn ein Advokat ihre Sache im Gericht öffentlich hat proponieren wollen, der Klerus denselben sofort mit päpstlichem Kirchenbann bedrohet und pro fautore haereticorum ausgeschrieen, und also den Evangelischen zu assistieren, fast jedermänniglich in Polen abgeschreckt werden will."

[6]) Den 17. Nov. 1719 bitten Bürgermeister und Rat der Stadt Danzig den König Friedrich Wilhelm, auf dem am 30. Dez. angehenden Reichstage für die Evangelischen einzutreten. Den 25. Nov. fordert sie der König auf, auch in London und Stockholm vorstellig zu werden.

[7]) Berlin, den 13. Aug. 1720, verfügte der König Friedrich Wilhelm, daß die Feldprediger vom Finkensteinschen und Bescheferischen Regimente wechselweise den Gottesdienst in der Gesandtschaft zu Warschau halten sollten. Aus Draheim hatte ihm unter dem 13 Juli Humbold gemeldet: „Der Bischof Szembek läßt noch nicht nach, die Evangelischen auf allerhand Art zu verfolgen, und sucht nunmehr, ihre Kirchen gar in eine und andere katholische Parochie zu inkorporieren und unter die Botmäßigkeit gewisser Inspektoren zu ziehen, obgleich die evangelischen Kirchen der bischöflichen Jurisdiktion niemals unterworfen gewesen. Auch soll er des Vorhabens sein, daß evangelische Prediger, ohne von den katholischen Inspektoren Erlaubniszettel vorher erhalten zu haben, keine Amtshandlungen wie Taufen und Trauungen hinkünftig verrichten, die dafür fallenden Accidenzien aber an den katholischen Pater, ingleichen das Meßkorn gegeben werden sollen. Hingegen hätte die Herrschaft, so einen evangelischen Prediger berufen, vor dessen Subsistenz aus eigenen Mitteln zu sorgen. Da nun des Bischofs hinterlistiges Wesen höchst präjudizierlich und man dadurch mehr und mehr die Religionsfreiheit einzuschränken sucht, bleibt keine andere Hoffnung, als das E. Königl. Maj. mit den anderen evangelischen Mächten auf dem Braunschweiger Kongreß sich des Elends der Evangelischen annehmen."

möchten, sondern auch an verschiedene große Herren erkleckliche Summen zu spendieren, daß sie vor uns auf dem Reichstage gesprochen, da unser Widerpart sehr gefährliche Anschläge vorgehabt. Es ist aber doch endlich der ganze Reichstag fruchtlos zerris en worden, so daß er uns zwar keine größere Gefahr verursacht, als wir bisher erfahren, aber auch keinen Nutzen geschafft, sondern alles nur in status quo verbleibet.

Nach der Zerreißung des Reichstages hat Ihre Königl. Maj. mit den Herren Senatoren eine Senatssitzung [8]) gehalten, in der die Herren Bischöfe sehr heftig gegen die Protestanten geeifert. Es haben aber einige von den weltlichen Herren Senatoren und darunter insonderheit der Kronschatzmeister[9]) sich unser so nachdrücklich angenommen, daß durch die Gnade Gottes kein harter Schluß wider uns gefasset worden und Ihre Majestät, der König, selber den H. Bischof von Posen ermahnt, von den bisherigen Verfolgungen abzustehen. Ob wir daher einige Linderung hinfür haben werden, wird die Zeit lehren. Das meiste wird nun darauf ankommen, daß wir auf dem bevorstehenden braunschweigischen Kongreß[10]) mit in den F ieden eingeschlossen werden und unsere Gewissensfreiheit nachdrücklich garantiert wird. Allein es wird abermal großes Geld kosten, und unsere größte Bekümmernis ist, daß wir nicht wissen,

[8]) Draheim, den 22. März 1720 Humbold an König Friedrich Wilhelm: „In der Senatssitzung hat der Kronschatzmeister Prebendowski in pleno vorgetragen, wie gewaltsam man mit dem evangelischen Generalfeldmarschalleutnant von der Goltz wegen der Kirche in seinem Dorfe Neugoltz und mit dem auf seinem adligen Hofe zu Klausdorf, allwo derselbe wohnt, zur Pflegung seines Gottesdienstes inter privatos parietes bishero ruhig gebrauchten Gebäude zu verfahren und solches wegzunehmen und zu zerstören suche und daß deshalb jüngst ad instigationem cleri romani ein Dekret vom Tribunal wirklich ergangen wäre, daß der Feldmarschall Goltz sub poena captivitatis et confiscati nis omnium honorum suorum die Kirche und das Oratorium abtreten solle. Über diese Proposition des Kronschatzmeisters zu Gunsten des von der Goltz ist der bisherige Bischof von Posen Szembek dergestalt sensibel und irritiert geworden, daß er den Kronschatzmeister sofort mit der Exkommunikation öffentlich bedroht hat. Diese Exkommunikation würde auch wirklich erfolgt sein, (zumal der päpstliche Nuntius bei der Verfolgung der Evangelischen mehr und mehr Holz zum Feuer trägt und sowohl den Kronschatzmeister als auch andere polnische Senatoren, daß sie der Dissidentenpartei zugetan wären, suspekt hält), wenn die Gegenwart und Autorität des Königs nicht ins Mittel gekommen wäre und das fulmen ecclesiae abgewandt hätte."

[9]) Johann Georg Prebendowski († 1729), auch General von Großpolen.

[10]) Den 2. März 1722 schreibt Jablonski aus Berlin dem Antist Neuscheler: „Die polnischen Kirchen betrüben sich sehr, daß der Braunschweiger Kongreß zu Wasser worden. Jedoch hat der hiesige großbritanni che Minister Mylord Whitworth Hoffnung gemacht, daß derselben Sicherheit auf eine andere Weise und an einem anderen Orte besorgt werden soll."

wie solche Summen aufgebracht werden können. Der große Gott sei unser Schutz und erhalte sein armes Häuflein, welches jetzt von allen Enden angefochten wird!

Was Ew. Hochw. anmerken, daß die Lutheraner gar hart sind gegen uns Reformierte, das erfahren auch wir allhier in Lissa[11]. Da wir Reformierte anfänglich die brüderliche Liebe an den Lutheranern erwiesen, daß wir sie in unsere Stadt aufgenommen, so erfahren wir nun den Dank davor, daß, da sie an Zahl stärker geworden, sie nun alle List und Bosheit anwenden, um wo möglich uns zu unterdrücken. Es ist zu beklagen, daß, da wir von unseren gemeinen Feinden jetzt aufs heftigste angefochten werden und uns daher viel enger vereinigen sollten, wir uns noch dazu untereinander suchen aufzureiben. Aber der lutherische Geist wird bei vielen mit einem so blinden Eifer getrieben, daß es die Erfahrung lehrt, daß man noch wohl eher bei den Papisten als bei vielen Lutheranern Gnade findet. Gott wolle endlich auch einmal diese Uneinigkeit zwischen Juda und Ephraim aufheben und bei so vielen auswärtigen Kriegen einen innerlichen Frieden verleihen! Die reformierte Kirche muß bei allen unparteiischen Gemütern vor der ganzen Welt das Zeugnis haben, daß sie allemal und allenthalben den Frieden suchet, wenn er nur von dem anderen Part wollte angenommen werden. Wir wollen uns indessen trösten in unserem Gewissen mit dem Ausspruche unseres Friedensfürsten: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen," und das übrige der Weisheit Gottes anbefehlen.

Ew. Hochw. melden in dem Briefe, daß der bewußte Christoph Hoffmann viel besser gefahren wäre, wenn er von der Lissnischen Gemeine und den Pastoren eine Spezialempfehlung zu einer milden Beisteuer mitgeführt hätte. Hierauf muß ich Ew. Hochw. zu gehorsamer Nachricht dienen, daß dieser gute Mann hier nichts dergleichen gesucht. Sein Vorgeben war auch nicht, daß er eine Beisteuer in der Schweiz suchen, sondern vielmehr seiner Frau Erbschaft abholen wollte. Er ist auch die ganze Zeit seines Verbleibens allhier von unserer Gemeine mit vielfacher Hilfe versehen worden. Jch weiß aber nicht, wie es kommt, daß es gar nicht mit ihm fortgehen will. Man wird ihn auch hinfort in keiner Not verlassen, wie wir denn insonderheit unter denen, die Hilfe bei uns suchen, allemal die besonders berücksichtigen, die aus der Schweiz sind, als wozu wir uns wegen der aus der Schweiz genossenen reichen Beisteuer verbunden erachten. Es ist aber bei uns jetzt eine sehr schwere und nahrlose Zeit, die große Armut unter den Leuten verursacht. Wenn ich zum Schluß Ew. Hochw. allen göttlichen Segen von Herzen angewünscht, auch unsere arme Gemeine und meine Wenigkeit Ihrer ferneren Liebe und Ihrem Gebete gehorsamst anbefohlen, so verharre Ew. Hochw. gehorsamster Diener. Lissa, den 14. März 1720.

---

[11]) Es war doch nur Kleingezänk in Lissa, von dem schon Kunheim am 21. Juni 1718 nach Berlin berichtet hatte. Wotschke, Aus den Berichten eines Warschauer Gesandten, S. 90. In wie vorbildlicher Weise gerade damals, 1719, der Führer der Lutheraner von der Goltz dies Einvernehmen pflegte, zeigt Wotschke, Das Evangelium unter dem Kreuz, S. 84.

2. Christian Sitkovius an den Antist Neuscheler.

Ew. Hochw. sehr wertes Schreiben vom 11. Mai habe durch einen hiesigen Kaufmann erhalten. Daß ich darauf nicht eher geantwortet habe, bitte nicht meiner Saumseligkeit zuzuschreiben. Die Ursache der Verzögerung ist, daß die begehrte Nachricht von ihrem Orte, dahin ich deswegen geschrieben habe, nicht eher als jetzund zurückgekommen. Was nun die reformierten Gemeinden in Groß- und Kleinpolen angehet, so ist ihre Zahl durch die unaufhörlichen Verfolgungen sehr klein geworden. Der reformierten Gemeinden, die ihre Prediger und freie Religionsübung haben, sind jetzo in Großpolen 12, in Kleinpolen 9, eine und andere Kiche ausgenommen, die wegen Mangel des Unterhalts wüste lieget. Vor diesem waren in Großpolen allein bei 70 Gemeinden. Aber so gering ist von Zeit zu Zeit das Häuflein Christi geworden! Und wofern uns Gott durch den Nordischen Frieden nicht mehrere Sicherheit wird zukommen lassen, so ist menschlichem Ansehen nach zu besorgen, daß wir immer mehr abnehmen werden. Unsere Feinde ruhen nicht, uns täglich zu bedrängen. Noch diese Tage haben wir in unserer Stadt wegen der protestantischen Kirchen und Schulen eine Zitation auf das Kapitel nach Posen von dasigem Bischofe bekommen, darin große Drohungen enthalten, daß wir unserer Kirchen und Schulen sollen verlustig gehen, wofern wir nicht gültige Privilegien werden aufweisen können. Es ist wiederum darauf abgesehen, eine Summe Geldes von uns zu erpressen, und da andere Orte von ihren Erbherren geschützt werden, ist es unser Unglück, daß wir bei dem Exil unseres Erbherrn Stanislai keinen Schutz haben, sondern von allen Orten gepresset werden. Gott sei unser Schutz und gebe endlich allen Drangsalen ein erwünschtes Ende!

Ew. Hochw. haben ein sehr gutes Werk getan, daß sie dem Herrn Erzbischof von Canterbury[12]) unsere armen Gemeinden empfohlen haben, davor wir insgesamt Ew. Hochw. gehorsamst verbunden bleiben. Wir würden selbst publico nomine an den Herrn Erzbischof geschrieben haben, aber weil solche öffentlichen Briefe in England nicht wohl können verschwiegen bleiben, als wo sich sehr viele papistische Emissäre aufhalten, die alles auskundschaften,

---

[12]) Jablonski schon unter dem 16. August 1720: „Der Erzbischof von Canterbury hat das polnische Kircheninteresse sowohl dem Könige elbst als den Ministern beim Abschiede aufs beste empfohlen und günstige Verheißungen empfangen. Weil es aber mit dem Friedenskongreß noch in weitem Felde stehet und indessen der polnische Reichstag, der um Ende September angesetzt ist, uns unwiederbringlichen Schaden bringen kann, da wirklich 30 lutherische Kirchen vor das polnische Konsistorium zitiert worden, und weil sie vor diesem unzuständigen Forum sich nicht einlassen können, unfehlbar vor das Tribunal werden gezogen werden, allwo sie ihren Prozeß notwendig verlieren müssen, so wäre wohl das einzige Mittel, die Gefahr abzuwenden, daß durch S. Königl. Maj. in Preußen hohe Anregung die Minister der evangelischen Mächte in Polen Ordre bekämen, mit dem preußischen Minister zugleich und mit vereinten Kräften bei dem bevorstehenden Reichstage das evangelische Interesse zu beobachten und besonders zu hindern, daß nicht das Tribunal die evangelische Kirchensache an sich ziehe."

so würden wir hier als Aufrührer von der römischen Geistlichkeit ausgeschrieen werden, und würde solches eine Gelegenheit zu noch größerer Verfolgung sein, weswegen wir davon abstehen müssen. Wenn Ew. Hochw. bei künftigen Gelegenheiten diese Anmerkung an den H. Erzbischof mit wollen einfließen lassen und uns aufs beste entschuldigen, würde uns hiermit eine besondere Liebe und Freundschaft widerfahren. Was den Danziger H. Kuricke[13]) betrifft, so schreibt mir der H. Professor Ouseel[14]) in Frankfurt a. d. Oder, der ihn wohl gekannt, folgende Umstände von ihm, dessen eigene Worte hier beifüge: ,,Johann Kuricke ist in Danzig geboren, hat zum Vater gehabt einen Sekretär bei der Stadt, den er früh verloren. Er selbst hat in Holland, Deutschland und in der Schweiz viele Jahre studiert und seine Sachen wohl getan. Ist darauf in Lipstadt in Westfalen Prediger geworden, da er unterschiedene kleine Traktate von der Gnadenwahl, von den sieben Zeiten Novi Testamenti und andere verfertiget, bis daß er mit dem Anfange dieses Jahrhunderts über die sonntäglichen Evangelien einen starken Band in Quart und über die Passion ingleichen einer kleineren ausgegeben, so wohl aufgenommen ist. Er hat aber schon vor einigen Jahren das Zeitliche gesegnet, keine Söhne, sondern nur zwei Töchter hinterlassen, von denen wir weiter nichts wissen. Das Jahr seines Todes wird sich auf 13 oder 14 dieses Jahrhunderts belaufen. Ich erinnere mich noch, daß er der in Zürich von den Schweizern genossenen Güte oft rühmlich gedacht. Der Studien halber wäre er wohl eines besseren Dienstes wert gewesen, wiewohl er mit dem seinigen vergnügt war und auch sein konnte nach der Landesgewohnheit''. Soweit die Worte des H. Ouseel. Betreffend endlich Joh. Konrad Schwartz, den Buchdrucker in Posen, so ist seine Ehe mit der bewußten Person schon geschlossen. Sie ist evangelisch-lutherischer Religion, hat aber keine zeitlichen Mittel, soll aber ein sittsames, fleißiges Weib sein, die ihrem Hause wohl vorsteht. H. Schwartz hat nebst einem römisch-katholischen Buchbinder die Buchdruckerei auf dem Dom gepachtet und bezeugt, daß er damit zufrieden sei. Ich sehe es aber für eine gefährliche Sache an, daß er sich so unter die Römisch-Katholischen begeben und unter ihrer Jurisdiktion lebet. Denn wenn sie einstens ihm ungünstig werden sollten, wissen sie gar bald Gelegenheit zu finden, einen solchen Menschen, den sie vor einen Ketzer halten, zu ruinieren. Gott erhalte ihn in seinem Schutze und behüte ihn vor Gefahr! Er erhalte ihn insonderheit in seiner Wahrheit! Weil wir diesmal in Kirchsachen an H. Schultheiß und die Kantone nach Bern schreiben[15]), habe ich diesen Brief miteinschließen lassen in Hoffnung, daß er wohl überkommen wird. Lissa, den 29. Juli 1720.

3. Christian Sitkovius an den Antist Neuscheler.

Daß Ew. Hochw. mich abermal Ihrer gütigen Zuschrift gewürdigt, schätze vor eine sonderbare Ehre, und erweckt dies insonderheit in mir eine herzliche Freude, daß Ew. Hochw. unsere armen

---

[13]) Doch wohl ein Sohn des Danziger Sekretärs Reinhold Kuricke.

[14]) Philipp Ouseel (1671—1724) aus Danzig, seit 1717 Professor in Frankfurt, ein Neffe des Gröninger Prof. Jakob Ouseel, der den Minucius Felix herausgegeben hat.

[15]) Ich kenne diese Briefe nicht.

verfolgten Kirchen in so liebreichem Andenken behalten. Was unseren gegenwärtigen Zustand betrifft in Ansehung der vielfachen Bedrängungen, die uns von der römischen Kirche angetan werden, so ist derselbe noch immer in statu quo. Auf dem letzten Reichstage hat die römische Geistlichkeit nicht ermangelt, allerhand Schmähschriften wider die Protestanten unter dem Adel auszustreuen, um ihn so viel mehr wider uns zu verhetzen. Wir haben zwar nicht ohne schwere Unkosten unsere Patrone in Warschau gehabt, die allem ferneren Unheil so viel wie möglich haben vorbauen sollen. Allein weil der Reichstag nicht bestanden, sondern ganz fruchtlos zerissen worden, haben weder unsere Feinde etwas wider uns, noch auch die Unsrigen etwas für uns mit rechtem Nachdruck schaffen können. Es bleibt alles in dem alten Zustande. Indessen werden wir nach wie vor gedrückt. Wir haben vor einiger Zeit das Unglück gehabt, daß uns eine Kirche auf dem Lande durch das Wetter angezündet und abgebrannt. Ob man sich wohl um die Freiheit bemüht, sie wieder aufzubauen, so haben wir solche nicht nur nicht erlangen können, sondern das Kapitel zu Posen hat auch eine Inhibition geschickt, daß man sich bei 1000 Dukaten Strafe nicht unterstehen solle, diese abgebrannte Kirche wieder aufzubauen. Man sucht bald hier bald dort, unseren Kirchen allerhand ungegründte Prozesse zu machen, daß man Gelegenheit finden möchte, sie wegzunehmen. Allemal kostets uns viel Geld, uns von der Gefahr loszukaufen. Daher geschiehts, daß wir bis auf das Mark ausgesogen werden und unser Kirchenärar, das wir von der Mildtätigkeit unserer lieben Glaubensbrüder in der Schweiz, England und Holland gesammelt hatten, nach und nach erschöpft wird, wozu auch gekommen, daß wir in der Malacridischen Bank zu Bern bei 2000 T. Schaden gelitten. So wird unser Zustand von Tag zu Tag immer kümmerlicher.

Ungeachtet auch die englischen[16]) und preußischen Minister[17]) an dem polnischen Hofe vielen Fleiß und Eifer angewandt, vor unsere Kirche zu intercedieren, so wird doch darauf wenig geachtet.

---

[16]) Unter dem 26. Dezember 1719 hatte der König Friedrich Wilhelm seinen Vertreter Humbold angewiesen, die Evangelischen zu veranlassen, sich an den König von England zu wenden, der jetzt bei dem polnischen Hofe viel vermöge. An demselben Tage schreibt er seinem Gesandten in Warschau Posadowski, alles zu versuchen, den armen Evangelischen zu helfen. Da man mit Gelde in Polen alles erreichen könnte, sollten die Dissidenten danach ihre Maßnahmen treffen. Herrenhausen, den 15. September 1720 verspricht König Georg seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um den unglücklichen Evangelischen in Polen Hilfe zu schaffen. Warschau, den 16. November 1720, meldet der Gesandte Schwerin nach Berlin: „Am 14. d. M. hat der englische Envoyé Scot und ich bei I. K. M. Audienz gehabt, in der wir die Bedrängnisse der Dissidenten auf das beweglichste mündlich und schriftlich per memorialia vorgestellt haben. Der König bezeugte hierüber großes Mißvergnügen, und wie er an alledem keinen Teil hätte, und versprach auch seine Autorität aufs kräftigste einzusetzen, damit sie fortan wenigstens in Ruhe und Frieden bleiben möchten." Am 16. Dezember behauptete dann der König, die Zerreissung des Reichstages habe ihn verhindert, den Evangelischen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Den 1. Okt.

Die griechischen Kirchen sind darin viel glücklicher, indem sie an dem Zaren von Moskau einen mächtigen Fürsprecher haben, durch dessen scharfe Anforderung sie es soweit gebracht, daß ihnen die Kirchen, die ihnen in Litauen waren abgenommen worden, haben zurückgegeben werden müssen. Daß der H. Erzbischof von Canterbury Hoffnung gemacht, daß uns auch außer dem Kongreß zu Braunschweig, der zerronnen und zu keinem Stande gekommen, geholfen werde könne, wäre zwar zu wünschen. Wir sehen aber noch nicht, daß uns mit Nachdruck einige Hilfe geschehen wäre. Es ist mir zwar als ein Geheimnis von Berlin gemeldet worden, daß unter einigen Potentaten etwas gar wichtiges zum Besten der protestantischen Kirchen in Polen soll unter den Händen sein und daß es vielleicht ehestens werde ausbrechen. Weil es aber noch gar geheim gehalten wird, hat man nichts Umständliches hiervon erfahren können. So schweben wir zwischen Hoffnung und Furcht. Der gnädige Gott lasse uns endlich aus der Finsternis das Licht aufgehen und lasse sein Antlitz über uns leuchten, daß wir genesen!

Ew. Hochw. gedenken auch der Vereinigung der Protestanten. Da die zuletzt so häufig hervorgekommenen Friedenspläne so geringen Erfolg gehabt und an vielen Orten die Gemüter durch viele Streitschriften nur so viel mehr erbittert worden,[18]) ist wohl die Vereinigung mehr zu wünschen, als zu hoffen. Von uns in Polen hat man zwar außer Landes vorgeben wollen, als ob wir uns mit den Lutheranern vereinigt hätten. Solches aber hat in nichts ande-

---

1720 hatte König Friedrich Wilhelm für die Evangelischen an Schwerin in Warschau und an Mardefeld in Petersburg geschrieben, am folgenden 12. wieder an Wallenrod in Hannover.

[17]) Warschau, den 18. September 1720, berichtet Schwerin dem König Friedrich Wilhelm, daß er, um den armen Evangelischen Hilfe zu bringen und ihrer schweren Verfolgung zu steuern, mit dem englischen Envoyé Scot und mit dem russischen Gesandten verhandelt habe. Mit Scot hoffe er, auch der russische Gesandte werde für die Evangelischen sprechen: ,,Er im Namen des Zaren, des Garanten des Warschauer Traktats, kann der Sache mehr Gewicht geben als wir. Im Traktat ist den Dissidenten die Aktivität der Stimme als Landboten nicht benommen, ebensowenig ihr Privilegium, daß sie in Religionssachen nicht vor das Tribunal, sondern unmittelbar vor den König gehören. Dem ungeachtet ist ein evangelischer Landbote aus dem Reichstage zu Grodno gestoßen, sind seit einigen Jahren verschiedene Kirchen abgenommen, andere demoliert und alle Religionssachen vor die Tribunale gezogen, wo keine Justiz für einen Dissidenten zu hoffen, so alles violenta facta des römischen Klerus sind, dem keiner wie der Zar als Garant des Traktats mit Autorität widersprechen kann. In einer gestrigen Konferenz zwischen Scot und mir ließen wir den russischen Legationssekretär Rudochowski zu uns bitten.'' Der habe auch versprochen, dem Gesandten ihre Wünsche vorzutragen und in allem guten Willen gezeigt. Der zweite russische Legationssekretär sei aber ein katholischer Pole und beeinflusse Dolgorukij wider die Dissidenten.

[18]) Vergl. Wotschke: Die Wittenberger Theologen gegen die Tübinger im Unionsstreite. Blätter für württembergische Kirchengeschichte, 1926.

rem bestanden, als daß wir in Danzig ein und andermal eine Zusammenkunft gehalten, darinnen einige Superintendenten und Edelleute von beiden Religionen Pläne gefasset, wie man auf den Reichstagen den so vielfachen Gefahren begegnen könne. Sonst aber müssen wir hier erfahren, daß es die Lutheraner mit uns gar nicht treu meinen und vielmehr allerhand Künste gebrauchen, uns unterdrücken zu helfen. Da unsere Stadt Lissa anfänglich ganz reformiert gewesen, haben unsere Vorfahren die Liebe und Barmherzigkeit an den Lutheranern getan, daß sie sie, da sie aus Schlesien verdrängt worden, in die Stadt mit ihrem libero exercitio religionis aufgenommen. Da sie sich aber nun vermehrt und stärker als wir geworden, haben wir schlechten Dank von ihnen, daß sie uns mit recht unchristlicher Ungerechtigkeit und Bosheit verfolgen und uns gern aus allerhand Ehrenämtern verdrängen wollen. Durch allerhand listige Ränke haben sie es unlängst dahingebracht, daß einer von unseren Ratsherren, der die beste Stütze unserer Gemeinde ist, ganz unschuldig abgesetzt worden. Wofern Gott ihrem unchristlichen Unternehmen nicht steuert, ist zu besorgen, daß es endlich von uns heißen wird: Veteres migrate coloni! Da wir also mit zweierlei Feinden zu streiten haben, können Ew. Hochw. leicht ermessen, wie kümmerlich und gefährlich unser Zustand ist. Wir empfehlen unser Elend Ew. Hochw. Fürbitte zu Gott, ich aber ersuche Ew. Hochw. meiner Wenigkeit mit fernerer väterlicher Liebe zugetan zu sein. Lissa, den 10. März 1723.

4. Christian Sitkovius an den Antist Neuscheler.

Ew. Hochw. wertgeschätztes Schreiben vom 5. April ist mir den 5. Juni zu Händen gekommen. Für das darin bezeigte herzliche Mitleiden mit unserem gefährlichen Zustande und den uns gewährten Trost und die kräftige Aufmunterung sageEw. Hochw. gehorsamsten Dank wie auch für verschiedene Nachrichten. Der Zustand unserer Kirchen ist noch, Gott sei es geklagt! sehr ungewiß und gefährlich. Außer dem, daß unsere in Orzeschkowo hier in Großpolen abgebrannte Kirche nicht wieder aufgebaut werden darf, sind uns in Kleinpolen zwei Kirchen weggenommen worden. Die eine befand sich auf dem Dorfe Szczepanowice. Die Gelegenheit dazu war, daß der reformierte Erbherr dieses Dorfes einen Prozeß mit einem katholischen Edelmanne gehabt, da denn dieser, um sich zu rächen, es dahin gebracht, daß die Kirche versiegelt worden. Die andere Kirche befindet sich in dem Städtchen Wengrow,[19]) wohin die Warschauer zum Gottesdienste zu reisen pflegen. Diese Kirche ist unter dem elenden Vorwande von dem Bischofe weggenommen worden, darin seien größere Glocken, als die Katholischen hätten. Nun hat zwar der König in Preußen kräftige Intercessionen deswegen tun lassen, auch den Römischen in Preußen androhen lassen, ihnen ihre Kirchen zu sperren, falls uns die unsrigen nicht zurückgegeben würden, es zeigt sich aber noch wenig Hoffnung, daß hierdurch etwas werde ausgerichtet werden. Denn obwohl Ihre Majestät, der König von Polen, die Sache den Bischöfen empfohlen hat, sind diese doch unbeugsam und scheinen nicht eher ruhen zu wollen, bis sie die Protestanten gänzlich aus Polen ausgerottet haben.[20])

[19]) Vergl. Wotschke: Zur Geschichte der Gemeinde Wengrow. Deutsche Blätter in Polen, 1927.

[20]) Schon 1719 forderten die litauischen Landboten: 1. „Fana sive zbory demoliantur. 2. Keinem Dissidenten dürfe gestattet

Daher haben die Senatoren und Bischöfe gegen den künftigen Reichstag, der erst im Oktober dieses Jahres soll gehalten werden, unter anderen Punkten, die alsdann sollen abgetan werden, auch diese miteinfließen lassen, daß Protestanten hinfort keine Güter mehr in Polen besitzen sollen, daß sie an ihren Gotteshäusern durchaus nichts reparieren sollen, ferner daß die fremden Gesandten sich in die polnischen Reichs- und Religionssachen nicht mischen, auch auf dem Reichstage durch ihre Sekretäre oder andere keinen Zugang in die Landbotenstube, wo die Beratungen gepflogen werden, haben sollen. Klar genug erhellt hieraus, was die römische Klerisei für gefährliche Pläne schmiedet. Hingegen ist unser Adel, nachdem bald hier bald dort einer teils durch Versprechungen teils durch Lockungen und Verheißungen großer Ehrenstellen zum Abfall verführt worden, so schwach und furchtsam geworden, daß er nicht mehr imstande ist, seine adligen Rechte und Freiheiten mit Nachdruck zu verteidigen. Also siehet es mit uns allem menschlichen Ansehen nach sehr schlecht aus, wo nicht Gott der Herr selbst in das Mittel tritt und auf eine unverhoffte Weise die Ratschläge unserer Feinde zu schanden macht und zu ihnen spricht: „Beschliesset einen Rat und werde nichts daraus! Beredet euch und es bestehe nicht, denn hier ist Immanuel!" Wir seufzen nur aus unserer tiefen Not, da das Schifflein Christi in unserem Vaterlande mit den Verfolgungswellen ganz bedeckt wird: „Herr, hilf uns, wir verderben!" Was es aber sonst mit den Plänen am preußischen Hofe, die zu unserer Rettung vorgenommen werden, für besondere Umstände habe, weiß ich nicht.[21]) Es scheint, daß sie mit allem Fleiß vor uns verborgen werden, damit durch solche Korrespondenz, wenn etwa ein Brief in Polen aufgefangen würde, wir nicht in so viel schwerere Verfolgungen verfallen möchten. Sonst wollte gern mit der verlangten Nachricht dienen.

---

werden, Güter zu kaufen, noch Geld auf Pfandschilling darauf zu geben, noch Güter zu pachten. 3. Sollte sich keiner verheiraten als mit einer Katholischen, auch das Frauenvolk nur an katholische Männer, die Trauung nur durch katholische Priester vollzogen werden. 4. Bei Erbfällen zwischen Katholischen und Evangelischen sollte kein Dissident, sondern bloß der Katholik succedieren, wenn gleich der Katholik im weiteren Grade wäre usw." Dementsprechend hatte auch der Wilnaer Bischof Brostowski in einem Schreiben vom 1. Januar 17 0 an sämtliche Reichsstände die Ausstoßung des evangelischen Pietrowski aus der Landbotenkammer als eine große segensreiche Tat gepriesen: „Sera loquetur posteritas et depraedicabit heroicum hoc patriae filorum factum. Confirmet hoc deus, quod operatus est in vobis. Nam dimidium facti, qui bene coepit, habet." Er bäte, darauf hinzuwirken, daß kein Evangelischer mehr in Polen ein Amt erhalte. Erst ein Eintreten des preußischen Legationssekretärs Hofmann in Warschau und Repressalien in Königsberg ermöglichten 1722 eine Reparatur der Kirche in Lubacz.

[21]) Petersburg, den 6. August 1724, verwendet sich auch Peter der Große für die bedrückten Evangelischen. Das Schreiben Unsch. Nachrichten 1724, S. 632—635.

Anfang 1724 bitten die Lutheraner Polens und Litauens um eine Kollekte in Kursachsen. Dresden, den 5. Februar d. J. stellen die Geheimen Räte dem Kurfürsten bezw. Könige vor, welchen niederschmetternden Eindruck die fortgesetzten Religionsver-

Wegen des Buchdruckers H. Schwartz in Posen habe ich mich erkundigt und deswegen diese meine schuldige Antwort so lange aufschieben müssen, bis ich Nachricht erhielt. Er hat die Buchdruckerei nicht gekauft, welches nicht geschehen kann, da sie zu dem Dom gehört, sondern nebst einem anderen Manne nur gemietet. Übrigens bekennt er sich noch beständig zu unserer reformierten Kirche, geht nach Schokken zum Gottesdienst. Es wird ihm das gute Zeugnis gegeben, daß er in der Religion Beständigkeit bezeuge und sein Abfall nicht zu befürchten sei.[22]) Gott erhalte ihn in seiner Wahrheit! Den kläglichen Zustand unserer Kirche empfehle Ew. Hochw. andächtigem Gebete, mich aber Ihrer beständigen Gunst und Gewogenheit. Von H. Martin Kühn, der Subrektor an unserem hiesigen Gymnasium ist, statte eine gehorsame Empfehlung an den Herrn Sohn ab. Lissa, den 23. Juni 1724.[23])

5. Das reformierte Ministerium an die Ministerien der reformierten Kantone.

Vor einem hochwürdigen Ministerio des Kantons erscheint demütig der durch unaufhörliche List und Gewalt seiner Feinde hart gedrückte, doch durch Gottes Gnade noch nicht ganz unterdrückte in Großpolen und polnisch Preußen übrige Rest der ev. reformierten böhmischen Brüderschaft und Bekenner der Wahrheit, welche Gott vor nun 300 Jahren in Böhmen durch den Dienst Joh. Hus' als ein Licht aus der Finsternis aufgehen lassen. Wir stellen uns dar als verbindlichst dankbare Beneficiarii der schweizerischen Kirche, unserer in der Gemeinschaft Christi liebreichsten Schwester, aber auch zugleich wiederum als noch immer hilfsbedürftige Bittsteller, die zwar in Ansehung der genossenen Wohltaten nicht ohne schamrote Blödigkeit und mit furchtsamen Schritten, doch aber mit einem durch Ihre auch aufs Zukünftige freiwillig angebotene hilfreiche Hand gestärkten Vertrauen zu Ihrem sehr zarten Mitleiden Zuflucht nehmen. Wir haben es nach Gott hauptsächlich der schweizerischen Kirche zu danken, daß in unserer 1707 abgebrannten Stadt Lissa die Gebäude der Kirche, des Gymnasiums und der Wohnungen derer, die beiden dienen,

---

folgungen in Deutschland machten und wie dadurch sein Direktorat im Korpus evangelicorum gefährdet sei. Warschau, den 9. September genehmigt darauf der König die Kollekte, die dann am 18. September ausgeschrieben wurde.

[22]) Posen, den 24. Nov. 1734 schreibt der Rat der Stadt an den Züricher: „Nachdem uns Eurer Hochedlen Schreiben vom 15 September und 16. Nov. eingehändigt worden, haben wir nicht unterlassen, unserem Instigator Befehl zu geben, die Verlassenschaft unseres getreuen lieben gewesenen Bürgers Joh. Schwartz zu requirieren. Weil aber dabei erfordert wird, daß wir laut unseren magdeburgischen Rechten von der Verlassenschaft des sel. Joh. Schwartz urteilen müssen, was hiesigen und dortigen Erben zuständig ist, ist es nötig, daß H. Schwartz, Euer getreuer lieber Bürger, ungesäumt eine gerichtliche Vollmacht anhero sende."

[23]) Leider liegen die Briefe der nächsten Jahre nicht mehr vor. Im gewissen Sinne werden sie ersetzt durch David Kloses Schreiben vom 23. Sept. 1728. Vergl. Wotschke: Aus der Posener Notzeit. Histor. Monatsblätter, Posen 1923, S. 18 ff.

aus ihrer Asche wieder erstanden und unsere liebe reformierte Gemeinde zu dem wiederhergestellten Gottesdienste als zu ihrem Panier sich aus ihrer Zerstreuung wieder nach und nach gesammelt hat. Da steht nun unter Gottes Schutz Monumentum pietatis Helveticae, Gott zu Ehren, uns eine Freude, unseren Freunden ein Vergnügen, unseren Feinden, die sich freuten, daß wir daniederlagen und meinten, es wäre gar aus mit uns, ein Dorn in den Augen. Der starke Gott sei diesem neuen Bau unseres Zions Fels, Sonne und Schild! Er lasse es nicht wieder zerstört werden, bis die ganze Welt untergeht, damit es den späten Nachkommen ein ewiges Denkmahl seiner wunderbaren Güte sei, daß ein fruchtbarer Tau von dem gesegneten schweizer Gebirge bis auf unsere entfernten polnischen Felder herabgeflossen und hierselbst den verwüsteten Weinberg des Herrn wieder befruchtet hat.

Wir müssen hiernächst nicht weniger bekennen, daß der Vater der Barmherzigkeit auch von unseren anderen Glaubensgenossen aus Deutschland, Holland, allermeist aber aus England uns viele ersprießliche Hilfe zugesandt, wodurch nicht nur das, was in Lissa wieder aufgerichtet worden, bisher erhalten wird, sondern auch unsere anderen Gemeinden von ihrem Untergange errettet werden. Da aber die abgebrannte Stadt Lissa den baldigsten und meisten Beistand erforderte, da an Erhaltung dieser Gemeinde und des Gymnasiums der ganzen Unität am meisten gelegen war, so hat von allen gesammelten Kollekten diese Gemeinde am ersten und zwar dergestalt müssen versorgt werden, daß sie nicht nur den Bau mit kostbarer Abkaufung der in den Weg gelegten Inhibitionen [24]) bestreiten können, sondern auch zur notdürftigen Unterhaltung ihrer Prediger und Lehrer und des ganzen Kirchen- und Schulwesens ein Kapital zur jährlichen Nutzung haben möchte. Daher aber ist es gekommen, daß das wenige, was vor die ganze Unität übrig geblieben, die allgemeine Notdurft aller Gemeinden und so viele öffentliche Unkosten zu bestreiten, bei weitem nicht zulangt. Um hiervon etwas mehr Licht zu geben, so müssen wir beständig zweierlei Arten Unkosten besorgen, eine zur Beschützung wider die Feinde von aussen, die andere zur Unterhaltung von innen.

Das Erste vor sich allein ist sehr kostbar und will bisweilen unerträglich werden. Denn obwohl seit einem Jahre unsere Verfolger etwas stiller worden sind, nicht als ob sie uns geneigter wären, als vorhin sie gewesen, sondern weil die jetzigen fürchterlichen Konjunkturen ihre Aufmerksamkeit dergestalt an sich ziehen, daß sie entweder sich nicht so viel Zeit nehmen, an uns zu denken, oder auch besorgt sind, es dürfte bei sich bald ereignenden Gelegenheiten eines und das andere an ihnen geahndet werden, so ist doch sonst fast kein Jahr ohne Verfolgungen, wo nicht wider besondere Kirchen und Personen, doch wider die Evangelischen insgemein, vorbeigegangen, zu deren Abwendung man immer Geld hergeben müssen. Weil auf den Reichstagen der protestantische Adel zu Landboten nicht mehr zugelassen wird, müssen jedesmal

---

[24]) Vergl. Wotschke: Aus den Berichten eines Warschauer Gesandten. Diese Zeitschrift 1926, S. 60.

Deputierte[25]) mit vielen Kosten dahingeschickt werden, um die feindlichen Anschläge unter der Hand möglichst zu verhindern, welches aber nicht anders als durch kostbare Erkaufung solcher unter den Großen, die uns darinnen Beistand zu leisten im Stande sind, geschehen kann. So oft es nur die römische Geistlichkeit gelüstet, von einer Kirche Geld zu ziehen, erdenkt sie allerhand Plagen und Beschwerungen, bricht Gelegenheit vom Zaun, macht dem Prediger oder Patron der Kirche bei dem bischöflichen Konsistorio oder gar Reichstribunal einen Prozeß, wobei denn, man sei auch noch so gerecht, weil man es auf den richterlichen Ausspruch nicht darf ankommen lassen, nichts anderes zu tun ist, als daß man, so gut es möglich ist, den Prozeß abkauft. Wie denn vor etlichen Jahren die Lißnische Gemeine das Unglück betroffen, daß, da ein Römisch-Katholischer vom Adel, ein Herr von großem Ansehen und Anhang, ihre Prediger ganz ungegründeter Weise auf das Tribunal zitieret und hierdurch die Kirche in der äußersten Gefahr schwebte, sie, den Prozeß abzuwenden, ihrem Ankläger 1000 Du-

---

[25]) Ein solcher Deputierter schrieb Grodno, den 11. Nov. 1726: „Unser Reichstag ist Sonntag, den 10., früh 8 Uhr zu Ende gekommen, ungeachtet sich desselben fast niemand versehen. Die Restitution des H. von Unruh ist den Konstitutionen einverleibt worden. Wider die Dissidenten waren von neuem zwei sehr schlimme Projekte entworfen, um unserer Kirche d n Garaus zu machen. Wie ich noch zur rechten Zeit hiervon Nachricht erhielt, warnte ich die Unseren, auf der Hut zu sein. Man wollte mir aber nicht glauben, daß was zu besorgen wäre. Indessen läßt sich der König, da er schon auf dem Throne sitzet, einen Extrakt von den Materien in französischer Sprache geben, die abgehandelt worden und der Konstitution sollten eingerückt werden. Als er nun darunter findet, daß auch ein Schluß wider die Dissidenten vorhanden, hatte er die Gnade, es den Unseren selbst zur Warnung zu sagen. Wie man denn noch in der Nacht Gelegenheit fand, es dahin zu bringen, daß diese Papiere von den übrigen, so die Konstitution ausmachen, weggenommen wurden, wobei sich die Fürsten Wisniowiecki und Czartoryski viel Mühe gegeben. Nachdem diese es aber nicht hintertreiben konnten, so muß man den H. Primas rühmen, daß dieser befohlen, es wegzulassen. Von fremden Ministris hat auf dem ganzen Reichstage für die Dissidenten auch nicht ein einziger ein Wort geredet. Das größte Glück ist, daß H. Siegismund von Unruh restituiert worden und zwar ohne Klausel, daß er vorher katholisch werden soll, welches einige durchaus beigesetzt wissen wollten. Weil nun auch der Dunin gestorben, der die Kirche und Bürgerschaft in Karge stets angefochten, wird wohl auch diese Herrschaft und Kirche sich keiner weiteren Vexation zu besorgen haben. August 1727 wird ein außerordentlicher Reichstag in Warschau gehalten. Dem Obersten Lämmer und Reinhardt und dem Sekretär Gaspari ist die Nobilität und das Indigenat verliehen worden, dem H. Generalmajor ist es aber abgeschlagen worden, weil er nicht katholisch werden wollte. Mir wurde es auch angeboten; wo ich übertreten wollte, sollte ich es ohne Widerspruch erhalten. Ich antwortete aber, wie mir noch nicht in den Sinn gekommen wäre, darum anzuhalten, so würde ich es am allerwenigsten gegen Aufgabe meiner Religion kaufen."

katen bar erlegen müssen ohne andere Unkosten dabei, die sich über 300 T. beliefen. Ob nun wohl bei uns jährlich alle unsere Gemeinden zu dem nervo rerum gerendarun etwas zu kontribuieren erfordert werden, ist doch die Armut so groß und die Zahl der Wohlhabenden so gering, daß es nicht weit langt, und also die Interessen der Kollekten, die den bedürftigen Predigern zum Unterhalte dienen sollen, mit angegriffen werden müssen, wodurch aber diese Not leiden.

Da nun das von den Kollekten noch übrige Kapital der Unität auch nur zur gewöhnlichen Unterstützung der notleidenden Prediger nicht zureicht und noch dazu zu außerordentlicher Notdurfs gutenteils verwandt werden muß, so erhellt daraus, wie viel unt noch fehlt, wenn wir unsere Kirchen nur einigermaßen im Stande erhalten wollen. Was uns am nächsten am Herzen liegt, ist dieses, daß außer Lissa bei den meisten Gemeinden die Schulen fast gar eingegangen und nicht anders als durch einen Fonds zur Subsistenz eines Lehrers hergestellt werden können. Denn die gar kleinen und armseligen Gemeinden sind zu schwach, vor sich selbst zu sorgen, da der Prediger selbst kaum das Brot hat und eines Zuschubs benötigt ist. Auf welch schwachen Füßen aber eine Gemeinde steht, die so vielen Verfolgungen und Versuchungen unterworfen ist, wenn es der Jugend an behörigem Unterrichte fehlet, erhellt von sich selbst. Wir müssen auch besorgt sein, daß wenn die Schulen so lange wüste liegen, die Wiedereinführung eines Lehrers von unseren Verfolgern vor etwas Neues angegeben und verhindert wird, gleichwie in Kleinpolen aus dieser Ursache wirklich alle Schulen verloren gegangen sind. Da wir gegenwärtig vor unseren Feinden etwas Ruhe haben, wäre es die bequemste Zeit, daran zu denken, wenn nur Rat und Hilfe vorhanden wäre, die wir aber bei uns selbst nicht zu finden wissen, wofern uns nicht der gnädige Gott von außen eine Tür dazu öffnet.

Da wir uns nun erinnern, daß unsere ehemaligen Deputierten [26]) in der Schweiz nebst der Kollekte auch eine sehr gütige Erklärung aufs Zukünftige bekommen, wir sollten nur unseren Zustand von Zeit zu Zeit berichten, so würde man uns ferner mit möglicher Hilfe beistehen, so nehmen wir hiermit zu Ihrem hochw. Ministerio unsere demütige Zuflucht. Da wir aber mit sicherer Locierung unserer Kirchengelder allemal viel Sorge und Furcht haben, hie und da zu Schaden zu kommen, dergleichen die Lißnische Gemeinde mit einem Teil der schweizerischen Kollekte zu Bern durch die verunglückte Malacridische Kompagnie betroffen, so wäre unser herzlicher Wunsch, daß wir eine jährliche Unterstützung als eine beständige Wohltat erhalten könnten. Damit wir aber die Umstände unseres Anliegens deutlicher bezeichnen, so wäre höchst nötig, daß bei den Gemeinden zu Schokken, Zychlin, Orzeschkowo und Krockau ein Schullehrer unterhalten, und zwar hierzu sonderlich wegen der adligen Kinder ein Kandidat des Ministeriums angestellt würde, wodurch nicht nur die Jugend mit nötiger Lehre versorgt sein, sondern wir auch so viel mehr Subjekte zum Dienste der Kirchen in Bereitschaft haben würden.

---

[26]) Rektor Arnhold und Lehrer Klose, die 1708 in der Schweiz kollektierten.

Hiernächst würde es auch unserem Lißnischen Gymnasio und der Religion in Polen zu besonderem Aufnehmen dienen, wenn über die Anzahl der bisherigen Lehrer noch einer vermittelst einer schweizerischen Fundation bestellt werden könnte, der unter dem Charakter eines Professoris Helvetici ein neues und beständiges Denkmal der mildreichen schweizerischen Stiftung sein würde. Desgleichen so viel nötiger wäre, weil unter dem evangelischen Adel die allerwenigsten so bemittelt sind, daß sie ihre Söhne außerhalb Polens auf Universitäten schicken können. Daher höchst daran gelegen ist, daß sie im Vaterlande einige Anleitung zu den höheren Wissenschaften hätten, um die ausländischen Akademien so viel bequemer entbehren und im Vaterlande gleichwohl hervorleuchten zu können. Gleichwie aber solche Anstalt ersprießlich und heilsam wäre, so würde sie auch ein erkleckliches und wenigstens jährlich 250 Taler erfordern.[27])

6. Das reformierte Ministerium an die Eidgenossen.

Euer Exzellenzien und Gnaden erlauben, daß Dero unter vieler Bekümmernis über ihr bedrängtes und baufälliges Zion mühselig seufzende Glaubensgenossen ein dringendes Anliegen vor Deroselben Füße niederlegen dürfen. Es ist der notleidende und sehr bedürftige Zustand der evangelisch-reformierten Kirche in Großpolen und polnisch Preußen, der uns abermal eine höchst nötige Hilfe suchen heißt, und ist es der hochlöblichen schweizerischen reformierten Eidgenossen weltbekannte und nie genug gepriesene Barmherzigkeit gegen die leidenden Mitglieder am Leibe Christi, die uns den Weg bahnt, zu Ew. Exz. unsere demütige Zuflucht zu nehmen.

Daß wir unter so vielen Verfolgungen gleichwohl noch nicht gar aus sind, haben wir der Güte des Herrn zu danken, dessen Barmherzigkeit kein Ende hat. Denn wo der Herr nicht bei uns wäre, wenn die Feinde sich wider uns setzen und ihr Zorn über uns ergrimmt, so wären wir längst lebendig verschlungen, daß unseres Namens in Polen nicht mehr wäre gedacht worden. Der Herr, der die Herzen der Könige wie Wasserbäche mit seiner Hand leitet, hat eines Teils die evangelischen Mächte öfters zu unserem Beistande erweckt, daß durch ihre hochwichtige Fürsprache bei Ihro Maj. unser äußerster Untergang noch bisher mit großer Mühe aufgehalten worden. Worinnen insonderheit die Könige in Preußen[28]) unsterbliche Verdienste haben, an deren Hofe Gott durch seine wunderbare Vorsehung unseren ersten Superintendenten, den H. Oberhofprediger und Konsistorial- und Kirchenrat Jablonski, zu einem treuen Wächter auf unsere Hut bestellt hat. Anderenteils hat das allsehende Auge Gottes auch über unsere Dürftigkeit gewacht und durch die unentbehrliche Kollektenhilfe bei auswärtigen reformierten Kirchen die Mauern unseres Jerusalems gebaut, unterstützt und ausgebessert, daß darinnen der Leuchter seines Wortes noch eine Stätte behalten können.

Wir erkennen hierbei mit dankbarstem Gemüte, daß die hochlöbliche schweizerische Eidgenossenschaft durch ihre christliche

---

[27]) Vergl. Neuschelers Antwort an Sitkovius bei Wotschke: Aus der Posener Notzeit vor 200 Jahren.

[28]) Schon der Große Kurfürst hatte sich seiner verfolgten Glaubensbrüder in Polen angenommen.

unserer Lißnischen Gemeine nach ihrer jämmerlichen Einäscherung zu ihrer glücklichen Wiederherstellung erwiesene Mildtätigkeit anderen Ländern mit einem recht göttlichen Eifer vorgeleuchtet, welches Liebeswerk der große Gott einen steten Denkzettel vor seinen Augen sein lassen und an der schweizerischen Kirche mit tausendfachem Segen vergelten wolle. Weil aber bei allem diesem die anhaltenden Verfolgungen [29]) uns das Blut ausgesauget und wir daher auch bei eben gerühmter auswärtigen Hilfe gleichwohl noch viel zu ohnmächtig sind, unsere Kirchen mit zulänglicher Versorgung zu versehen, da insonderheit bei unterschiedenen Gemeinden aus Mangel der Subsistenz die Schulen gar eingegangen, ohne welche solche Gemeinen in sich selbst nach und nach verfallen und untergehen müssen, und wir durch unsere Amtspflicht gedrungen sind, uns nach einer Rettung umzusehen, also hat sich unser Vertrauen nach Gott auf den uns zur Genüge bekannten gottseligen Eifer der reformierten schweizerischen Stände gerichtet. Wir unterstehen uns denn hiermit, Ew. Ew. Exz. Exz. untertänig zu bitten, Sie wollen uns auch in dieser Notdurft mit Ihrer gnädigen Hilfe nicht verlassen, sondern von Ihren so vielen anderen Kirchen mildiglich zufließenden Wohltaten auch uns zur Erhaltung und besseren Bestellung der Schulen wo möglich eine jährliche Unterstützung gnädigst zahlen und zur gemeinschaftlichen Auswirkung solcher Gnade auf bevorstehender Tagleistung unser Patrozinium hochgeneigt auf sich nehmen. Wenn sich Ew. Ew. Exz. Exz. von unseren betrübten und armseligen Umständen, die wir Dero hochwürdigem Ministerio etwas ausführlicher eröffnet haben,

[29]) Bielitz, den 5. Juli 1730, danken die litauischen Superintendenten dem Könige Friedrich Wilhelm für 150 Taler, die er zur Reparatur der Kirche zu Sereje überwiesen hatte. Jablonski unter dem folgenden 31. Aug.: ,,Es haben beiderseits Evangelische in Lissa einen Konvent gehalten, aber wegen bekannter Ursachen sich nicht getrauet, ein Synodalmemoriale an S. K. Maj. in Preußen abgehen zu lassen, sondern mich ersucht, in deren Namen zu flehen, daß der Minister am polnischen Hofe in Warschau bei bevorstehendem Reichstage zu Grodno auf die Erhaltung der Rechte der Dissidenten ein wachendes Auge habe." Warschau, den 18. Sept. der Resident Hoffmann: ,,Ich werde mich der Kastellanin von Nowgorod Oskierka nach allem Vermögen annehmen, auch auf die Rechte der Dissidenten ein wachsames Auge haben, wie ich denn hierüber schon mit den schwedischen, englischen und holländischen Ministern gesprochen. Ersterer hat auch Order dieserwegen." Den 14. Febr. 1730 hatte Hoffmann schon gemeldet, daß er sich mit dem holländischen Minister von Rumpf und den englischen Schaub und Wo dwarth in Verbindung gesetzt, auch an den russischen Minister herantreten wolle, um den armen verfolgten Evangelischen zu helfen. Der polnische König sei noch niemals in einer so gnädigen Disposition für die Erhaltung der Dissidenten als jetzo gewesen. H. von Unruh hätte noch vor wenigen Tagen dem Könige die Privilegien und Rechte der Dissidenten in die deutsche Sprache übersetzen lassen müssen. Zu seiner genaueren Information hätte es der König gewünscht. Am 3. Oktober schreibt König Friedrich Wilhelm auch nach dem Haag, am 10. nach Stockholm, um gemeinsame Verstellungen zu Gunsten der bedrängten Evangelischen anzuregen.

werden berichten lassen, worum wir gehorsamst bitten, so leben wir der zuversichtlichen Hoffnung, Ew. Ew. Exz. Exz. sehr zartes Mitleiden werde dadurch gerührt, wir mit einer erwünschten Resolution erfreut und hiermit der drohende Ruin verschiedener unserer Gemeinden glücklich verhütet werden.[30]) Davor werden in unseren Kirchen, so lange sie durch die Gnade Gottes in unserem Vaterlande etwas sein werden, bis auf die späten Nachkommen eifrige Gebete zu Gott aufsteigen, daß er Dero hochlöblichen Stand und die ganze fürtreffliche Eidgenossenschaft mit seinem mächtigen Arm wider alle Feinde beschützen, bei ungestörtem Frieden erhalten, des Landes Früchte und Gewerbe segnen, allermeist aber das Reich Jesu Christi auf Ihren Bergen ferner befestigen und von denselben das Licht des Evangelii rund umher immer weiter durchbrechen lassen wolle. Lissa, den 8. April 1730. Das sämtliche Ministerium der reformierten Kirchen in Großpolen und polnisch Preußen.

David Cassius, senior ecclesiarum Maioris Poloniae.[31]).
Johannes Gerson Cassius, pastor ecclesiae Skocensis.
Johannes Samuel Musonius, pastor ecclesiae Waszkoviensis.
Christianus Sitkovius, pastor ecclesiae Lesnensis.
Samuel Opitius, capellanus ecclesiae Lesnensis.
Joachim Georg Musonius, verbi dei minister.
Johannes Kühn, verbi dei minister.
Adam Samuel Vigilantius verbi dei minister, suo et reliquorum fratrum nomine.

7. David Klose an den Züricher Professor Kramer.

Daß dieses Ew. Hochw. mit Ihrem hochwerten Hause und unseren guten Gönnern und Freunden in gesundem und vergnügtem Zustande treffen möchte, wünsche von Herzen. Ich hoffe, mein Brief wird glücklich eingelaufen sein. Anitzo berichte, daß unser großpolnisches Ministerium an das ganze evangelische helvetische Korpus im allgemeinen und an alle Kantone und deren Ministerien besonders geschrieben und um eine Liebessteuer für vier Lehrer bei den Schulen in Orzeschkowo, Schokken, Zychlin und Krockau und einen Professor bei dem Gymnasio in Lissa gebeten, allwo es höchst nötig. Nachdem unser Kirchenrat in Lissa über 1000 Dukaten vor die großpolnischen Kirchen zur Befreiung vom Reichstribunal zahlen müssen, dahin sie auf falsches Angeben unschuldiger Weise zitiert worden und gar gewiß hätten müssen unterliegen, wenn der Lißnische Kirchenrat das Geld nicht gezahlt hätte, und auch in der Malacridischen Bank in Bern von dasiger Kollekte ein ziemliches verloren gegangen, ist er außer Stande gesetzt, die

---

[30]) Den 4. Febr. 1731 schreibt Neuscheler an Jablonski, daß die reformierten Kantone jährlich 200 T. auf drei oder vier Jahre bewilligt hätten. „Es ist einem sorgfältigen Freunde für Polen eingefallen, daß allem abgeholfen wäre, wenn S. Königl. Maj. in Preußen einigen großen Soldaten abzudanken geruhten und die für sie aufgewendeten Kosten der Kirche in Polen zufließen ließen. Es tut aber ein jeder mit dem Seinigen, was er will."

[31]) David Cassius (1673—1734), Schüler in Lissa und auf dem Joachimstaler Gymnasium in Berlin, dann in Bremen und Student in Franeker, 1698 polnischer Pastor in Lissa, 1710 in Schokken, 1716 wieder in Lissa, seit 1712 auch Senior.

Gehälter, die ohnedies schmal, zu zahlen, und muß von dem Kapital, das sie aus den Kollekten gesammelt, jährlich ein ziemliches zuschießen. Unser H. Senior Cassius, der auf Bitte der Synode einige Jahre das Rektorat verwaltet, ist auch müde, und weil seine Kräfte abnehmen und nebst Verwaltung des polnischen Gottesdienstes die Amtssorgen vor alle Gemeinden bei itzigen gefährlichen Zeiten durch fleißiges Korrespondieren sehr viel Zeit wegnehmen und fast unerträglich, wollte er das Rektorat gerne niederlegen, wenn nur Mittel wären, einen Rektor zu besolden. Denn der Kirchenrat zahlt ihm nur das Gehalt als polnischem Prediger. Das Rektorat aber hatte er nur auf ein Jahr auf sich genommen. Da wir aber außer Stande gesetzt worden, hat er es schon so viele Jahre verwalten müssen. Und das ist die Ursache, warum für das Gymnasium in Lissa um eine Liebesgabe vor einen Professor gebeten wird. Ew. Hochw. werden von unserem Ministerium dienstfreundlich ersucht, die Bitte zu unterstützen. Auch ich bitte darum. Bekanntlich ist uns einige Vertröstung geschehen. Gott wird für alle Bemühung ein reicher Vergelter sein, und Ew. Hochw. Name wird unter uns in gutem Andenken sein und bleiben.

Ich übersende hierbei ein Verzeichnis unserer Kirchen, die unter dem H. Senior und der großpolnischen Unität stehen, welcher zu Anfang des 17. Jahrhunderts allein in Großpolen 60 gewesen. Ich hab es in Eil aufgesetzt und nicht Zeit gehabt, es abzuschreiben. Es ist daraus zu ersehen, wie wir abgenommen haben. Die Einlagen bitte dienstlich an gehörige Orte abzusenden. Wenn Gelegenheit nach Leipzig ist, bitte dienstfreundlich, Beschreibung von dem Regiment in Zürich und wo möglich von allen Orten zu übersenden und mir Ihren Landes- und Kirchenzustand zu berichten. Unser Landes- und Kirchenzustand ist noch gefährlich [32], weil mit Schweden noch kein Friede ist. Unsere Kirchen werden von der polnischen Klerisei noch immer gedrückt und verfolget. Gott sende eine gnädige Hilfe und erhalte uns unter seinem allmächtigen Schutze. Unser gnädigster König kommt auf den 15. April nach Fraustadt [33], die expeditiones zur Berufung eines Reichstages auf den September [34] zu unterschreiben und

---

[32]) Am 25. Febr. 1731 sahen sich die Vertreter Englands, Schaub und Woodwarth in Warschau gezwungen, ein Memorial zu Gunsten der bedrückten Evangelischen dem Könige zu übergeben. Vergl. Unschuldige Nachrichten 1731, 153—156. Die Interzessionen des holländischen, preußischen und russischen Gesandten. Jahrgang 1732, S. 957—966.

[33]) Damals in Fraustadt trat Joh. Friedrich Bachstrom an den König heran und bat ihn um Unterstützung seiner Arbeit in Konstantinopel. Vergl. Wotschke: Der Pietismus im alten Polen. Deutsche Blätter in Polen, 1927, S. 445. Noch sei bemerkt, daß die Synode, die zu Fraustadt den 20. April 1728 tagte, beschlossen hat: „Dem H. Bachstrom die längst versprochenen 50 Dukaten zu zahlen". Für die Generalsynode in Danzig, die den folgenden August zusammentreten sollte, wählte man in Fraustadt den Erbherrn Ernst Bojanowski und den Pastor Martin Adelt zu Abgeordneten. Ich weiß nicht, weshalb beide der Tagung fernblieben.

[34]) Den 14. Oktober, als der preußische Gesandte Hoffmann schon in Grodno weilte, wies ihn sein König noch auf die Not hin,

wieder nach Sachsen auf die große Revue zu gehen. In diesem Jahre meinet man, müsse es sich zeigen, ob wir Krieg oder Frieden und ob die Protestanten Erleichterungen der mehreren Beschwerden zu erwarten. Nach dienstfreundlichem Empfehlungsgruß an Dero hochwertes Haus und alle guten Gönner und Bekannten, besonders aber an die geehrteste Eschersche Familie im Wullenhofe empfehle Ew. Hochw. mit Dero hohem Hause der Gnadenbeschirmung Gottes. Lissa, den 8. April 1730.

Wer ist itzo in Genf deutscher Prediger? Lebt H. Turneyser noch?

Aus Kloses Verzeichnis.

Lissa: Die reformierte, lutherische und päpstische Religion wie auch die jüdische wird hier frei exerciert und haben auch alle ihre Schulen. Auch gibt es gelehrte Rabbiner hier. Der Magistrat ist bis dato halb reformiert und halb lutherisch und auch sonst alle Kollegien und Bedienungen bei der Stadt. Die lutherische Gemeinde ist itzo $^2/_3$ stärker als die reformierte, weil aus dem benachbarten Schlesien ihrer viele nach der Pest sich allhier niedergelassen. Die Juden sind auch weit über 1000 Familien, die nach der Pest sich allhier eingefunden und den Christen im Handel großen Schaden tun. Der Kirchenrat besteht aus Christian Sitkovius, Präses, Joh. Seydel, Juris consultus, consul, Joh. Stiller, Schöffe, Joh. Kühn, Juris consultus et consularis, Andreas Knoll, Stadtvogt, Martin Michaelis, consularis, Martin Zimmermann, consularis. Der Ausschuß von der Gemeinde oder die Deputierten, welche im Kirchenrat apart sitzen und bei Abnahme der Rechnungen sind: Samuel Richter, Schöffe, Salomo Opitz, Schöffe, Georg Knolle, Gemeinde- und Stadtältester, Samuel Hartmann, zugleich Spitalherr. Dazu sind noch 6 Kirchenväter und Almosenpfleger, zwei Spitalherren, die die Armen im Spital versorgen und durch einen sogenannten Spitalvater verpflegen lassen, welche dem Kirchenrate alle Jahre Rechnung tun.

Das Siechen- oder Krankenhaus ist noch nicht wieder aufgebaut. Der Platz liegt noch wüst, ist gemeinschaftlich mit der lutherischen Gemeinde. Vor dem Brande hatten wir die Hälfte und auch jede Religion ihren Siechenherrn, Siechenvater und Siechenmutter. Jede Gemeinde versorgte ihre Kranken und ließ sie ver-

---

in welche in Litauen so viele Familien gesetzt seien durch die Bestimmung, daß in Mischehen sämtliche Kinder der katholischen Religion zugeführt werden müßten. „Ihr habt mit den übrigen dort anwesenden evangelischen Gesandten und dem russischen Minister zu überlegen, wie am besten zur Aufhebung dieses präjudizierlichen Dekrets zu gelangen.“ Hoffmann seinerseits, schon den 15. Okt. aus Grodno: „Die wilnische Gemeinde hat sich bei den anwesenden Ministern der ev. Mächte gemeldet und um Unterstützung gebeten. Der junge Oskierka ist mit seinem Vater, dem Kastellan von Nowgorod, eine Zeit hier in Grodno gewesen. Vor seiner Ankunft aber hat er mit Zwang und Bedrohungen die katholische Religion annehmen und darauf gleich, wiewohl nach einigem Widerstreben, die Kommunion empfangen müssen. Jetzt hat ihn der Vater nach Krakau geschickt, um ihn der Mutter aus den Augen zu bringen. Seinetwegen Vorstellungen zu machen, dürfte nunmehr wohl umsonst sein.“

pflegen und kurieren. Der Kirchenrat in Lissa hat auch die verfallene Brotschule für arme Kinder und Waisen wieder aufgerichtet, die die Woche zweimal mit ihren Büchsen herumgehen und sammeln. Darüber sind gesetzt der zweite Prediger Samuel Opitz, David Jantke und David Klose, die alle Jahre die armen Kinder kleiden, Weißzeug und Bücher, oder was sie notwendig brauchen, ihnen anschaffen, und wenn sie etwas in der Schule erlernt, Geburtsbriefe lösen und auf Handwerke, oder wozu sie tüchtig sind, befördern. Sonst werden armer Leute Kinder über dies zur Schule befördert und freie Schule ihnen gegeben, wodurch großer Nutzen geschaffen wird, und wird darüber genaue Rechnung gehalten und dem Kirchenrate abgegeben.

Laßwitz: Die Bauern sind meist alle reformiert. In dieses Kirchspiel gehört Priebisch und Garthe und einige Familien aus anderen Dörfern. Der Kirchenschreiber hält Schule, wozu der Lißnische Kirchenrat jährlich einige Taler zu seinem Unterhalte zuschießet.

Waschke: Die Gemeinde wird von den päpstischen Priestern sehr hart gedrückt und muß vorher Zettel auslösen, wenn sie ihre Kinder will taufen oder ihre Verstorbenen begraben lassen. Diese Zettel müssen teuer bezahlet werden und werden nach Willkür des Pfaffen gesteigert. Diese Gemeinde hat durch den langwierigen Krieg sehr gelitten und durch die Pest bis ¾ abgenommen. Der Prediger und Kantor, der Schule hält, leben gar kümmerlich.

Heyersdorf und Kabel haben nur einen Prediger, in jedem Dorfe aber einen Schulmeister, die sehr armselig leben.

Zu Orzeschkowo wird nach dem Brande der Kirche der Gottesdienst in dem Pfarrhause gehalten, das aber sehr baufällig ist und einfallen will. Vordem ist eine berühmte polnische und lateinische Schule hier gewesen, die aber durch den Krieg ruiniert und bis dato aus Mangel an Mitteln nicht restituiert, auch nicht im Stande ist, einen Präzeptor zu halten.

Schokken: Hier sind drei Kirchen, und der Magistrat hat in gleicher Zahl reformierte, lutherische und katholische Glieder. Vor dem Kriege war daselbst eine schöne zahlreiche Gemeinde vom Adel und vom Bürgerstande und der Erbherr auch reformiert, der zum Unterhalte des Predigers und Präzeptors ein vieles beigetragen. Nun aber der Erbherr gestorben, die Gemeinde durch die Pest auch ¾ abgenommen und ein katholischer Herr daselbst, der dem Prediger alle Einkünfte abgenommen, krepieren sie und können nicht bestehen.

8. David Klose an Professor Kramer.

Für den ausführlichen Bericht über Ihrer Kirche Zustand sage verbindlichsten Dank. Verwichene Neujahrsmsese hat H. Escher im Wullenhofe an H. Kunsthofen in Leipzig, H. Joh. Seydels, Ratsherrn und Kirchenältesten in Lissa, Korrespondenten, 108 T. 25 Gr. als die erste Wohltat vor unsere und andere drei Schulen auszahlen lassen. Unser Senior Cassius und einige Ministri werden eine Quittung und ein Dankschreiben an H. Antist Neuscheler einsenden. Gott segne die edle Schweiz und alle unsere Patrone dafür mit zeitlichem und ewigem Segen und erhalte sie unter seinem allmächtigen Schutze in Frieden und Ruhe wie auch in gesegnetem Wohlstande, damit sie allezeit sein und bleiben möchten Pfleger und Säugammen aller bedrängten Kirchen und also auch unserer

höchst bedrängten polnischen Kirche, die unter der Krone und in Litauen in ihren Drangsalen nach einer Erquickung seufzen. Die Klerisei wütet zwar nicht mehr so sehr wider uns,[35]) nachdem die evangelischen Mächte bei dem Könige und der Republik für uns sich verwandt und endlich mit Repressalien gedroht, aber sie stellen gewissenlose und gottlose Leute an, welche den Evangelischen, absonderlich den Geistlichen allen Tort antun und sie in Unglück, Verdruß und Schaden bringen. Wie vor einiger Zeit ein Edelmann Rozbicki, ein Apostat, unseren Senior Cassium und alle reformierte Geistlichen ins katholische Konsistorium nach Posen und, da er da nichts ausrichten können, nach Peterkau aufs Tribunal boshafter Weise zitiert und alle Kräfte durch heimliche Beihilfe großer Zeloten angewendet, sie in das größte Unglück zu stürzen oder wenigstens um eine große Summe Geldes zu bringen und ganz auszumergeln. Die Gelegenheit zu solcher Bosheit ist diese. Er hat sein Vermögen liderlich durchgebracht und meinte sich durch Heirat einer adligen reformierten Dame zu bereichern, welche mit ihm Geschwisterkind war. Diese honette Dame gab ihm eine abschlägige Antwort und heiratete kurz darauf einen adligen reformierten Kavalier. Dieses machte den Rozbicki recht unsinnig. Er warf die Schuld auf den H. Senior Cassium und unsere Geistlichen, gab vor, sie hätten es verhindert, weil er von ihrer Kirche zu der römischen getreten wäre. Sie wußten aber von der ganzen Sache nicht das geringste. Darauf ging er in die Kanzlei, manifestierte sich wider sie und behauptete, sie täten der römischen Kirche großen Schaden und Abbruch, weil sie auf dem Lande in den adligen Höfen Tauf- und Trauakte und heimliche Kommunionen verrichteten, ja gar mit ausländischen Potentaten korrespondierten und turbatores regni wären, und was dergleichen Kalumnien mehr sind, deswegen sie auf das Tribunal zitiert, wo er großen Eingang findet, weil mehr Geistliche als Weltliche da zu sitzen pflegen. Unsere Kirchen haben die ganze Zeit bis dato zwei adlige römische Juristen mit großen Unkosten allda gehalten, und ein reformierter adliger Patron ist auch beständig da, er vigiliert, daß nichts gefährliches wider unsere Geistlichen möchte dekretiert werden. Gott helfe einmal aus diesem gefährlichen und kostbaren Prozeß in Gnaden.

Unser Landeszustand ist jetzo ruhig und erträglich. Das Viehsterben hat meist aufgehört, wohlfeile Zeiten haben wir auch. Der Handel aber liegt sehr danieder, weil die Juden alles in Händen haben und alles verderben. Wegen der Türken und Tataren besorget man sich auch eines Einfalls, und von anderen Orten scheinen die Aspekte nicht gar gut zu sein. Im August will der König bei Warschau die Kronarmee auf deutschem Fuß die Revue passieren lassen, dazu drei Regimenter sächsische Truppen stoßen, die z. T. im Marsch auf Warschau begriffen und durch unsere Gegend gezogen. Am 5. August sollen in allen Provinzen die Antekomitiallandtage und den 16. September der außerordentliche Reichstag durch zwei Wochen in Warschau gehalten werden. Deswegen soll Mitte Mai in Lissa von christlichen und adligen Herren ein Konvent gehalten werden, um einen Deputierten vom Adel nach Warschau zu wählen,

[35]) Dafür um so mehr gegen die Lutheraner. Vergl. die Ereignisse in Tarnowke am 1. März 1732. Wotschke: Zum Drama Glaube und Heimat im Posener Lande S. 24.

der auf dem Reichstage vigiliert und unserer Kirche Interessen besorgen soll. Gott wende alles zum Besten unserer Kirche. Einige vermuten große Veränderungen. Lissa, den 25. April 1732.[36])

9. Das reformierte Ministerium an den Antist Neuscheler.

Wir wünschen von Grund der Seelen, daß Ew. Hochw. nach der schweren Krankheit sich nunmehr bei besserer Gesundheit und allem Wohlergehen befinden mögen. Wir haben hiermit gehorsamst bekunden wollen, daß die auf letzte Michaelismesse nach Leipzig übermachten 125 T. uns richtig sind zu Händen kommen. Die hochgeneigte Kontinuierung dieser Wohltat ist uns so viel schätzbarer, weil wir durch sie eben zu der Zeit sind getröstet worden, da wir wiederum unter schwerer Verfolgung seufzen, indem wir sowohl wegen der Prediger als auch wegen der Kirchen und Schulen zu kostbaren und gefährlichen Prozessen vor das Tribunal gezogen worden unter ganz ungegründten und nichtigen Beschuldigungen. Wie es ablaufen wird, müssen wir noch unter brünstigem Anrufen des göttlichen Beistandes erwarten. Indessen verursacht es uns große Kosten, und wissen wir nicht mehr, woher wir das Geld nehmen sollen. Der Herr der Heerscharen sei unser Schutz! Er erbarme sich unseres bedrängten Zions und lasse uns nicht unseren Verfolgern zum Spott werden, sondern errette uns um seines großen Namens willen! Da uns die hochwerte schweizerische Kirche so liebreiche, hilfliche Hand zu reichen fortfährt, bleiben wir ihr unsterblichen Dank schuldig, wie wir auch sonderlich Ew. Hochw. herzlich dafür verbunden sind, daß Sie diese Unterstützung uns recht väterlich erwirkt haben. Der große Gott vergelte Ew. Hochw. diese Güte mit tausendfachem Segen und allem Guten an Leib und Seele. Lissa, den 16. Dezember 1732.

10. David Klose an den Professor Kramer.

Wir haben schon eine geraume Zeit keine Briefe aus der edlen Schweiz gehabt, ich auch auf meine Schreiben keine Antwort von Ew. Hochw. oder anderen erhalten, daß wir also nicht wissen, wie es in der löblichen Schweiz stehet, ob H. Antist Neuscheler noch am Leben und wieder genesen, wie Ew. Hochw., der H. Archidiakonus Ott sich befinden. Von unserem Kirchenzustande etwas zu berichten haben wir bei unserem Abschiede aus Zürich versprochen, wenigstens alle Jahre einigen Bericht abzustatten, welches auch meist alle Jahre befolgt. Ob aber meine Briefe allezeit richtig eingelaufen, weiß ich nicht, weil auf zwei oder drei keine Antwort erfolgt. Durch Gegenwärtiges berichte, daß unsere großpolnische Kirche beinahe zwei Jahre große Verfolgungen ausgestanden, und weil unsere evangelisch-reformierte Kirche gleichsam die Mutter aller anderen, auch die vornehmste und größte der übrigen Gemeinden in Großpolen, so hat die Klerisei alle ihre Kräfte angespannt, sie zu ruinieren. Zu dem Ende hat sich ein Apostat Alexander Rozbicki, ein Polnischer vom Adel, zum Werkzeug brauchen lassen, welcher eine reformierte adlige Witwe, mit der er Geschwisterkind

---

[36]) Im Frühjahr 1732 wurde in Zürich auch für die reformierte französische Gemeinde in Petersburg gesammelt. Unter dem 2. März 1732 empfahlen die Genfer Geistlichen den Zürichern den reformierten Petersburger Pastor Robert Dunant, einen geborenen Genfer.

gewesen, heiraten wollen. Weil ihr aber seine Person nicht angestanden und so nahe verwandt gewesen, hat sie sich seiner gänzlich entschlagen und bald darauf einen reformierten Kavalier geheiratet. Da ist er so boshaftig und rasend geworden, daß er den Kavalier, und die ihm beigestanden, erschießen wollen. Da er aber von einem reformierten Herren vom Adel deswegen verprügelt worden, hat er die Dame und die reformierten Herren, die ihr beigestanden, ins Domkapitel zitiert und sie verklagt, sie hätte ihm die Ehe versprochen, auch daß sie den römischen Glauben annehmen werde. Da sie sich mit ihren Assistenten durch einen Eid gerechtfertigt, ist sie vor unschuldig erklärt und mit Frieden entlassen worden. Darauf ist er noch erbitterter und rasender geworden und hat auf Anstiften eines vornehmen Prälaten unschuldiger Weise unseren Senior David Cassius und alle Geistlichen unter ihm aufs Tribunal nach Petrikau zitiert unter der Anklage, sie wären Feinde der römischen Kirche und aller katholischen Christen. Sie hätten verhindert, das er die reformierte Dame nicht bekommen, ihr abgeredet, daß sie den römischen Glauben nicht angenommen, hielten auch andere, die schon auf gutem Wege wären, davon ab, verrichteten auf adligen Höfen kirchliche Akte und korrespondierten mit Preußen, Holland, England usw. wider die katholische Religion und die Republik. Die Sache ging auf dem hohen Tribunal 1732 vor, da sie endlich Donnerstag vor Simonis und Judä vorgenommen, aber nicht entschieden, sondern dem Bischofe zu Posen zur Untersuchung und Entscheidung übergeben worden. Darauf wurden nach Posen zitiert: der Senior Cassius mit dem Lissnischen Ministerio, der Konsenior Viligantius in Heyersdorf, der Prediger Majewski in Orzeschkowo und andere. Wegen der Lissaer wurde auf den 5. Dezember eine Ortskommission angesetzt sede episcopi vacante. Der Administrator des Bischofs nebst zwei Kanonikern und einem Notar eröffneten die Kommission mit gewöhnlichen Zeremonien den 5. Dezember. Rozbicki hatte in Posen vor dem Konsistorio eine große Menge sehr harter und anzüglicher Artikel wider den H. Senior Cassius und die Ministros eingegeben und sich mit Schimpfen, Dräuen und Schnauben sehr ungestüm aufgeführt, auch sonst in verschiedenen Gesellschaften gedroht, er wolle einen Prediger aus dem Bette aufheben und nach dem Tribunal bringen lassen oder gar auf der Kanzel einen erschießen. Die Kommission dauerte mit sehr großen Unkosten eine ganze Woche, wozu Rozbicki nicht einen Heller gegeben, aber wohl wacker mit gegessen und getrunken, welches alles unsere Kirche bezahlen mußte. Rozbicki gab bei 50 Interrogatoria ein und führte bis 20 Zeugen auf. Der H. Senior wurde mit den Predigern in die Kommission auf die Propstei zitiert. Die reformierten adligen Patrone und Kirchenältesten remonstrierten der Kommission, daß die protestantischen Prediger vor keinem katholischen geistlichen Gericht ihr Forum hätten, welches mit einer Konstitution regni und unseren Kirchenprivilegien dargetan wurde, und es genug wäre, wenn die Kirchenältesten ihre Stelle verträten. Gleichwohl mußte der H. Senior nebst den Kirchenältesten persönlich erscheinen und einen Eid de non corruptis testibus ablegen. Desgleichen mußten beiderseits Zeugen schwören. Nach Verhör und Untersuchung wurde das Dekret formiert und öffentlich verlesen, daß der H. Senior Cassius 300 T. Strafe Geld erlegen sollte, weil er in der Schule allezeit polnischen Gottesdienst gehalten (da er doch über 150 Jahre alle-

zeit von seinen Vorfahren und ihm in der Schule nicht allein polnisch, sondern auch zuvor böhmisch verrichtet worden und niemals verboten worden) und laut der Konstitution vom Jahre 1717 Artikel 4 sollte hinfort kein Gottesdienst darin mehr gehalten werden, 2. weil er auf einem adligen Hofe ein hochadeliges Paar getraut; obgleich die bischöfliche Konzession und die des Ortsgeistlichen aufgewiesen worden, half doch alles nichts, nur daß sie die Hälfte der Strafe erließen. 3. wurde ihm auferlegt, sich mit einem Eide zu reinigen, daß er zum Nachteil der Republik außer Landes mit den gedachten Mächten nicht korrespondiert hätte, welches auch allsobald geschehen mußte. Wegen aller anderen Artikel wurde der H. Senior und das Lissnische Ministerium freigesprochen. Wider den Kläger aber erging keine andere Sentenz, als daß ihm Schweigen auferlegt wurde, welches er aber schlecht gehalten. Denn kaum war die Kommission vorbei, so gab Rozbicki Donnerstag vor St. Thomä 1732 dem Kirchenrate und der ganzen reformierten Gemeinde eine neue Zitation aufs Tribunal nach Peterkau, daß sie Kirche und Schule nach dem letzten Brande aufgebaut. Sie müßten uns deswegen abgenommen werden. Und Dienstags nach Epiphanias 1733 wurde die Zitation wiederholt mit dem Zusatze, daß hiermit dem Senior Cassio und der Gemeinde ein Arrest auferlegt würde. Nun schwebt die Sache vor dem Tribunal, und das Domkapitel fordert uns auf, das Dekret herauszugeben, welches viele Reisen und große Unkosten verursacht hat. Wir haben mit großen Unkosten Deputierte und adlige Juristen, denn andere nehmen sie nicht an, nach Petrikau gesandt, wie auch ein paar nach Warschau an Ihre Königl. Maj., um Schutz und Hilfe zu suchen, deren Bemühungen aber wegen unvermuteten Todesfalls Ihrer Königl. Maj.[37]) ihren Zweck nicht erreicht haben. Nachdem haben wir bei dem neuen Bischofe von Posen Hosio Schutz und um Ausfertigung des Dekrets gebeten, der die freundlichsten Worte gegeben und alles versprochen, auch daß wir wie vorhin in der Schule wieder polnisch predigen könnten, ins Dekret beisetzen wollte. Bis dato aber sind es leere Worte gewesen.

Während des Interregnums hat der Rozbicki unserer Geistlichkeit und der ganzen Gemeinde eine Zitation ins Kapturgericht nach Warschau gegeben, welches ein sehr scharfes und schnelles Gericht ist. Da wir die ganze Zeit mit sehr großen und schweren Unkosten einen Deputierten und Juristen halten müssen, welche bis dato vigilieren, daß wir nicht ein gefährlich und schädlich Dekret bekommen. Die Heyersdorfer, Kabeler und Orzeschkowoer Kirchen haben von diesem Rozbicki viel erlitten und stehen noch in Gefahr.

Unser Konsenior Vigilantius, Prediger in Heyersdorf und Kabel, ist gestorben und sein Sohn an seine Stelle gekommen. Konsenior ist geworden H. Christian Sitkovius, unser Pator primarius in Lissa. Unseren Landeszustand anlangend, so haben der H. Primas Theodor Potocki während des Interregnums gar weislich regiert, daß es im ganzen Königreiche gar still und ruhig und die Landstraßen gar sicher gewesen, auch der Konvokationsreichstag in Warschau gar ruhig gehalten worden. Zum Nachteil der Protestanten ist aber in der Konstitution bald im zweiten Artikel die Konstitution 1717 und absonderlich der vierte Artikel zu unserem größten Schaden konfirmiert worden. Es ist eidlich beschlossen worden, keinen

[37]) Am 1. Februar 1733.

Kandidaten zur Krone zu empfehlen, als einen von Vater und Mutter katholisch geborenen Polen, der außer Landes keine Güter oder Land hat. Darauf hat der Kaiser und die Zarin gefordert, daß der König Stanislaus als Schwiegervater des Königs von Frankreich auch sollte ausgeschlossen werden. Die Polen haben sich daran nicht gekehrt, sondern ihn unter die Kandidaten gesetzt. Deswegen hat die Zarin ihre Truppen an die litauische Grenze und der Kaiser seine Truppen bei Glogau zusammengezogen, und der Kurfürst von Sachsen ein Lager nicht weit davon schlagen lassen, welches die Vortruppen schon bezogen, und die Armee erwartet wird. Dies hat hier und in Großpolen überhaupt ein allgemeines Flüchten nach der Mark Brandenburg, absonderlich nach Züllichau, Krossen, Frankfurt und anderen Grenzstädten verursacht. Am 12. September um 3 Uhr nachmittags ist im Wahlfelde und im Schuppen der König Stanislaus in Warschau zum Könige von Polen und Großherzog von Litauen einmütig erwählet, prächtig eingeholet und in die Kollegiatkirche unter großen Freuden und Frohlocken hohen und niederen Adels begleitet worden, wo das Te deum laudamus unter Pauken- und Trompetenschall gesungen. Die Stücke sind gelöst, und vom Adel und der Soldateska Salve geschossen worden. Hernach ist der König von dem Primas und den Senatoren ins königliche Schloß begleitet und ihm von dem Starosten von Warschau das Schloß zur Residenz übergeben worden. Etliche Senatoren nebst einigen litauischen Herren sind noch vor der Wahl über die Weichsel gegangen und den 17. noch nicht zurückgekommen. Der Starost Wislicki hat an den Primas geschrieben, daß der russische General mit den Vortruppen in Litauen eingebrochen und bei Grodno stehe und eine Brücke über den Njemen baue. Ein Korps der Kronarmee ist wider ihn kommandiert, um zu vernehmen, was sie begehren oder wer sie hereingebeten. Wir leben also hier nach der Wahl zwischen Furcht und Hoffnung. Gott wende alles zum Besten und behüte vor Krieg und Zerrüttung. Zur Unterhaltung der Schulen sind aus der Schweiz dreimal Gelder an unseren H. Senior Cassius und das Ministerium gekommen. Gott, der Herr, vergelte unseren hohen Wohltätern in der Schweiz dieses! Lissa, den 21. September 1733.

11. Christian Sitkovius an den Antist Neuscheler.

Wir sind in unserem Elende sehr getröstet worden, da der H. Oberhofprediger Jablonski uns unlängst die erfreuliche Nachricht gegeben, daß Ew. Hochw. uns die Hoffnung gemacht, daß, wenn wir abermals bei der Jahrrechnungstagleistung einkämen, wir vielleicht eine Kontinuation der bisherigen Unterstützung erlangen dürften. Weil die Nachricht wegen der Krankheit des H. Oberhofpredigers zu spät einlief, daß unsere Briefe die Tagleistung dieses Jahres nicht einholen konnten, waren wir willens, sie auf diese Michaelismesse über Leipzig zum voraus gegen künftiges Jahr auszufertigen. Es ist aber solches unser Vornehmen durch die schwere Niederlage unseres H. Seniors David Cassius, der auf seinem Siechbette ohne alle menschliche Hoffnung einer Genesung seiner seligen Auflösung täglich entgegensieht, unterbrochen[38]. Was wir Prediger für Gefahren unterworfen sind,

[38]) Am 7. Sept. hatte Cassius seinen Briefwechsel mit Jablonski Sitkovius übergeben.

werden Ew. Hochw. aus der beiliegenden Nachricht ersehen, welche der Kandidat, der dem Prediger zu Schokken, wo dieses geschehen, zum Gehilfen gegeben ist, und der die Angst mitausgestanden hat, anhero geschrieben.[39]) Unser Prediger zu Zychlin soll bei einem gleichen Überfall sich in einem verschlossenen Orte kaum haben verbergen können. Weil er bei seiner Wohnung nicht sicher ist, hat er sie verlassen und an einem anderen Orte bei einem Edelmanne seinen Aufenthalt bisher nehmen müssen.

Was den Zustand der Republik betrifft, wissen wir durchgehends nicht mehr, als was aus den gedruckten deutschen Zeitungen allen bekannt ist, weil die Posten in Polen keinen freien Lauf haben. Nachdem die russischen und sächsischen Truppen von Danzig sich nach Polen zurückziehen, ist die sächsische Partei vorjetzo wenigstens hier in Großpolen Meister. Was aber weiter dahinten in Kleinpolen und Litauen passiert, davon laufen nur allerhand ungewisse und einander oft widersprechende Gerüchte um. An unserer lieben Stadt Lissa ist bisher, Gott sei Dank! eben noch keine feindselige Gewalt ausgeübt worden, außer daß bald dieser bald jener Partei, die bei uns eingekehrt, eine Kontribution nach der anderen hat müssen gegeben werden. In der Länge wird dieses nicht auszustehen sein, weil wegen Mangel der Nahrung unter den Leuten die Armut immer größer wird. Lissa, den 24. September 1734.

Weil ich vernommen, daß in der Schweiz in gewissen Regentenbüchlein die Namen und Ämter derer, so in geistlichem und weltlichem Regiment am Ruder sitzen, pflegen verzeichnet zu werden, und uns solche Nachricht zu allerhand Adressen sehr dienlich sein würde, so unterstehe mich, Ew. Hochw. gehorsamst zu ersuchen, die Güte zu haben und ein solches Memoriale mit einer bequemen Gelegenheit auf die Leipziger Messe mir unschwer zuzusenden.[40])

12. Christian Sitkovius an den Antist Neuscheler.

In guter Hoffnung, daß mein letztes vom 24. September[41]) über Leipzig wird eingelaufen sein, habe Ew. Hochw. melden wollen, daß Gott nach seinem heiligen Rat und Willen unseren nunmehr in dem Herrn seligen David Cassius den 28. September durch einen seligen Tod von der Welt abgefordert, mich unwürdigen aber zur Tragung dieser schweren Last durch die Stimme der Gemeinden unserer Unität berufen hat. Nach der uralten Verfassung unserer Kirche habe ich die erforderliche heilige Ordination durch die

---

[39]) Vgl. Bickerich, das Tagebuch der Unität. Aus Posens kirchl. Vergangenheit, 1918, S. 113. Am 28. Febr. 1735 wurden auch die beiden Pastoren in Schmiegel gefangen abgeführt.

[40]) Zürich, den 13. April 1735, sendet Neuscheler einen Katalog des geistlichen und weltlichen Regiments in Zürich an Jablonski mit der Bitte, ihn Sitkovius zuzustellen.

[41]) Auch Klose schreibt den 25. September: „Etliche Magnaten haben sich mit ihrem Anhange getrennt und halten über der Weichsel ihre besonderen Zusammenkünfte. In Ansehung der Religion neigt es sich leider sehr zum Untergange. Nach dem in der Konföderation bei dem Konvokationsreichstag zu Warschau abgefaßten Projekt sollen künftig die Dissidenten von allen Ämtern ausdrücklich ausgeschlossen werden, ihnen auch alle conventicula untersagt sein. Demzufolge dürfen wir keine Synoden mehr halten, weil diese von unseren Feinden nicht anders als conventicula stilisiert werden."

Hände des H. Oberhofpredigers Jablonski zu Frankfurt a. d. O. den 22. November in einer deswegen angestellten Zusammenkunft empfangen. Da hierdurch die bei Bedienung hiesiger Gemeine ohnehin schwere Last verdoppelt wird und ich dabei in den jetzigen Zeiten gefährliche schwere Verfolgungen zu gewarten habe, ersuche ich Ew. Hochw. gehorsamst, mir Gottes Gnade und Beistand erbitten zu helfen, daß er seine Kraft in meiner Schwachheit wolle lassen mächtig sein. Meine erste Arbeit habe die beigehenden Bittschreiben an die schweizerischen Kantone und Ministerien sein lassen.

Ihre Majestät, der König Augustus, sind in Warschau angelangt. Die Einquartierungen und Versorgung der Völker fallen auch uns hiesigen Ortes schwer. Auf dem künftigen Pazifikationsreichstage werden wir für die Religionsfreiheit invigilieren müssen, welches viel kosten wird. Es ist aber noch ungewiß, wann derselbe wird zustande kommen. Man will sagen, daß er wohl nicht eher als nach einem allgemeinen Friedenstraktate, von welchem auch wohl der Zustand von Polen abhängen wird, wird gehalten werden. Indessen geht das Gerücht, daß die Stanislaische Partei eine Armee von Tataren zu ihrem Beistande erhalten haben soll, welches nach neuen Weitläufigkeiten und großem Landverderben aussieht. Der große Gott wolle sich unser in Gnaden erbarmen. Wenn es in Europa zum Frieden kommt, wäre zu wünschen, daß die protestantischen Mächte sich der Religion in Polen mit Nachdruck annähmen Gott wolle sich seiner Kirche erbarmen und die baufälligen Mauern Zions schützen! Lissa, den 13. Dezember 1734.[42])

13. David Klose[43]) an Professor Kramer.

Als Ihre Königl. Maj. August III. den 1. Febr. 1733 diese Welt gesegnet, hat der Erzbischof und Primas H. Theodor Potocki den Konvokationsreichstag auf den 27. April ausgeschrieben. Auf ihm ist einmütig beschlossen worden, keinen Ausländer, sondern einen geborenen Polen zum Könige zu erwählen. Sowohl die weltlichen als die geistlichen Senatoren und alle Landboten aus allen Woje-

---

[42]) Unter dem 6. März 1735 berichtet Prof. Kramer in Zürich, dem das Gesuch der Unität zur Begutachtung überwiesen war, dem Züricher Rate: „Das von den H. Ministris in Polen unter dem 13. Dezember an uns abgelassene Schreiben nehmen wir hiermit die Freiheit an E. Gn. zu überbringen, und haben wir dieser Not der Heiligen sich anzunehmen und auf der künftigen ev. Jahrrechnungstagleistung, auch bei den übrigen Kantonen Dero kräftiges Fürwort einzulegen, ehrerbietigst erflehen wollen."

[43]) Den 12. April 1735 richtete Otte an Klose ein Schreiben, das diesem den 12. Mai eingehändigt wurde. „Von re literaria etwas zu melden, so ist man hier in allem Tun, des Flavii Josephi jüdische Antiquitäten und Geschichte wiederum in deutscher Sprache herauszugeben, weil daran ein Mangel und dieser Autor große Nachfrage hat. Wie gehts in Polen mit den reformatorischen polnischen Bibeln? Von wannen haben Sie di selbigen, und wo mögen sie gedruckt sein? Die Ungarn lassen die ihrigen von Seite zu Seite in Holland drucken und schicken sie hernach packweise in Ungarn. Denn es sind ihnen, da sie eine große Anzahl kommen ließen, einmal zu Kaschau von den Jesuiten auf Verrat viel 100 Exemplare arrestiert und weggenommen worden". Am 3. Dez. 1736 starb Klose.

wodschaften, Distrikten und Kreisen haben diesen Beschluß mit einem Eide bekräftigt. Der Primas hat auch bis auf den Wahlreichstag, der auf den 25. August angesetzt worden, glücklich regiert. Den 12. September ist mit einhelligen Stimmen von mehr als 60 000 Edelleuten der König Stanislaus zum Könige von Polen auf dem ordentlichen Wahlfelde ohne fremde Macht erwählt und ordentlich proklamiert worden und in die Johanniskirche geführt, allwo das Te deum laudamus gesungen und darauf das grobe und kleine Geschütz gelöset und Ihre Königl. Maj. die pacta conventa beschworen und ihr das Wahldiplom übergeben worden. Nach der Wahlzeit ist über der Weichsel auf dem Prager Felde nahe an einem Walde bei dem Dorfe Kamien der Kurfürst von Sachsen Friedrich August von zwei Bischöfen, einigen Senatoren und etlichen hundert Edelleuten, unterstützt von der russischen Armee, erwählt und hernach nebst seiner Gemahlin unter Bedeckung der russischen und sächsischen Armee in Krakau gekrönt worden. Wir haben also zwei Könige, wodurch das Königreich in die größte Verwirrung geraten. Beide Parteien verwüsten Städte und Dörfer, der Handel ist vollständig ruiniert. Es ist das Elend und der Jammer fast nicht zu beschreiben. Es sind nahrungslose Zeiten und des Gebens kein Ende. Danzig und die anderen Handelsstädte sind meist ruiniert. Unsere Stadt ist von menschlicher Hilfe verlassen. Wir müssen beiden Parteien geben und uns mit ihnen vergleichen, wodurch die Bürgerschaft ganz ausgesogen wird. Wir haben aber Gott, dem Herrn, vor den gnädigen Schutz, daß beide Parteien nicht feindlich mit uns umgehen, herzinnig zu danken. Gott sei uns ferner gnädig und gebe Einigkeit und Frieden!

Unser Kirchenzustand ist höchst gefährlich, weil die pacta conventa, die beide Könige beschworen, beiderseits Dissidenten oder Protestanten höchst schädlich sind. Wofern der Friede nicht durch hohe Mediation geschlossen und wir oder unsere Kirchen nach unseren alten Rechten miteingeschlossen werden, sind wir verloren. Unsere großpolnischen Kirchen haben von der Klerisei und einigen übelgesinnten Apostaten große Verfolgungen ausgestanden. Die polnischen herumziehenden Fahnen bedrücken und ängstigen die protestantischen Prediger in Städten und Dörfern, die sich loskaufen müssen. Kürzlich haben Sie beiderseits evangelische Prediger aus Schokken ins Lager holen lassen, unseren Prediger Joh. Gerson Cassius auf große Fürbitte eines vornehmen Herren vom Adel freigegeben und unter Begleitung eines Zuges nach Hause geführt. Den lutherischen Prediger aber schleppen sie noch mit herum, und ob er gleich schon 140 T. Ranzion geboten, wollen sie ihn doch nicht frei- und loslassen. In ein paar Jahren hat Gott der Herr zwei Konsenioren durch den zeitlichen Tod uns entrissen, den H. Benjamin Vigilantius[44]) und H. Samuel Wilhelm Kasur[45]) und vergangenen Dienstag, den 28. September, um $^3/_4$ auf 5 nachmittags ist nach einer langwierigen Krankheit im Herrn selig entschlafen der löblichen Unität wohlverdienter Senior und hie-

---

[44]) Benjamin Vigilantius († 28. Mai 1729) als Pastor in Heyersdorf, hatte seit dem 10. März 1685 in Frankfurt studiert.

[45]) Samuel Wilhelm Kasur († 25. Aug. 1732) als Pastor in Krokow. Er stammte aus Ohlau und hat seit dem 18. Mai 1687 in Frankfurt studiert, 1692 war er für Schwartow ordiniert worden, 1717 von hier nach Krokow gegangen.

siger polnischer Prediger David Cassius. Wir haben nun itzo in Großpolen und Preußen keinen Konsenior. Denn der gewesene Konsenior H. Christian Sitkovius, hiesiger Oberprediger, ist in der letzten Synode zum Senior erwählt worden. Er bekommt nun die Inspektion über die großpolnischen und polnisch-preußischen Kirchen völlig. Unser ältester H. Senior, der Königl. preußische Oberhofprediger D. Daniel Ernst Jablonski, ist in seinem hohen Alter vielen gefährlichen Zufällen unterworfen und wird vielleicht nicht lange mehr leben. Bei Gelegenheit bitte ich mir Nachrichten aus von Ihrem Landes- und Kirchenzustande, ingleichen das Regimentbüchlein. Was das kommen wird, erstatte mit Dank. Wie befindet sich der Herr Archidiakonus Ottius? Bitte, einen freundlichen Empfehlungsgruß an ihn abzulegen. Gott erhalte ihn gesund bei munteren Leibes- und Gemütskräften. Wer lebt noch von der geehrten hohen Familie des sel. H. Joh. Konrad Escher im Wullenhofe, die uns und unserer Kirche große Wohltaten erwiesen? Gott segne das hohe Haus dafür mit zeitlichem und ewigem Segen! Bitte einen freundlichen Empfehlungsgruß an dies Haus abzulegen. Ich wünschte wohl zu vernehmen, was sie an Ehrenämtern bekleiden. Lissa, den 30. September 1734. Bitte um Verzeihung, daß mit diesem behelle und in Eil bei Licht etwas konfus geschrieben, weil die Gelegenheit morgen früh nach Leipzig abgeht.

14. Das reformierte Ministerium an die Züricher Geistlichen.

(Ausführlicher Dank für die erwirkte Beisteuer und Bitte um ferneres Wohlwollen.) Ob wir zwar ein mehreres uns auszubitten vor Schamröte und Furcht, einer großen Unverschämtheit beschuldiget zu werden, uns nicht unterstehen sollten, so werden doch alle Bedenken durch unsere nicht nur anhaltenden, sondern auch anwachsenden Notdurften wider unseren Wunsch und Willen überwunden, und wir genötigt, zu tun, was uns selbst wehe tut. Die kostbaren, von unseren Verfolgern uns gemachten Prozesse, die zwar durch den Tod des Königs unterbrochen, aber nicht geendigt worden, haben uns durch ihre so schweren und nicht mehr erträglichen Unkosten ganz erschöpft. Und da wir auch zu Friedenszeiten unter uns selbst das, was zu unserer Rettung und Erhaltung erfordert wird, nicht aufbringen können, so kann es jetzt und künftig so viel weniger geschehen, da durch die Kriegslasten die Menschen außer Stande gesetzt werden, der Kirche beizuspringen. Denn die Truppen haben nicht nur den vorhandenen Vorrat verzehrt, sondern auch schwere Geldsummen erpreßt und hiermit das Vermögen vollends ausgesaugt, dessen wir zu den jetzigen Zeiten am benötigsten wären. Denn wenn eine neue Regierung sich wird festgesetzt haben und wir bei ihr Schutz und Freiheit für unsere Kirchen werden suchen wollen, wird dazu wiederum der bei solchen Gelegenheiten unentbehrliche nervus rerum gerendarum in gutem Gewichte erfordert werden. Wir Ärmsten aber wissen nicht, wie wir ihn zusammenbringen sollen. Lissa, den 13. Dezember 1734.

15. Senior Sitkovius an den Kanton Bern.

Von Ew. Exzellenzien haben die Herren Vorsteher unserer reformierten Gemeinde allhier in Lissa ein sehr gnädiges Schreiben vom 10. März d. J. erhalten, darinnen Ew. Exzellenzien eine für die reformierten Kirchen in dem Großherzogtume Litauen im Jahre

1732 gesammelte mildreiche Kollekte [46]) von 727 Fl. an sie dirigieren und von ihnen eine gehörige Quittung verlangen. Weil aber diese Vorsteher keine weitere Administration haben als nur über die hiesige Lißnische reformierte Gemeine, haben sie sich nicht unterstehen können, sich der Sache anzunehmen, mir aber indessen übergeben, Ew. Exz. von der Lage der polnischen und litauischen Kirchenverfassung einige gehorsame Nachricht zu geben, daß nämlich die reformierten Kirchen in dem von uns ziemlich entfernten Litauen mit unserer Unität, die sich nur allein über die reformierten Gemeinden in Großpolen und polnisch Preußen erstrecket, nicht zusammenhängen, sondern ihre besondere Verfassung und Senioren haben. Daher darf unsere Unität sich das Recht nicht anmaßen, solche Kollekte in Empfang zu nehmen und darüber zu quittieren, zumal es uns auch nicht bekannt ist, von wem eigentlich diese Liebessteuer und für welchen Zweck sie gesucht worden. Aus ihrem überschickten Bittschreiben oder Vollmacht wird es aber unschwer zu ersehen sein. Ew. Exz. habe

[46]) Kiejdany, den 7. Juli 1732, hatten die litauischen Reformierten um eine Liebessteuer nach Zürich geschrieben, als der Kapitän der polnischen Armee Viktor Albrecht Lupichius, ein geborener Schweizer, in seine Heimat zurückging, und ihn um Beförderung des Gesuches und seine Befürwortung gebeten. In einem kurzen Memorial faßt dieser Lupichius, der lange in Polen und Litauen als Offizier gestanden hatte, die Drangsale der Evangelischen dahin zusammen:

„1. Allen reformierten Edelleuten ist die Aktivität oder sozusagen das regimentsfähige Bürgerrecht untersagt und benommen, daß also keiner von ihnen mehr die geringste Civilcharge im Königreiche besitzen, auch bei keinem Reichstage als Nuntius gebraucht werden kann, es sei denn, daß er die römisch-katholische Religion annehme und seiner für sich und seine Nachkommen absage. 2. Wenn die Kirchen wegen der Einkünfte und Güter mit den benachbarten Edelleuten in Streitigkeit geraten, so haben sie sich weniger oder gar keiner Justiz zu getrösten, indem kein reformierter Pfarrer vor einem Tribunal erscheinen, viel weniger Klage anbringen darf. 3. Keine Kirche kann und soll ausgebessert werden bei Lebensverlust derer, so sich hierzu gebrauchen lassen oder es betreiben wollen. 4. Haben auch sämtliche Feldherren einen Eid abgelegt, keinen protestantischen Offizier zu befördern, welches ich leider selbst mehrmal erfahren müssen, und die befindlichen nach und nach abzuschaffen. 5. Kann ein reformierter Prediger nur verkleidet sich auf die Reise begeben, wenn er nicht sein Leben riskieren will, von jedem Bauer tot geschlagen zu werden, deren Exempel genug anzuführen wären. Von anderen und mehreren Artikeln zu geschweigen. Die Gelder nun, so die Kirchen benötigt, sind hauptsächlich zur Besänftigung der Bischöfe und vieler, ja aller Gesandten, die Mäuler damit zu stopfen, damit sie auf dem Reichstage nicht so das Kreuzige, Kreuzige schreien und statt dessen etwa zu Gunsten der Kirchen einen Artikel der Konstitution des Reichs einverleibt werde, bis etwa die künftigen Zeiten die völlige Freiheit herstellen möchten.“ 20 Jahre später suchten die Litauer von neuem in Zürich Hilfe. Im Februar 1754 sehen wir deshalb in Zürich den Wilnaer Pastor Johann Büttner und den Rektor Alexander Monkiewicz aus Kejdany.

deshalb hiermit untertänig ersuchen wollen, uns von der Beschaffenheit dieser Kollekte, wem und wozu sie eigentlich bestimmt ist, eine mehreres Licht zu erteilen, damit wir wissen, wohin diese Gelder zum Empfang sollen angewiesen werden. Da wir auch benachrichtiget worden, daß die Summe bereits in Berlin an den H. Geh. Rat Bachelle gezahlt worden, so wird sie von da am bequemsten über Königsberg, wo die Herren Litauer einen Prediger haben, an behörigen Ort befördert werden können, wenn deshalb von Ew. Exz. erst nähere Ordre wird eingelaufen sein.

Es könnten auch Ew. Exz. ohnmaßgeblich dieser Kollekte wegen an den H. Oberhofprediger Jablonski die nötige Nachricht ergehen lassen, mit dem die litauischen Senioren zu korrespondieren pflegen. Hingegen ist die Korrespondenz durch Polen wegen des verderblichen Krieges jetzt nicht praktikabel. Das Geld würde auch bei uns nicht sicher sein, da ein jeder, was er nur kann, außer Landes flüchtet und rettet. Indessen freut es uns herzlich, daß unsere lieben Glaubensgenossen in Litauen zu ihrem großen Trost bei den jetzigen allgemeinen bedrängten und gefährlichen Zeiten eine so hoch schätzbare Wohltat erhalten, davor Ew. Exz. auch wir untertänigen Dank sagen und von dem allgenugsamen Gott mit inbrünstigem Seufzen viele reiche Vergeltung wünschen.

Was sonst unsere eigene Unität betrifft, so sind wir die verflossenen vier Jahre von Ew. Exz. und den sämtlichen reformierten Kantonen mit einer sehr gnädigen Beisteuer in unserer Dürftigkeit unterstützt worden. Unsere Danksagung hierfür, aber auch zugleich unsere durch die anhaltende und vermehrte große Not abgedrungene Bitte um eine gütige Fortsetzung dieser hohen Wohltat wird Ew. Exz. dieses Jahr hoffentlich sein zu Händen kommen. Welche gnädigst zu berücksichtigen wir Ew. Exz. um so viel brünstiger und wehmütiger anflehen müssen, weil wir in unserer hiesigen Stadt und ganzen Gegend durch das verderbliche Kriegsfeuer in einen gar erbärmlichen Zustand gesetzt worden sind. Gott weiß, welch größerer Gefahr sie noch künftig ausgesetzt sein dürfte. Nachdem nämlich die Stanislaische polnische Armee sich unserer Gegend genähert hatte, überfiel sie die in unserer Stadt damals liegenden 300 Mann von des Generalmajor Sibilski Regiment. Von ihnen sind im ersten Anlauf einige erschossen, die übrigen aber aufgelöst und meist alle gefangen und darauf in Dienst genommen worden, wobei unsere liebe Stadt durch die polnischen Soldaten, die sich von ihren Offizieren nicht zurückhalten ließen, großen Teils ausgeplündert worden, wodurch viele Familien in große Armut versetzt worden. Solches geschah den 28. Februar dieses Jahres. Von der Zeit an hat gedachte Armee in die 18 000 oder 20 000 Mann stark in unserer Stadt und ganzen hiesigen Gegend an der Grenze in die drei Wochen lang auf Diskretion gelebt, wodurch Städte und Dörfer ganz ausgezehret worden, bis sie wieder vor den Sachsen gewichen und sich weiter nach Polen zurückgezogen.[47]) Da wir nun zur Rettung und Erhaltung unseres Gottesdienstes in unserem Vaterlande schwere Unkosten werden machen müssen, aus uns selbst aber bei diesem allgemeinen Ruin weder Rat noch Hilfe zu hoffen, so befinden wir uns in der

[47]) Über Lissas Bedrängnis 1735 vergl. Bickerich, Aus dem Posener Lande, 1908, S. 296.

äußersten Verlegenheit, wofern auswärtige Glaubensgenossen sich unserer nicht erbarmen. Ew. Exz. bitten wir daher demütigst, auf unsere letzt eingesandten untertänigen Bittschriften ein gnädiges Auge zuwerfen, auch sie anderen hochlöblichen reformierten Kantonen bestens zu empfehlen, davor Gott Dero sehr hoher Lohn sein wird. Lissa, den 20. April 1735.[48])

16. Senior Sitkovius an den Antist Neuscheler.

Da ich auf mein Schreiben keine Antwort erhalten habe, habe ich mir um Ew. Hochw. teure Person viele bekümmerliche Gedanken gemacht. Nachdem aber der H. Konrad Escher der Ältere auf letzter Leipziger Michaelismesse von der Eidgenossenschaft eine Fortsetzung der Unterstützung, nämlich 211 T 8 Gr., wiewohl ohne Briefe mitgebracht, habe mit herzlicher Freude vernommen, daß Ew. Hochw. durch die Gnade Gottes noch am Leben, welches der Herr unseres Lebens auf viele Jahre zu seiner Kirche Trost verlängern wolle. Von Dero Ergehen und Gesundheit aber ist mir nichts gemeldet worden. Der große Gott lasse es nach Wunsch sein. Nach dem von unserem sel. H. Senior Cassio hinterlassenen Verzeichnis sind von anfangs gemeldetem hoch schätzbaren Subsidio folgende Summen an uns übermacht worden:

1732, den 28. Febr.	108	T.	16	Gr.
1732, den 21. Okt.	125	T.	16	Gr.
1733 in der Jubilatemesse	111	T.	8	Gr.
1736, in der Michaelismesse ..	211	T.	8	Gr.
Summa	557	T.		

Ew. Hochw. statte hiermit nomine publico ganz gehorsamen Dank ab...

Unser Zustand ist leider sehr gefährlich. Ohngeachtet so vieler angewandten Mühen und Unkosten und empfangenen Versprechungen von dem königlichen Hofe und dem russischen Gesandten haben wir dennoch, Gott sei es geklagt, auf dem Pazifikationsreichstage einen solchen Stoß bekommen, daß hierdurch der Grund zu unserem völligen Ruin gelegt wird, wofern der Allmächtige nicht ins Mittel tritt. Denn folgende Konstitution wider die Dissidenten ist eingerückt worden: ,,Dissidentibus tamen in

[48]) Von der Zupraner Julisynode 1735 wenden sich die Superintendenten Michael Reczynski, David Rymwid, Jakob Gordon, Petrus Balcerowicz, der Notar der Synode Jakob Inglis, ihr Direktor Michael Wolk, Fähnrich des Starodubschen Kreises, und Kasimir von Ottenhaus an König Friedrich Wilhelm mit der Bitte um Unterstützung: ,,Der evangelische Adel ist durch die verderbliche Kriegsflamme, durch ungerechte Prozesse und durch Ausschließung von den Ämtern ganz ausgesogen. Mehr als 20 Kirchen in den ehemaligen Radziwillschen Gütern leiden Not, da ihren Predigern und Schulbediensteten ihre ex fundatione gehörigen Salaria schon etliche Jahre vorenthalten werden, daß sie nur von der Barmherzigkeit guter Herzen oder vielmehr durch ein Wunderwerk göttlicher Gnade noch leben. Verschiedene andere Kirchen können nicht unterhalten werden. Die wütenden Kriegsvölker haben bei ihren Durchzügen viele evangelischen Prediger durch abgepreßte schwere Geldsummen an den Bettelstab gebracht, verschiedene, die das Geforderte nicht aufbringen können, gebunden weggeschleppt."

religione christiana tam in regno quam in magno ducatu Lituaniae pacem iuxta antiquas confoederationes et praecipue iuxta constitutionem anni 1717 ac securitatem bonorum, fortunarum et aequalitatis personarum cavemus, ita tamen ne inter nuntios equestris ordinis in comitiis neque in tribunalibus et commissionibus activitatem itemque ne conventus suos seu conventicula legibus vetita habeant neque ad officia regni et magni ducatus Lituaniae, palatinatuum, terrestria, castrensia salvis modernis possessoribus admittantur neque ullam protectionem sive per se sive per ministros apud exteros principes quaerant sub vigore legis de perduellibus constitutae."

Die Worte iuxta antiquas confoederationes sollen einen guten Schein haben, weil durch viele alte Konföderationen und Konstitutionen die Freiheit der protestantischen Religion genugsam gegründet ist. Allein der Zusatz praecipue iuxta constitutionem anni 1717 stößt alles wieder um, weil diese Konstitution im vierten Artikel auf eine ganz ungegründete Weise gebietet, daß alle dissidentischen Kirchen, welche nach 1632 erbaut worden sind, demoliert werden sollten. Und nach der oben mitgeteilten Konstitution sind alle Dissidenten hinfüro von allen Ämtern ausgeschlossen. Wir sollen keine Konvente und keine Synoden halten und zur Erhaltung unseres Gottesdienstes keine Korrespondenz außer Landes führen. Das ist: wir sollen zu allem, was zu unserer Unterdrückung wird vorgenommen, stille sitzen und zusehen. Daß aber solches sollte können rückgängig gemacht werden, dazu ist gar keine Hoffnung, weil diese Konstitution in dem Pazifikationsreichstage steht, durch welchen des Königs August Majestät auf dem Throne ist bestätigt worden. Indessen wird es uns so viel mehr Unkosten verursachen, auf alle Weise sonderlich auf den Reichstagen zu invigilieren, daß nicht noch ärgere Schlüsse wider uns hervorkommen. Ew. Hochw. ersehen hieraus unseren erbarmungswürdigen Zustand, und in welcher Gefahr ich mich insonderheit wegen der Korrespondenz befinde.[49]) Wir sehen weiter keine Zuflucht als zu dem Herrn, unserem Gotte. Der sei unsere Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben, und lasse uns vor unseren Feinden nicht gar zu Schanden werden, sondern sende uns eine mächtige Errettung um seines großen Namens willen!

Zwar diejenigen Aufsätze, die bei der Wahl und Krönung des Königs August gemacht worden, haben ein besseres äußerliches Ansehen. Sie sind aber dergestalt nur mit Generalexpressionen gekünstelt, daß sie von den Feinden können entkräftet werden, und solange der obige Artikel stehen bleibt, kann uns das andere nichts helfen. Ich will die Stellen hersetzen. In den pactis conventis heißt es: ,,Et quandoquidem in illustri hoc Poloniae regno et Lithuanicae gentis et dominiorum eo pertinentium non pauci sunt dissidentes in religione christiana, exemplo igitur antecesso-

[49]) Im Dezember 1735 hatte Hoffmann Weisung erhalten, wegen der Religionsbeschwerden der verwitweten von Golz auf Grünau bei dem Posener Bischof vorstellig zu werden. Am 21. Januar 1736 berichtete er, daß sie wohl zur kujawischen oder kulmischen Diözöse gehöre. ,,Man muß sich sehr in acht nehmen, daß nicht bekannt werde, daß diese Frau sich an E. K. Maj. gewandt, sonst man es für ein großes Verbrechen ansehen und ihr eine schlimme Tür spielen dürfte".

rum nostrorum, ne in posterum ex hac ratione scissiones et sanguinis effusiones fiant, uti vetustis confoederationibus et constitutionibus cautum est, sic aeternis temporibus observabimus non obstantibus quibuscunque protestationibus integra nihilominus in omnibus dissidentium in religione christiana pace et securitate."

In des Königs Eide bei der Krönung lautet es also: „Pacem quoque et tranquillitatem inter dissidentes de religione christiana tuebor et manutenebo nec ullo modo vel iurisdictione nostra vel officiorum nostrorum et statuum quorumvis autoritate quemquam affici opprimique causa religionis permittam nec ipse afficiam nec opprimam ac ea, quae in electione nostra constituta sunt et quae in conventione coronationis nostrae constituentur, manutenebo iisque satisfaciam."

Die große Kommission hier in Lissa wegen Untersuchung der auf den Königl. Stanislaischen Gütern haftenden Schulden ist noch nicht zu Ende, sondern bis auf künftig Johannis vertagt worden. An wen aber nach völliger Liquidierung der Schulden die Güter werden veräußert werden, ist noch ein Geheimnis. Lissa, den 13. Dezember 1736.

17. Der preußische Resident Hoffmann an seinen König.

Bei meiner Anwesenheit in Fraustadt [50]) haben sich auch die polnischen und litauischen Dissidenten daselbst eingefunden, die in ihren Religionsbedrückungen Erleichterung gesucht. Unter anderen ist der litauische Generalpostmeister Baron von Schröter wegen der neulichst in Wilna [51]) abgebrannten lutherischen Kirche

[50]) In Fraustadt bat den 8. August Sitkovius Hoffmann um den authentischen Text der Wilnaer Konföderation vom Jahre 1599. Der russische Gesandte Baron von Kaiserling wünsche ihn zu haben. Den 14. September schreibt Hoffmann deshalb nach Berlin. Im Radziwillschen Archiv in Königsberg, das der Rat Adams verwaltete, fand sie sich auch. Da sie in altrussischer Sprache vorlag, wurde sie von dem Königsberger reform. poln. Prediger Karkettel an den Landfähnrich von Starodub Michael Wolk geschickt, daß er sie übersetze und drucken lasse.

[51]) Warschau, den 22. Juni 1737, hatte Hoffmann († 1745 in Warschau) berichtet, daß die Deputierten der reformierten Gemeinden in Polen und Litauen ihm geklagt hätten, die lutherischen Gemeinden in Litauen, besonders die Wilnaer wollten nichts zu den gemeinschaftlichen Lasten beitragen. Die preußische Regierung oder das samländische Konsistorium möge sie an ihre Pflicht erinnern. Unter dem 28. Dez. 1737 wiesen aber die Wilnaer Lutheraner den wider sie erhobenen Vorwurf zurück. „Eben zu der Zeit, da nach der entsetzlichen Feuersbrunst in Wilna unser teuerstes Zion ganz wüst und öde liegt und wir zu unserer Rettung und zum Aufbau unseres Gotteshauses keinen Rat und keine Hilfe bei uns finden, wird wider uns so ein böses Gerede verbreitet. Wir können aber mit Grund der Wahrheit bekennen, daß wir mit den hiesigen reformierten Glaubensgenossen in geziemender Eintracht, Vertraulichkeit und Liebe jederzeit gelebt und besonders mit H. Wolk, dem Haupte der Reformierten dieses Landes, in negotio oppressae religionis beständig konferiert und gemeinschaftliche consilia gepflogen haben. Es kann demnach keine Kaltsinnigkeit der wilnischen Gemeinde, die fast aus lauter Bürgersleuten besteht, zuge-

da gewesen, der sich aber an niemanden als an den russischen Gesandten gewandt, jedoch, wie ich vernehme, mit schlechtem Erfolge, weil man die Reparierung dieser Kirche durchaus nicht zugeben will, vielmehr dem Generalinstigator eine expresse Macht zugeordnet, die allergeringsten Verbesserungen, die vorgenommen würden, zu verhindern. [52])

Bei meiner Durchreise durch Lissa hat sich der reformierte Senior bei mir, auch andere Deputierte eingefunden und haben mir ihr Interesse empfohlen. In Fraustadt selbst hat sich niemand an die fremden Ministros gemacht. Indessen scheint es doch, daß diesen armen Leuten einige Erleichterung geschehen wird. Denn erstlich haben sie ein günstiges Reskript vom Bischof von Krakau erhalten, worinnen ihre Kopulationen, Taufen und Begräbnisse auf einen gewissen Fuß gesetzt werden und womit sie sehr zufrieden sind. Zweitens hat ihnen der Bischof von Posen zugesagt, daß man bei Reparierung ihrer Kirchen in Großpolen durch die Finger sehen würde, wenn sie etwas auch zu den katholischen Gotteshäusern beitragen wollten, wozu sie denn wirklich Anstalt machen. Drittens scheint es, daß der Hof diesen Leuten wohl will, und ist ein Zeugnis hiervon der beigelegte Brief wie auch das Konzept eines königlichen Befehls, welches der König selbst angegeben haben soll und wodurch gewiß ein Großes erhalten sein würde,

---

schrieben noch die fälschlich zugemutete Disharmonie erweislich gemacht werden. Vielmehr bezeugen wir vor Gott, daß uns nichts lieber, nichts erfreulicher sein soll, als mit den Reformierten in geistlicher Bruderschaft zu leben und zur Erweiterung der christlichen Zionsgrenzen alles mögliche beizutragen. Wir vermuten, daß der Vorwurf unsere adligen Herren Glaubensgenossen, die in verschiedenen Distrikten auf ihren Landgütern wohnen und sich zur hiesigen Gemeinde nicht halten, angehen möchte, weil man an denselben, daß sie über den Schaden Josephs in oppresso corpore evangelico nicht allemal gehörigen Eifer bezeuget, hat spüren wollen. Die reformierten Herren Adligen sind viel aktiver." Ein Schreiben Wolks vom 21. Nov. 1737 bei Wotschke, Glaubensbedrückungen, S. 4.

[52]) Warschau, den 21. Febr. 1739, Hoffmann: „Die Deputierten der evangelischen Gemeinde zu Wilna haben, nachdem sie über Jahr und Tag mit vieler Müh und Unkosten darum angehalten, endlich vor 8 Tagen ihr Kirchenprivilegium von S. K. Maj. in Polen bestätigt bekommen. Ich bin ihnen einigermaßen dazu behilflich gewesen durch meine Vorsprache bei dem litauer Unterkanzler Czartoryski, der die königliche Unterschrift pressiert und die Sieglung erleichtert. Wie nun das Privilegium an und für sich selbst des Inhalts ist, daß die Gemeinde befugt, ihre Kirche zu reparieren und zu bauen, so sind diese armen Leute einesteils sehr erfreut, anderenteils aber auch verlegen, wo sie bei ihrem dürftigen Zustande die zum Bau erforderlichen Kosten hernehmen sollen, und bitten demnach demütigst, daß Ew. K. Maj. in Dero Landen eine Kollekte erlauben möchten. Ich habe die Sache mit dem holländischen Ministro überlegt, welcher gewiß glaubt, die Generalstaaten werden sich zu einem Beitrag verstehen." Berlin, den 10. März 1739, bewilligte der König die Sammlung. Im Dezember 1744 bemühte sich die Gemeinde in Wilna um eine zweite Kollekte in Preußen.

wozu die armen Leute auch gute Hoffnung haben, nachdem Graf Brühl ihnen allen Beistand verspricht und die Methode anweist, wie sie verfahren sollen. Viertens hat in Fraustadt der Kronkanzler Zaluski die Partei des Fraustadter Magistrats, der meistens evangelisch, in puncto iuris patronatus et vocationis parochi catholici wider den päpstlichen Nuntius eifrigst angenommen und ist deshalb einigermaßen mit ihm zerfallen. Man muß hoffen, daß Gott endlich sich dieser Leute erbarmen werde. Warschau [53]), den 17. August 1737.

18. Senior Sitkovius an den Antist Wirz.

Die betrübte Nachricht von dem Todesfall des nunmehr in dem Herrn wohlseligen weiland hochw. H. Antist Neuscheler, die unlängst von dem H. Konsistorialrat Jablonski erhalten, ist uns allen so viel tiefer zu Herzen gegangen, weil wir in ihm einen hochgeneigten Patron verloren haben, der für unsere bedrängten Kirchen recht väterliche Vorsorge getragen, wovor sein Gedächtnis bei uns

[53]) Zur Ergänzung der Nachrichten, die ich gelegentlich über die Trübsale der Evangelischen Warschaus gegeben habe, bemerke ich, daß im Jahre 1719 Bischof Szembek eine Seelenliste der Evangelischen in der Hauptstadt hatte aufstellen lassen. Hatten sie bis dahin, um bei Begräbnissen nicht schikaniert zu werden, dem Bischof jährlich 31 Taler gezahlt, so wollte der Bischof jetzt, um möglichst viel aus der Gemeinde zu erpressen, für jedes Begräbnis sich besonders zahlen lassen. ,,Werde mein Bestes tun, sie bei ihren alten wohlhergebrachten Rechten zu erhalten," schrieb damals Kunheim aus Warschau unter dem 25. März nach Berlin. Feldprediger bei der Garde in Warschau war 1735 ff. Joh. Jakob Gräfe, 1742 Hofprediger in Weißenfels, dann in Dresden († 1759). Der in meiner Studie: ,,Der Pietismus im alten Polen" (Deutsche Blätter 1927, S. 440) genannte Warschauer Pastor M. Joh. Paul Adelung (1702—1759) war preußischer Gesandtschaftsprediger in Warschau, 1729 Pfarrer in Spantekow, 1744 in Putzar in Pommern. Warschau, den 12. Dez. 1739, meldet Hoffmann, daß die Evangelischen der Hauptstadt sämtlich, jeder bei einer Strafe von 100 Dukaten, vor das Warschauer Konsistorium zitiert seien. ,,Sie sind darüber in nicht geringe Kümmernis und Bestürzung gesetzt. Den katholischen Bürgern ist angemutet, ihre evangelischen Bedienten abzuschaffen, weswegen diese eben so verlegen sind. Denn wenig oder vielmehr gar keine katholischen Subjekte sind anzutreffen, denen sonderlich ein Kaufmann seine Handlung anvertrauen kann. Wie es ablaufen dürfte, wird der künftige Montag ausweisen. Die armen Dissidenten wissen sich nicht zu helfen und haben sich bei mir Rats holen wollen. Ich sehe das Ganze für eine Geldschneiderei an." Den 26. Dez. berichtet er, daß die Evangelischen noch in Ungewißheit schwebten. Der Termin sei vertagt worden. ,,Es hat das Ansehen, daß man sie ermüden und dadurch zwingen wolle, die Plage abzukaufen, wie bereits einige mit gutem Erfolg getan und welches auch nur die Absicht des geldgierigen Klerus sein mag." Den 23. Mai 1744 bemüht sich Hoffmannn, dem Superintendenten Jakobi in Preußisch Holland, der nach Warschau reiste, um dort das Abendmahl zu spenden, nieen Vorspannpaß zu verschaffen.

beständig im Segen bleiben wird. Nachdem es nun dem Erzhirten seiner Kirche Christo Jesu in Gnaden gefallen, Ew. Hochw. zu dieser hohen und wichtigen Würde in dieser Stadt und dem Kanton Zürich zu erheben, habe ich es meine Schuldigkeit zu sein erachtet, Ew. Hochw. zu dieser höchsten Stufe in dem Hause Gottes meine herzliche Gratulation abzustatten...

Da die schweizerische Kirche eine recht liebreiche Mutter so vieler bedrängten und darunter auch unserer Kirchen ist, deren sie sich in der Not annimmt, und der wohlselige Antist H. Neuscheler uns in allen Anliegen einen freien Zutritt zu sich vergönnt hat, wollen Ew. Hochw. gleichfalls erlauben, daß ich Sie als einen Vater angehen und Ihre hohe Gewogenheit dem armen Häuflein unserer unter der Verfolgung seufzenden Kirchen flehentlich ausbitten darf. Durch die Vermittlung Ihres H. Vorgängers haben wir von der reformierten Eidgenossenschaft eine mildreiche jährliche Unterstützung zur Erhaltung der Schulen bei bedürftigen Gemeinden erlangt und das verflossene Jahr durch den H. Konrad Escher eine Gabe von 167 Fl. erhalten. Wir erkennen diese große Wohltat mit herzlicher Danksagung und bitten sowohl öffentlich als im Geheimen den getreuen Gott, daß er sämtlichen schweizerischen Kirchen dieses Liebeswerk mit vielem Segen überschwenglich vergelte. Da wir nun aber in einem höchst bedürftigen Zustande uns befinden, da zumal die schwachen Kollekten, die bei unseren armen Gemeinden jahraus, jahrein eingesammelt werden, zur Bestreitung so schwerer Unkosten, die wir wegen Rettung unseres Gottesdienstes, zur Unterhaltung eines beständigen Agenten in Warschau und zu Verschickungen an den Hof, auf den Reichstag und auf das Tribunal wegen vorfallender Prozesse haben, nirgends zulangen wollen, ersuchen wir Ew. Hochw. demütigst, durch Ihr vielgeltendes Fürwort zu verschaffen, daß diese jährliche Unterstützung uns ferner zufließe. Ew. Hochw. können versichert sein, daß wir nicht ohne Not mit solchen Bitten anliegen, sintemal wir durch unaufhörliche Gelderpressungen so ausgesogen werden, daß wir von uns selbst nicht imstande sind, manchen notleidenden Predigern und Schulbedienten den nötigen Unterhalt zu schaffen. Vor etwa 13 Jahren hat uns ein einziger Prozeß über 1100 Dukaten und ein anderer vor wenigen Jahren über 800 T. gekostet. Wegen einer Kirche auf dem Lande, die vor geraumer Zeit durch einen Wetterstrahl abgebrannt ist und nicht wieder hat erbaut werden dürfen, sondern der Gottesdienst bisher in dem Pfarrhause müssen verrichtet werden, stehen wir, weil man uns den Gottesdienst gar verbieten will, schon etliche Jahre in einem schweren Prozeß auf dem Tribunal, der viel Geld gekostet hat und noch nicht zu Ende gebracht werden kann. Wir schweben zwischen Furcht und Hoffnung, wie er ablaufen wird. Und es geht kein Jahr vorbei, daß nicht die römische Geistlichkeit bald hier, bald dort die Religionsfreiheit einzuschränken sucht und Gelegenheit vom Zaune bricht, uns vor die Konsistorien zu zitieren, da wir niemals ohne kostbare Loskaufungen abkommen.

Aus solchen Umständen können Ew. Hochw. annehmen, wie betrübt der fortdauernde Zustand unserer Kirchen ist und mit welchen Seufzern und Sorgen ich mein Amt verwalten muß, da ich von den Gemeinden von allen Seiten um Geldhilfe angelaufen werde. Der große Gott sei uns Sonne und Schild und lasse sein Häuflein nicht gar unterdrückt werden um seines großen Namens

willen! Dem Hochw. H. Archidiakono Ottio bitte bei Gelegenheit meinen Respekt zu vermelden. Ich weiß nicht, ob ihm mein Schreiben das vorige Jahr mag zu Händen kommen sein. Nebst wiederholter Anwünschung göttlicher Gnade und Segens empfehle unsere Kirchen und meine Wenigkeit Ew. Hochw. andächtiger Fürbitte zu Gott und beständiger väterlicher Gewogenheit. Lissa, den 18. Januar[54]) 1738.

Sollten Ew. Hochw. künftig mich einer geneigten Zuschrift würdigen, so wird wohl H. Hans Konrad Escher die Güte haben und die Briefe mit Gelegenheit nach Leipzig auf die Messe befördern, oder wenn es auf der Post geschehen sollte, an den reformierten Kaufmann Joh. Horguelin nach Breslau einschließen. Eine immediate Adresse auf meinen Namen auf der Post nach Lissa würde zu viel Aufsehen verursachen. Da uns die Korrespondenz außer Landes als ein crimen perduellionis angerechnet wird, muß ich mit meiner auswärtigen Korrespondenz sparsam und behutsam sein.

19. Senior Sitkovius an den Antist Wirz.

Ew. Hochw. sehr liebreiches Antwortschreiben vom 25. März verflossenen Jahres, das den 11. Mai zu erhalten die Ehre gehabt, hat mich und unser ganzes Ministerium mit besonderem Troste erfüllt, indem es uns mit den Erstlingen Dero herzlicher Gewogenheit, die wir auch aufs künftige zu hoffen haben, erfreut, sintemal Ew. Hochw. uns Ihrer väterlichen Vorsorge zu gnädigster Fortsetzung des subsidii charitativi für unsere bedrängten Kirchen gütigst versichert. Wie wir denn bereits den wirklichen Effekt dessen geniesen, da durch den H. Konrad Escher eine abermalige Unterstützung von 39 T. 25 Gr. von der letzten Leipziger Michaelismesse übersandt worden, dem wir auch unsere schuldige Quittung hierüber eingeschickt. Ew. Hochw. danke für diese christmitleidend erwirkte Wohltat nomine publico und bitte den getreuen Gott, daß er davor Dero sehr großer Lohn sein wolle.

Es gefällt dem großen Gott, dessen Wege oft wunderbar, doch stets weise und heilig sind, uns in einer beständigen Kreuzschule zu prüfen und in einem unaufhörlichen Kampf mit unseren Verfolgern zu üben. Der Anfänger und Vollender unseres Glaubens

---

[54]) König Friedrich Wilhelm unter dem 7. Jan. 1738 an den polnischen König in einem eigenen Handschreiben: „Mit nicht geringem Mitleiden und Bekümmernis vernehmen wir, daß die sogenannten Dissidenten in Polen wider ihre kundbaren und wohlhergebrachten Rechte und Privilegien von dem hohen und niederen Klero auf mancherlei Weise hart gedrückt und ihr Religionsexercitium auf mancherlei Wege, sonderlich durch Verbietung der Reparaturen ihrer Kirchen und durch unbillige Citationen vor die Tribunale gehemmt wird. Da sie doch in allen Stücken als getreue und gehorsame Untertanen von Ew. Maj. und als redliche Mitbürger der Republik sich beständig aufgeführt haben und annoch aufführen, ersuchen wir Ew. Maj., sie in ihren alten Rechten und Freiheiten zu erhalten. Und obzwar solches am füglichsten auf künftigem Reichstag wird geschehen können, so bitten wir doch, noch vorher ein königl. Reskript an die Herren Bischöfe, sonderlich den in Posen und Wilna, ergehen zu lassen, daß sie die nötigen Reparaturen der Kirchen nicht hindern und verbieten, die Dissidenten in Kirchen und Religionssachen vor die Tribunale zu ziehen."

mache uns stark und treu, daß wir laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist. Wegen der abgebrannten Kirche in Orzeschkowo haben wir uns alle Mühe gegeben, auch keine Unkosten geschont, um von dem Bischofe zu Posen die Freiheit, sie wieder aufbauen zu dürfen, zu erhalten. Es ist alles fruchtlos abgelaufen. Da nun der Gottesdienst in dem Pfarrhause verrichtet wird, sucht die römische Geistlichkeit solches zu verhindern und macht uns einen Prozeß nach dem anderen, deren Unkosten fast nicht mehr können bestritten werden, und es bleibt bisher ungewiß, wie es endlich ablaufen wird.

Im vergangenen Jahre sind wir in eine neue Gefahr gesetzt wegen zweier Kirchen der dicht an einander liegenden Dörfer Heyersdorf und Kabel. Diese Orte liegen zwar in Polen an der schlesischen Grenze, die Kirchen gehören aber unter die Diözese des Bischofs von Breslau. Die Reformierten haben diese Kirchen über 100 Jahre in ungestörtem Besitze gehabt. Um den Anfang des vorigen Jahres aber hat der benachbarte römische Geistliche aus allerhand ungegründtem Vorwande wider den reformierten Prediger dieser Kirchen und zugleich wider die reformierte Erbherrschaft derselben einen weitläufigen Prozeß vor dem Landeshauptmannsgericht zu Fraustadt angestrengt. Seine Hauptforderung ist, daß er die Abtretung dieser Kirchen verlangt, weil sie ursprünglich katholischer Fundation sind. Der Kardinal von Zinzendorf, Bischof zu Breslau, der von diesen Kirchen durchaus nicht abstehen will, hat dem erwähnten Geistlichen Vollmacht hierzu gegeben. Die Zitierten, weil man Gewißheit hatte, daß das Dekret wider sie ausfallen würde und auch nicht einmal eine Appellation von dem Gerichte wollte angenommen werden, haben es vor ratsamer gehalten, nicht zu erscheinen, sondern sich lieber kontumazieren zu lassen, weil von solcher Kontumazierung noch eher ein Regreß zu einer höheren Instanz kann geführt werden als von einem förmlichen Dekret, das nach Abhören der Parteien gesprochen wird. In solcher Kontumazierung oder Kondemnation, die zu dreienmalen wiederholt worden, ist über die Erbherrschaft poena bannitionis ex regno und über unseren Prediger poena infamiae, captivationis et colli diktiert worden. Man hat endlich durch die russische, englische und holländische Gesandtschaft in Warschau Intercessionen bei dem Wiener Hofe gesucht, deren Wirkung zu erwarten steht. Zuletzt hat der Aktor selbst sich erboten, er wolle die Sache zum Vergleich zu bringen trachten mit der Bedingung, daß wir die eine Kirche abträten und davor die andere unter einer gewissen jährlichen Kontribution vor die Freiheit des Gottesdienstes behielten. Wie noch alles ablaufen wird, werde zu seiner Zeit melden. Indessen hat diese Sache bereits über 300 T. gekostet. Gott der Allmächtige sei unser Schutz und lasse uns nicht gar unseren Feinden zum Spott werden, um seines großen Namens willen!

Vor etwa einem Jahre hat das posnische Kapitel in diesem Bistume bei allen protestantischen Kirchen eine scharfe Visitation gehalten. Da die Visitatoren allerhand Prätensionen formuliert, um die Religionsfreiheit immer mehr einzuschränken, hat man es aller Orten mit wichtigen Bescheinigungen abkaufen müssen, womit, wie man Nachricht haben will, die Visitatoren auf 2000 T. gezogen haben sollen.

In Erwägung dieser unaufhörlichen Drangsale und schweren Gelderpressungen wird es uns ein großer Trost sein, wenn wir uns Hoffnung machen dürfen, durch die Eidgenossenschaft ferner unterstützt zu werden. Ew. Hochw. ersuchen wir demütigst, mit Ihrer väterlichen Liebe und Vorsorge gegen unser bedrängtes Zion gütigst fortzufahren und unser Bestes zu suchen. Gott aber setze die schweizerische Kirche, die so liebreiche Mutter vieler notleidenden Gemeinen, zum Segen für uns und bewahre sie als seinen Augapfel. Ew. Hochw. wolle der getreue Gott mit diesem neuen Jahre neue Kräfte der Seele und des Leibes verleihen und durch Vermehrung der Gaben seines Geistes zur Ertragung der schweren und gehäuften Amtslasten immer mehr und mehr stärken und unterstützen und Sie bei ungestörtem Wohlergehen zum Trost seiner Kirche viele Jahre bis in das späteste Alter erhalten! Ingleichen erbitte von dem Vater des Lichts dem H. Archidiakono Ott göttliche Kraft in seinem hohen Alter nebst Vermeldung meines gehorsamsten Respekts. Schließlich empfehle Ew. Hochw. andächtiger Fürbitte zu Gott unsere Kirchen und meine Wenigkeit. Lissa, den 2. Januar 1739.[55])

20. Senior Sitkovius an den Antist Wirz.

Daß auf Ew. Hochw. sehr angenehmes und trostreiches Schreiben vom 18. März, das den 4. Mai zu erhalten die Ehre gehabt, nicht eher geantwortet, ist daher kommen, weil ich die jetzige Gelegenheit nach Leipzig erwarten wollen, zumal auch die verlangten Nachrichten von unseren Predigern und Kirchen mit beizufügen waren. Wie denn hierbei das Verzeichnis der Kirchen und Prediger in Groß- und Kleinpolen wie auch in Litauen Ew. Hochw. gehorsamst übersende[56]), wie wohl die von Litauen vom Jahre 1736 sind. Sobald die Veränderungen daselbst erhalte, werde ich sie schuldigst überschicken. Diesem habe beigefügt die Reihe der deutschen, polnischen und böhmischen Prediger in Lissa, ferner der Rektoren und Lehrer in unserem Gymnasio. Ich war im Werke begriffen, successionem seniorum unitatis bis auf gegenwärtige Zeit aufzusuchen und des Regenvolscii Nachrichten, die sich S. 382—392 finden, fortzusetzen. Da mir aber noch einige Nachrichten fehlen, muß ich es auf die nächste Gelegenheit, so Gott will, verschieben.

---

[55]) Berlin, den 23. Juni 1739, König Friedrich Wilhelm, da er Hoffmann in Warschau eine Denkschrift des Majors von Blanckenstein über die Drangsale der Evangelischen in Polen und Litauen übersendet: „Es ist uns nicht unbekannt, wie hart und schwer es fällt, wegen dergleichen Sachen zu einer Linderung in Polen zu gelangen. Ihr habt Euch aber doch auf das Äußerste darum zu bemühen und allen menschenmöglichen Fleiß anzuwenden, es dahin zu bringen, damit das Religionswesen in Polen und Litauen, soweit es die Dissidenten angeht, auf den Fuß, wie es nach den polnischen Reichsgesetzen, pactis conventis und der Dissidenten Privilegien billig sein sollte, wiederum gesetzet, alle dawider eingerissenen Neuerungen abgeschafft und den ungerechten Verfolgungen endlich einmal Abhilfe geschafft werde."

[56]) Unter dem 18. März hatte Wirz um ein solches Verzeichnis, wie in den Actis ecclesiasticis Vinariensibus von den lutherischen Ministris zu lesen, gebeten.

Schluß folgt.

Die Verhältnisse im ehemaligen Kammerdepartement Warschau zu südpreußischer Zeit von 1795—1807.

Von Schriftleiter Hugo Sommer,
früher in Posen.

Im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin-Dahlem befinden sich zwei stattliche Aktenbände unter der Betitelung „Sammlung verschiedener Nachrichten über die Verfassung, Einrichtung und erste Administration der Provinzen Südpreußen und Neuschlesien"[1]), die nach einem beigefügten Vermerke „im Januar 1849 von dem Geh. Registraturrat Pauli, ehemaligem Präsidialsekretär des Grafen v. Hoym, zum Geh. Staatsarchiv gegeben worden" sind. Unter diesen hochinteressanten Niederschriften, die allem Anscheine nach Entwürfe des Grafen v. Hoym für seine Berichte an den König darstellen, behandelt eine[2]) auch die Verhältnisse des ehemaligen Warschauer Kammerbezirks, und zwar „als Resultate einer detaillierten Bereisung dieses Landes in den Frühlings- und Sommermonaten des Jahres 1797". Es heißt darin u. a.:

Der Bezirk „ist, im allgemeinen genommen, ein fruchtbares Land und nur durch eine Reihe unglücklicher Begebenheiten so sehr zurückgesetzt worden, daß ohne eine kräftige Aufhelfung nicht so bald auf den Nutzen zu rechnen sein wird, der sonst davon zu erwarten stehen würde. Denn die Natur hat in selbigem eigentlich nichts versäumt, daß es nicht durch eine werktätige Administration zu der Wichtigkeit, wie Schlesien und Ostpreußen, in deren Mitte es liegt, gebracht werden oder doch, wenn es nicht mit tätiger Unterstützung angegriffen werden kann, durch eine gute Leitung, obwohl später zu einem größeren Grade der Vollkommenheit, und in dieses Verhältnis gelangen könnte.

Bei einer bisher nur stattgehabten mittelmäßigen Kultur und einer höchstens zweidritteiligen Bevölkerung, die es zur Bear-

---

[1]) R. 7 C. Nr. 1 a.
[2]) Vol. I, Bl. 108—125.

beitung seines Grund und Bodens haben sollte, ist dennoch die Getreideausfuhr von Bedeutung gewesen...

Es hat freilich wenig innere Konsumtion, da... daselbst der Verbrauch des Landmanns an Brot und Pferdefutter weit geringer ist, als er in besser bevölkerten, bloß Ackerbau treibenden Ländern zu sein pflegt, wo der Landmann teils besser lebt, teils aber auch seinem Zugvieh bessere Pflege gibt."

Dazu ist zu bemerken, daß Getreidebau und Viehzucht sowie der damit verbundene Handel die Hauptgrundlagen des Landeswohlstandes in Polen bereits während des 16. Jahrhunderts gewesen sind. Für den Getreidehandel hatten Gewohnheit und Praxis auf die Wasserstraße der Weichsel verwiesen; die Warthe kam nicht in Betracht, weil sie in deutschen Ländern mündete, wo dieser Handel mit zahlreichen und schweren Zöllen belastet war. Deshalb wurde alles Getreide nach Danzig gebracht, wo es wegen der großen Mengen aber nicht wettbewerbsfähig war.

In der Niederschrift des Ministers heißt es dann weiter: „Gleichwohl ist dabei die unverhältnismäßig große Verwendung des Getreides zu Branntwein nicht außer Betracht zu lassen, welches in den von schiffbaren Flüssen entlegenen Gegenden fast den einzigen Verbrauch ausmacht. Diese Gegenden sind jetzt noch sehr viele; man kann beinahe das ganze Petrikausche Departement dahin rechnen... Der Feldbau kann unmöglich einen Grad von Vollkommenheit erlangen, wenn die Produkte keinen unbeschränkten Absatz und solche Preise erhalten, daß der Landmann so viel erübrigt, um den zur Verbesserung der Produktion erforderlichen Einwand davon machen zu können." Schuld an diesen Zuständen hatten die beiden Bauerngesetze der Jahre 1543 bzw. 1573, die die Bauern vollkommen rechtlos gemacht und dem Adel Sonderrechte sowie eine derartige Macht verschafft hatten, daß nach einem Ausspruche des berühmten Jesuitenpredigers Peter Skarga „der Bauer unter dem Adel, wie das Korn unter dem Mühlstein" war.

Graf v. Hoym schrieb deshalb: „Dies ist besser als alle Ausfuhrprämien und das einzige wahre Mittel, die Kultur sehr hoch zu heben und die Exportation wenigstens zu verdoppeln, ohne Gefahr zu laufen, den eigenen Bedarf zu entbehren. Aus diesem Gesichtspunkte ist die Wichtigkeit der freien Exportation des Getreides für dieses Land, das jetzt gar keine anderen Produkte in den Handel zu bringen und so viele fremde Artikel zu bezahlen hat, folglich der äußersten Erschöpfung entgegen eilt, und den großen Vorteil, den die Schiffbarmachung seiner Flüsse in die dadurch mögliche überaus nutzbare Wasserkonnexion hervorbringen können, zu beurteilen hat Ein Dritteil des Landes

kann sein Getreide nur als Branntwein benutzen, verliert es folglich als Handelsgewinn und verdirbt die Moralität der so zahlreichen Klasse des gemeinen Landmannes, der dadurch zugleich allen Trieb zum Fleiß verliert. Zwar wird der Ackerbau von den Eingeborenen mit vielem Fleiß getrieben;... von allen anderen Besserungsmitteln weiß der dortige Landmann noch nichts."

Diese Behauptung bewies Graf v. Hoym folgendermaßen: „Es ist fast nirgends eine Spur zu treffen, daß man den häufigen Mergel der überall entdeckten Kalkbrüche, selbst den fetten Schlamm, der mitten in den Feldern liegt, zur Düngung gebraucht." Der Minister meinte damit den nach den großen Ausuferungen der Weichsel auf den überschwemmten Ackerflächen zurückgebliebenen Schlamm, der ohne Verwendung blieb und doch von einsichtsvollen Landleuten als bequemstes wie billigstes Düngemittel zugleich hätte benutzt werden können, indem er teilweise auf die nicht der Überschwemmung ausgesetzten Ackerschläge hätte geschafft werden müssen. Er fährt dann fort: „... Käme noch ein allgemeines Ackerbausystem, eine Einteilung in drei oder vier Felder nach Maßgabe des Bodens, eine Feldpolizei hinzu, so ist überzeugend gewiß, daß im ganzen zwei Körner mehr gewonnen werden müßten. Dies würde ungefähr die doppelte Exportation, die bei der jetzigen Kultur stattfindet, ausmachen, ohne an den dadurch beförderten inneren Wohlstand, vorzüglich auch an die davon abhängende Vermehrung des Viehstandes zu denken."

Damit kommt Graf v. Hoym auf die Viehzucht und den Viehhandel zu sprechen. Hierzu ist vorweg zu bemerken, daß beides nicht bloß die Bauern, sondern auch die Bürger in den kleinen Städten[3]) getrieben haben, und nach dem Urteile des Ministers gab es in ganz Südpreußen ja „nur zwei Städte, die den Namen verdienen, Warschau und Posen" nämlich. Der Handel mit Vieh und den Nebenprodukten vollzog sich aber auf den Landstraßen, und das Vieh aus Polen war auf den Märkten Schlesiens sowie des Innern von Deutschland immer außerordentlich willkommen. Im Lande hatte allerdings der polnische Adel seine Latifundien zur Viehzucht verwendet und es durchgesetzt, daß bei der Ausfuhr von Vieh ein Zoll erhoben wurde, der den zwölften Teil des vollen Wertes eines Tieres ausmachte. Diesen hohen Zoll hatte er aber nur unter der Bedingung bewilligt, daß er selbst davon nicht bloß für seine Zucht, sondern auch für das gekaufte Vieh frei war, das er mit seinem eigenen Getreide fütterte. Alle von den polnischen Königen in den Grenzstädten ihres Landes angesetzten Viehmärkte hatte ferner der Adel auch nur unter der Bedingung gestattet, daß

[3]) Im 19. Jahrhundert noch Ackerbürger im Posener Lande.

fremde Kaufleute noch außer auf diesen Märkten Mastvieh aufkaufen und zollfrei nach Deutschland bringen durften. Diese Verhältnisse, die über zwei Jahrhunderte bestanden hatten, darf man nicht übersehen, wenn man die Lage zur südpreußischen Zeit richtig beurteilen will.

Graf v. Hoym meinte: „Der Viehstand ist nicht bloß für den Kultivateur, sondern auch für den Manufakturisten und Kaufmann von der größten Wichtigkeit, und in diesem Lande, die Schweinezucht ausgenommen, außer allem Verhältnis zurückgekommen. Denn sowohl der Rind- und Schafviehbestand ist... unverhältnismäßig gering, und nur, wenn eine ordentliche Förderung eingeführt und eine gesunde Brachhütung gewonnen wird, kann man auf Vermehrung und Veredlung des Schaf- und Rindviehstandes rechnen..." Zu diesem Behufe machte der Minister folgenden Vorschlag: „Der große Adel hätte meistens weitläufige Besitzungen in der Ukraine usw. und verzehrte das Geld, das er für sein Vieh einnahm, in Warschau. Eine der vorzüglichsten Gelegenheiten zur Rindviehzucht gibt es an den Flüssen, woselbst die vorhandenen großen Brüche zu den herrlichsten Weiden für das Rindvieh umgeschaffen werden könnten." Wie man sieht, wandelte Graf v. Hoym in den bewährten Bahnen Friedrichs des Großen, und er schlug darum weiter vor: „Podolisches Rindvieh würde sich am besten für anzulegende Zuchten schicken, weil es am leichtesten und für wohlfeile Preise zu haben ist; es verseucht aber sehr leicht und vermehrt die Gefahr. Demungeachtet hat man an der Pilica angefangen, eine Mittelgattung von gewöhnlichem und podolischem Landvieh anzuziehen..."

Nachdem der Minister noch auf die Futterkräuter kurz zu sprechen gekommen ist, worüber er berichtet: „Bis jetzt sieht man vom Anbau des Klees, der Luzerne oder andrer bewährter Futterkräuter fast keine Spur, und sogar die Wicke, als grünes Futter, wird vermißt" — fährt er fort: „Manche Gegenden qualifizieren sich nicht für die Schafzucht, wohl aber für die Rindvieh- und Pferdezucht, welche beide letztere auf eine sehr hohe Stufe dürften gehoben werden können, so daß man nicht allein das Bedürfnis fürs Land zu befriedigen, sondern auch selbst den altländischen Provinzen große Herden abzulassen imstande sein würde...

Der Schafstand könnte nach Verhältnis noch weit höher gehoben werden, wenn die zweckmäßigen Mittel dazu angewendet würden... Die Waldhütung, wovon die Schafe jetzt größtenteils subsistieren, ist immer das allerschlechteste Mittel und nur fähig, eben das meist nur vorhandene schwache Vieh und äußerst

schlechte Wolle hervorzubringen. In Gegenden an der Weichsel wird die Stammwolle zu 32 Warschauer Pfund um 3 Taler verkauft, woraus sich schon schließen läßt, daß ein solches Schaf kaum den sechsten Teil eines niederschlesischen bringen kann, ohne an ihre unverhältnismäßig geringere Anzahl zu denken.

Sobald diese beiden vorzüglichsten Vieharten, Rind- und Schafvieh, in das zur Landwirtschaft gehörige richtige Verhältnis gebracht werden, ist die Vermehrung des Düngers eine natürliche Folge, und der Ackerbau wird ergiebiger ohne besondere Kosten..“

Im weiteren befaßt sich der Bericht des Ministers mit der Regulierung der Wasserläufe, bezüglich deren er „durch Verschaffung der großen und kleinen Vorfluten“ den Graswuchs als „wichtigen Teil der Landwirtschaft“ zu heben und „wahrscheinlich auch bald einträglich genug gemacht“ zu haben vermeinte, um „den Bedarf von Pferden anzuziehen und dafür nicht mehr Geld in das heutige Ausland zu schicken“.

Er schließt seine Ausführungen im Hinblick auf die Stadt Warschau folgendermaßen: „Es bliebe nichts mehr zu wünschen, als aus Warschau, welches allerdings der Luxus hervorgebracht und nicht weiter erhalten kann, einen Handelsort zu machen, wozu dessen Lage, sobald die Weichselschiffahrt verbessert würde, sehr günstig wäre, und es ist auch in der Tat für die Staatsadministration ein sehr großer Gewinn, in einem Produktionslande, welches außerdem gar keine Städte hat, die den Namen verdienen, eine solche Stadt, wenn sie auch nur bloß als Mittelpunkt der Konsumtion betrachtet wird, und noch dazu auf fremde Unkosten zu unterhalten; und dieses würde der Fall sein, sobald Warschau die Freiheit erhielte, mit allen Produkten aus den russischen und österreichischen Anteilen zu allen Zeiten seewärts Handel und wiederum dahin fremde Fabrikate debitieren zu können. Der inländische Handel würde dabei nicht verlieren, vielmehr mittelbarerweise gewinnen, da sich nach und nach inländische Artikel den ausländischen würden substituieren lassen, selbst die Frachten etwas Beträchtliches austragen und unsere Seeplätze durch Ausfuhr und Durchgangshandel sehr gewinnen werden.“

* *
*

Ein andrer Bericht im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin-Dahlem über die Verhältnisse des Warschauer Kammerbezirks[4]) rührt von dem Minister v. d. Schulenburg-Kehnert her, der seine Reiseeindrücke Ende des Jahres 1801 in einer für den König bestimmten Denkschrift niedergelegt hat. Die Aus-

[4]) Gen.-Fin.-Kontr. L VIII, 61.

führungen beider Minister, die zeitlich also nicht zusammenfallen, regen ob ihrer überaus eingehenden und noch heute interessanten Darstellung der vorgefundenen Zustände zu einem Vergleiche an. Dem Berichte sei u. a. folgendes entnommen:

„Nach den letzten Tabellen beträgt die Volksmenge im Warschauer Kammer-Departement 352 330 Menschen mit Einschluß des Militärs und hat sich gegen das Vorjahr um 12 064 Köpfe vermehrt. Auf den Flächeninhalt des Departements verteilt, gewährt sie auf die Geviertmeile über 1612 Bewohner, wovon in den Städten 14 und auf dem platten Lande 6 auf eine Feuerstelle treffen...

So vorteilhaft hierbei auch die Geburtsverhältnisse im Vergleich mit andern Ländern sind, indem sich ergibt, daß im Warschauer Kammer-Departement der 18. bis 19. Mensch im Verhältnis zur Volksmenge geboren ist, so wenig günstig sind die Resultate aus den Sterbelisten. Im Warschauer Kammer-Departement wurde nach den letzten Tabellen der 22. Mensch ein Raub des Todes... Der Grund dieser großen Sterblichkeit liegt in den Mißverhältnissen, in der Lage, dem Erwerbe und der Lebensart der unteren Volksklasse. ... Daher traf denn auch das Los der Sterblichkeit vorzüglich die nicht an Ausdauer in solchen Verhältnissen gewöhnte Jugend..."

Nachdem die Bevölkerungsbewegung behandelt ist, geht der Bericht auf die Kultur ein, die „nur sehr langsam" fortschreitet. Als Ursachen hierfür gibt er an: „a) wirkliche Unkunde in der Ackerbestellung und Viehwartung, welche sich sowohl bei großen als kleinen Ackerbesitzern zeigt [5]... b) Unordnung in Einteilung der Felder und bei der Beackerung... c) sparsame und fehlerhafte Düngung, womit der schlechte Vehstand in Verbindung steht. Die Viehzucht ist in keiner Rücksicht beim Ackerbau angemessen, und das Vieh, was gezogen wird, gewöhnlich schlecht. Daß die Pferdezucht nicht bedeutend ist, soll mit in der Leichtigkeit seinen Grund haben, sich aus dem Russischen und Galizischen mit jungen Pferden zu versorgen. Die Ursachen der schlechten Rindviehzucht sind, außer den gehabten Kriegen und Unruhen und außer den geherrschten Viehseuchen, die zum Teil durch den Durchtrieb des ukrainischen Viehes, das auf der langen Reise dazu besonders empfänglich wird, hereingeschleppt werden, hauptsächlich die ganze Unwissenheit und Indolenz in der Vieh- und Wiesenwirtschaft und durch die harte Behandlung und Vernachlässigung

[5]) Bezüglich der Viehwartung herrschte, wie mein Großvater als Landwirt im Kreise Samter erzählte, vor 80—100 Jahren z. B. sogar noch beim poln. Gen. v. Kurnatowski auf Pożarowo diese Unkenntnis.

des Viehes. Die Wiesen sind fast überall in einem schlechten Zustande; auf ihre Reinigung sowie auf Grabenziehung wird nicht gehörige Aufmerksamkeit verwandt, und sonstige Kultur derselben durch Düngung scheint man nicht zu kennen. Daher bei wenig oder gar nicht getriebenem Kleebau steter Mangel an Winterfutter... Die Schweinezucht ist fast der einzige Zweig der Viehnutzung, welcher mit Eifer getrieben wird..."

Weiter befaßt sich dieser Bericht auch mit den Gesundheitsverhältnissen und sagt über die Stadt Warschau folgendes: „... In Warschau sucht man durch das Lazarus-Hospital gegen das venerische Übel Hilfe zu leisten, und da dieses Hospital lediglich für venerische und krätzige Kranken bestimmt ist, so daß auch Kranke dieser Art vom Lande dahin geliefert werden, so verdient solches um so mehr einer günstigen Erwähnung... Auch das besser dotierte Institut für Kranke und Elende, womit zugleich ein Findlingshaus verbunden ist, und welches das „Kindlein Jesu" genannt wird",... hat Mängel, die der Minister bei seiner „Anwesenheit in Warschau selbst gerügt" hat.

Auch dieser Bericht tritt dafür ein, „die Stadt Warschau in Rücksicht des Handels für Ausland zu erklären", weil „viel Konterbande nach Warschau eingeschwärzt wird". Allerdings würde „bei Realisierung jenes Vorschlags Warschau mit dem abgeschnittenen Teil der Ort sein", um nun „von hier aus die Konterbande weiter nach dem Preußischen übergehen" zu lassen. Hiergegen ließen sich nach Ansicht des Ministers aber „doch eher Maßregeln ergreifen". Ferner wirft der Bericht die Frage auf, „ob es nicht vorteilhaft sein würde, sodann eine Messe in Warschau zu etablieren, welche den Umständen nach zweimal oder öfter im Jahre gehalten würde".

Man gewinnt beim Lesen dieser stummen, aber doch auch wieder so beredt sprechenden Zeugen aus längst vergangenen Tagen den Eindruck von der Umsicht der preußischen Beamten, die mit ihrem Scharfblicke alles durchdrangen und sogar die im ersten Augenblicke unbedeutend erscheinenden Verhältnisse einer Betrachtung für wert erachteten. Allenthalben spürt man die wohlmeinende Fürsorge für die neuerworbenen Landesteile heraus, um diese wirtschaftlich zu fördern und zu heben, und man erkennt aus den Berichten die Tüchtigkeit des preußischen Berufsbeamtentums, dieser zweiten Säule und Stütze des Staatswesens, die den Umsturzmächten der Neuzeit so unbequem erscheint.

* * *

Wenn man beim Studium der alten Aktenfaszikel sitzt, so wird man ganz unwillkürlich an Friedrich den Großen erinnert, der bereits als Kronprinz im Jahre 1736 in seinen „Betrachtungen

über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems" u. a. folgendes schrieb: „Es gibt kein besseres Mittel, sich eine genaue und richtige Idee von den Dingen, die in der Welt geschehen, zu machen, als sie in Vergleichung zu stellen, in der Geschichte Beispiele aufzusuchen. Zwichen ihnen und den Begebenheiten, die in unseren Tagen geschehen, muß man eine Parallele ziehen, um so ihre Beziehung aufeinander und ihre Ähnlichkeit zu bemerken. Nichts ist würdiger für die menschliche Vernunft, nichts lehrreicher und nichts geschickter, unsere Einsichten zu bereichern."

Gerade die deutsche Geschichtsschreibung der neuesten Zeit hat es sich zur Aufgabe gemacht, in diesem friederizianischen Sinne die Dinge zu betrachten und auf Grund des überkommenen Aktenmaterials, das eine der reichsten Fundgruben für den gewissenhaften Forscher unserer Tage bietet, klare Bilder vergangener Zeitabschnitte herzustellen, die dann ganz von selbst zu Vergleichen anregen.

Aus einem Berichte des südpreußischen Ministers v. Voß vom 28. Juli 1798 an den König[6]) ersehen wir, daß die Verhältnisse im damaligen Kammer-Departement Warschau viel zu wünschen übrig ließen, daß vor allem „sich die niederen Volksklassen in tiefem Unfrieden und moralischem Verfall befänden." Es handelte sich dort „um wesentliche Fehler der ehemaligen Staatsverfassung" und um einen „auffallenden Mangel an zweckmäßigen Erziehungsanstalten", wozu ein späterer Bericht vom 29. April 1803 auch „ungenügende Beaufsichtigung, fehlende Straf- und Besserungsanstalten" rechnet. So schwebten z. B. während der Jahre 1797 bis 1800 im Warschauer Kammer-Departement „743 Kriminalprozesse, und davon betrafen $^2/_3$ lauter Raub- und Diebstähle", welche Zahl ein krasses Licht auf den Kulturstand wirft.

Zur Durchführung der Ordnung und Sicherheit gehörte die bewaffnete Macht, deren „Zusammensetzung aus lauter Polen mancherlei Bedenken, weil ihre Gesinnung leicht verdorben würde," erregte. Die Offiziere waren „teils Deutsche, teils Polen, doch erstere nicht immer die besten Elemente". Dazu kam ein schlecht geordnetes Serviswesen für die mittleren und die Unterbeamten, die „notgedrungen der Bestechung zugänglich" waren. Besonders nachhaltig sind die Klagen über die Juden gewesen, von denen durch die Teilung Polens viele brot- und geschäftslos geworden waren, was sie zu Gesetzesübertretungen

[6]) Geh. St.-Arch. Berlin-Dahlem, Reg. 89, Nr. 120a.

reizte. Der Geh. Oberfinanzrat Klewitz, der unter dem Minister v. Voß Kriegs- und Domänenrat im Südpreußischen Provinzial-Departement war, hatte zwar bereits wegen der endlichen Ordnung des Judenwesens wiederholt an die Kammer verfügt und sein Befremden darüber geäußert, „daß die Juden sich, statt zu vermindern, sogar vermehrten". Im Jahre 1799 war nach einem Berichte des Warschauer Polizeipräsidenten „eine Menge junger reisender Juden" nach Warschau gekommen, die „alle ohne Umstände zurückgewiesen" worden waren.[7]) Die jüdische Zuwandrung aus Rußland in den Warschauer Bezirk hatte ihren Grund in der Tatsache, daß es sich in Preußisch-Polen besser leben ließ, als im russischen, und weil „diese Leute stets eine gute Witterung fürs Geschäft gehabt haben".

* * *

Der staatswissenschaftliche Bericht über das Warschauer Departement vom Jahre 1805, der infolge der Mobilmachung erst am 2. August 1806 abgeschlossen worden war, bietet einige lehrreiche Zahlen über die Bevölkerungszahl, die sich auf 394 226 gegen 388 139 Seelen im Vorjahre stellte; davon wohnten in den Städten 126 298, auf dem Lande 264 928 Personen, wobei die männliche Bevölkerung 206 189, die weibliche 183 037 betrug. Juden waren 35 254, d. h. 76 weniger als im Vorjahre, vorhanden; ihre Vermindrung fand „ihren Grund wahrscheinlich in den erschwerten Heiraten". An Klostergeistlichen sind 686 Personen aufgeführt, darunter 414 Mönche, 111 Laienbrüder, 131 Nonnen sowie 30 Laienschwestern nebst Novizen. Von 90 359 Kantonspflichtigen waren nur 288 eingestellt worden.

Wenden wir unsern Blick auf die Landwirtschaft, so war der Körnerertrag im ganzen gut gewesen; dagegen klagt der Bericht über das „weite Zurückbleiben des Obstbaus", eine Erscheinung, die z. B. unter den polnischen Bauern der Provinz Posen sogar noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts selbst in den an Schlesien angrenzenden Dörfern beobachtet werden konnte, so u. a. in Gußwitz, Wydartowo, Sowiny, Laszczyn, Gerlachowo usw. Der Obstbau erfordert bekanntlich viel Mühe und Arbeit, wenn er lohnend und gewinnbringend werden soll; allein eine solche sorgfältige und immerhin mühsame Tätigkeit lag dem polnischen Bauern früher nicht, war es doch für ihn leichter und bequemer, den ersten besten Pappel- oder Weidenast in den Dorfstraßengraben zu stecken, ihn sich voll Feuchtigkeit saugen zu lassen und ihn sodann kurzerhand in ein schnell geschaufeltes Loch zu

[7]) Gen.-Dir. Südprß. 1, Nr. 14, Vol. II.

stecken, wo er ohne alle weitere Pflege allein wuchs und bald als Brennholz abgeästet werden konnte. Nur in der Gegend von Warschau machte der Obstbau damals einige Fortschritte.

Der Bericht des Ministers v. Voß spricht auch vom Steigen der Getreidepreise durchweg, und bezeichnet diese Erscheinung als eine Folge der schlechten Ernte, gibt auch ferner diese letztere sowie die häufigen Viehkrankheiten als die Hauptursache des Ausfalls bei dem Viehstande an. Es waren nämlich bei einer Gesamtzahl von 547 603 Stück 23 896 weniger als im Vorjahre gezählt worden, was daher rührte, daß der Landmann „sein Vieh aus Mangel an Futter verkaufen oder schlachten“ hatte müssen. Bezüglich der Pferde ist bemerkt, daß „später im Jahre eine Menge zur Mobilmachung gebraucht worden war“, für die nämlich 943 Stück erforderlich gewesen waren. Betreffs der Schafzucht wird nur mitgeteilt, daß der Wollgewinn sich gegen das vorige Jahr verstärkt habe. Dagegen ließ sich „über die Forstnutzung nichts Wesentliches bemerken“.

Der Gesundheitszustand der Bevölkerung war „im ganzen so gut, als er bei dem so sehr veränderlichen Klima und bei der Lebensweise der meisten Eingeborenen sein konnte“. Von wirklichen Epidemien war der Warschauer Kammerbezirk wie die ganze Provinz Südpreußen verschont geblieben; jedoch war die „Zahl der an den Pocken Verstorbenen noch sehr groß“, obwohl die Schutzpockenimpfung immer beliebter wurde und im Jahre 1805 „eine Menge Kinder geimpft“ worden war.[8]) Von den sonstigen Todesursachen erwies sich „die Lungensucht als die häufigste“, und die Russen hatten „Nerven- und Faulfieber mitgebracht“.

Die sittliche und die Geistesbildung machten bedauerlicherweise „nur langsame Fortschritte, weil die Masse der Nation zu sehr zurück“ war und die Schulen, wie der Bericht hervorhebt, „erst auf künftige Generationen wirken“ konnten. Die literarischen Erzeugnisse waren im Jahre 1805 gering und in ihrer Mehrzahl in polnischer Sprache erschienen. Das deutsche Theater hatte seine Vorstellungen einstellen müssen; es müssen wahrscheinlich bereits im Jahre 1800 besonders schwierige Verhältnisse obgewaltet haben, indem die Posener Kriegs- und Domänenkammer unterm 5. August genannten Jahres auf den Vorschlag des Theaterdirektors Bogusławski, bemerkte: „Warschau und Posen sind nicht von der Beschaffenheit, daß jede Stadt ein

[8]) Der englische Arzt Jenner hatte die erste Schutzimpfung zwar im Jahre 1796 vollzogen, seine Schrift hierüber aber im Jahre 1798 veröffentlicht, die 1799 ins Deutsche übersetzt wurde, so daß die Sache damals noch ziemlich neu war.

besonderes Theater in beiden Spachen soutenieren kann". Bogusławski, der nämlich in Warschau spielte, bemühte sich zu jener Zeit um ein „Generalprivileg für deutsche und polnische Aufführungen in ganz Südpreußen", und er hatte ferner die „Erlaubnis erbeten, in Warschau, Kalisch, Łowicz und Posen allein Redouten und Maskenbälle" veranstalten zu dürfen, wofür er sich anheischig gemacht hatte, einen „jährlichen Kanon von 600 Talern" zu zahlen. Der Hauptgrund für den schwachen Zuspruch der deutschen Vorstellungen lag an dem Publikum, das „bei seiner Vorliebe zur Nationalsprache und seinem Hange zur Gallomanie" den Direktor ohne Unterstützung ließ; der Kaufmannsstand ließ polnische, der Adel dagegen französische Theaterstücke aufführen. Im Gegensatze hierzu hob der amtliche Jahresbericht hervor, das „polnische Theater besteht fort, und einige Zeit trat auch eine französische Schauspielergesellschaft mit Beifall und Gewinn auf".

Was die Industrie anbelangt, so erwies sich die Erzeugung als äußerst unbedeutend; es war im Laufe des Jahres 1805 im ganzen Warschauer Kammerbezirke auch nicht eine Fabrik von Bedeutung angelegt worden. Die Schiffahrt auf der Weichsel hatte einen Rückgang zu verzeichnen gehabt.

Bezüglich der Finanzverwaltung gewinnt man den Eindruck, als habe der Minister v. Voß im Jahre 1804 dem Könige einen vielleicht zu günstigen Bericht einsenden wollen, demzufolge sich ein Überschuß von 374 000 Talern ergab. Noch am 8. Juli 1806 reichte der Minister die Kassenabschlüsse für Südpreußen für das Wirtschaftsjahr 1805/06 ein, denen zufolge an die Dispositionskasse 39 122 Tlr. 18 Gr. 1 Pfg. abzuliefern waren; es erwies sich dieser Betrag freilich als ungleich geringer als im vorhergegangenen und im Normaljahre. Wie aus dem letzten Etat für Südpreußen[9]) zu ersehen ist, war nach dem Zoll- und Konsumtions-Steueretat sämtlicher Spezialämter der Deputation zu Warschau die Einnahme des Haupt-Land-Zollamts auf 100 000 Taler angesetzt, der eine Ausgabe an Gehältern, für Schreibmaterialien und Bonifikation nebst Extraordinarium mit zusammen 12 422 Tlr. 11 Gr. 7 Pfg. gegenüberstand, so daß mit einem Überschuß von 87 577 Tlr. 12 Gr. 5 Pfg. gerechnet wurde. Im Haupt-Konsumtions-Steueramt waren folgende Einnahmen vorgesehen: An Tranksteuer 54 000, Schlachtsteuer 82 180, Schlachthausabgaben 8800, Strafen 20 Taler, was zusammen 145 000 Taler ergibt und uns gleichzeitig eine Kenntnis von den damaligen indirekten Steuern vermittelt. Alle Ausgaben zusammen waren hier auf 14 496 Tlr. 7 Gr. veranschlagt,

[9]) Geh. St.-Archiv Berlin-Dahlem, Nr. 51, Gen.-Kontr. Vol. VII. Anhang,

so daß mit einem Überschusse von 130 503 Tlr. 17 Gr. gerechnet wurde. Hält man den Überschuß von 87 577 Talern bei dem Haupt-Land-Zollamte die Schlußsumme des Haupt-Militär-Kassenetats für Warschau für das Jahr 1806/07 entgegen, die 84 311 Tlr. 6 Gr. 2 Pfg. beträgt, so ersieht man, daß die Kosten für die doch immerhin nur geringe Friedensbesetzung von Warschau allein fast diesen gesamten Überschuß verschlangen. Zieht man nun gar erst sämtliche Garnisonorte des Warschauer Kammerbezirks in Betracht, so kommt man gar bald zu dem Grunde für die Abnahme der Überschüsse, indem z. B. der Haupt-Militär-Kassenetat für Warschau vom Jahre 1799/1800 bis 1806/07 ein Anwachsen von 5189 Tlr. 10 Pfg. aufzuweisen hatte. Immerhin darf man jedoch von einem langsamen Gedeihen der Finanzen sprechen, weil seit dem Normaljahre ja sowohl die etatsmäßigen Einnahmen wie auch das etatsmäßige Ablieferungsquantum sich ganz ansehnlich erhöht hatten.[10])

Der Minister v. Voß hatte im Jahre 1805 eine „südpreußische Departements-Bereisung“ unternommen und dem Könige darüber am 22. Juni seinen Bericht erstattet. Er hob darin besonders die Fortschritte in der Bodenkultur hervor, die ihren Grund darin hatten, daß in der Urbarmachung des Warschauer Bezirks „die Landbesitzer rühmlichst dem Beispiele, welches die königlichen Domänen gewährten“, folgten. Auch der „sonst unruhige und umherirrende Adel beginne auf seinen Gütern seßhaft“ zu werden, suche seine Verhältnisse zu bessern und finde in dem gesteigerten Ertrage den Lohn für seinen Fleiß. Der Bericht enthält u. a. folgende bemerkenswerte Sätze: „Bei der Gewandtheit und Aktivität der Polen ist die Provinz auf dem Wege, Fortschritte in der Kultur zu machen, durch die sie bei der Zuträglichkeit ihres Bodens bald manche der älteren Provinzen hinter sich zurücklassen werde.“

Die „allgemeinere gute Stimmung der Nation für die Landesregierung zeugt für die zunehmende Aufklärung über den wahren Vorteil der Nation und über die Wohltätigkeit der Verfassung, unter der selbige jetzt lebt.“[11]) Der Minister erhoffte einen Ausgleich zwischen Polen und Deutschen, jedoch erst in der dritten Generation (?!).

* * *

Sehr lehrreich ist eine Betrachtung über das Steuerwesen in der ehemaligen Provinz Südpreußen, die aus den Landschaften Großpolen und Masowien bestand.

[10]) Südprß. Tit. I, Nr. 12a, Vol. III.
[11]) Rep. 89, Nr. 120a.

Wie sah es nämlich damit zur Zeit der Teilungen Polens aus? Damals zahlten sowohl Stadt wie Land eine Grundsteuer, und zwar die Städte und die Dörfer die sogenannte Rauchfangsteuer (podymne) nach einem bestimmten Tarife, ferner die sämtlichen Güter des platten Landes die ofiara (Opfer, Spende), die 10% des Ertrages für die adligen und städtischen, sowie 20% für die geistlichen Güter betrug. Eine städtische Akzise, jenes weitverzweigte indirekte Steuersystem, die die Städte in Preußen zu tragen hatten, kannte man im alten polnischen Reiche nicht, vielmehr gab es hier bloß eine Trank- und Schlachtsteuer. Überdies war in Polen der Tabakhandel Regal, dagegen nicht das Salz; mithin herrschten hierin die umgekehrten Verhältnisse, wie in Preußen. Nach einer steuerlichen Zwischenwirtschaft wurde auf den Drang der Verhältnisse hin in Südpreußen, also auch im Warschauer Kammerbezirke, eine Steuerverfassung eingeführt, die in höchst origineller Weise aus preußischen und polnischen Bestandteilen zusammengesetzt war.

Was die Rauchfangsteuer betrifft, mit der die gesamte, nicht dem Adelstande angehörige Bevölkerung belegt war, so war sie im Jahre 1775 nach der ersten Teilung Polens unter Aufhebung veralteter Bestimmungen neu eingerichtet worden[12]). Ihr waren sämtliche Grundstücke in den Städten und Dörfern mit Ausnahme der von den Mönchen selbst bewohnten Klostergrundstücken, der Brauereien in den Städten, der Schmieden, Malzdarren und der Ziegeleien in den Dörfern unterworfen, und zwar zahlte jedes Dorf in den ehemals großpolnischen Wojewodschaften für jeden Rauchfang je 7 poln. Gulden (= 3.50 Mark), während die größeren Städte 6 bis 12 poln. Gulden (= 3 bis 6 Mark) für den Rauchfang je nach der Lage und der mehr oder weniger massiven Bauart zahlten. „Die Schwäche des ganzen Systems lag“, wie Geh. Archivrat Prof. Dr. Warschauer[13]) schreibt, „darin, daß der Rauchfang als Schätzungseinheit zwar für die Tarifaufstellung eine bequeme Handhabe bot, aber, aus einer früheren Kulturepoche herübergenommen, in neuerer Zeit nicht mehr als gerechte Norm für die wirklichen Einnahmen vom Grund und Boden gelten konnten“. Für Südpreußen berechnete man diese Steuer auf 187 104 Taler 8 Groschen. Der Adel nahm an dieser Steuer nur insoweit teil, als für jeden Adelshof nur ein Rauchfang versteuert wurde.

Die sogenannte ofiara, die eigentliche Adelssteuer war „erst im Jahre 1789 als ein dem Vaterlande in seiner Bedrängnis

---

[12]) Vol. leg. VIII, S. 133.
[13]) Das Jahr 1793. Posen 1895, S. 236/37.

gebrachtes, patriotisches, ewiges Opfer zur Verstärkung des Heeres" vom polnischen Reichstage beschlossen worden. Sie stellte sich als eine Einkommensteuer von dem Gesamtertrage des starosteilichen, geistlichen und adligen Grundbesitzes dar und war prozentual abgestuft, hielt aber einer genauen Prüfung nach den preußischen Besteuerungsgrundsätzen noch weniger stand, als die schon behandelte Rauchfangsteuer. Denn sie war im wesentlichen auf die Erklärungen der Steuerpflichtigen gestützt mit der viel zu wenig umschriebenen Bestimmung, daß nur feste und sichere Einnahmen zu berücksichtigen seien, wodurch man das Belieben des einzelnen als die oberste Norm seiner Ertragserklärung hinstellte. Vor etwa 40 Jahren ist von Korzon in Warschau ein Entwurf der „Koäquationskommission" aufgefunden worden, die am 5. März 1790 eingesetzt worden war, dessen Durchführung allerdings dem polnischen Staatsschatze geholfen und eine gerechte Verteilung der ofiara bewirkt hätte. Als Preußen von den polnischen Landesteilen Besitz ergriff, bestand diese Steuer mit all ihren von den Polen selbst erkannten Mängeln.

Durch Patent vom 12. Februar 1797 wurden die beiden Steuern beibehalten und endgültig als die beiden Teile des Grundsteuersystems in Südpreußen bestätigt, nachdem das versuchte Klasseneinteilungsgeschäft sich als „eine der Hauptursachen der immer weiter greifenden Unzufriedenheit" herausgestellt hatte und mit Recht zu der Hauptursache der polnischen Revolution vom Jahre 1794 gezählt worden war. Der Minister v. Voß betonte vergebens[14]: „Der jetzige Zeitpunkt war der richtige, vielleicht der einzige, in jedem Falle aber der, wo mit der meisten Beschleunigung die Klassifikation ausgeführt werden konnte. Die Gefahr einer neuen Erschütterung des staatswirtschaftlichen Systems konnte nicht besser vermieden werden, als wenn jetzt gleich mit der offenbar vorhandenen Revolution in der ganzen Verfassung Südpreußens auch die neue Verfassung kumuliert wurde." Ausweislich des Etats für das Haupt-Konsumtions-Steueramt zu Warschau vom Jahre 1806/07 wurden z. B. an jährlichem Grundzins für zwei Schlachthäuser $416^2/_3$ Taler, an Rauchfangs- und Servisgeldern für diese Häuser 10 Tlr. 15 Gr. gezahlt.

Neben der Grundsteuer kannte das preußische Steuersystem jenes Zeitabschnittes nur noch den Servis, die Abschoßgelder und die von den Juden gezahlte Kopfsteuer; in polnischer Zeit war im gleichen Sinne, wie der preußische Servis, ein Winterquartiergeld (die hyberna) erhoben worden, wie ebenfalls auch eine Juden-

---

[14]) Geh. St.-Archiv Berlin-Dahlem, Gen.-Dir. Südprß. I O. 88a.

kopfsteuer bereits bestanden hatte. Allein weder Winterquartier- noch Servisgelder wurden erhoben, vielmehr begnügte man sich „mit den Opfern, die die nicht unbedeutende Naturaleinquartierung den Einwohnern des Landes auferlegte". Dagegen wurde der Abschoß, d. h. eine Vermögenssteuer von Summen, die nach dem Auslande gingen (gabella emigrationis et hereditaria), anstandslos erhoben, indem diese kaum „nennenswerte Einnahme" an die Domänenkassen floß,[15]) wie ein Reskript des Generaldirektoriums vom 14. September 1775 bestimmte.

Was die Judensteuer anbelangt, so war diese auf dem polnischen Reichstage vom Jahre 1764 neu geordnet worden und verblieb unter der preußischen Herrschaft mit geringen Abänderungen, bis endlich durch das „Generaljudenreglement für Süd- und Neuostpreußen" vom 17. April 1797 eine Neuordnung des Judenwesens eintrat, durch das „die Judenschaft eine Steuerverfassung erhielt, die aus polnischen und preußischen Elementen zusammengesetzt war".

Was die Monopole anbetrifft, so wurde das in Polen seit dem Jahre 1775 von der Kronschatzkommission verwaltete Tabaksmonopol abgeschafft und erst mit Verfügung vom 28. Septbr. 1798 auch eine Besteuerung des inländischen Tabakbaues angeordnet. — Das Lotterieregal bestand in Polen erst seit dem Jahre 1768 und war in der letzten Zeit durch die Schatzkommission selbst gehandhabt worden. Sofort wurde die Einführung der preußischen Klassenlotterie beschlossen und das gerade „in Südpreußen ziemlich verbreitete Spielen in auswärtigen Lotterien" verboten.[16])

An Verbrauchssteuern fand die preußische Verwaltung in Südpreußen schon etwas vor, nämlich Steuern auf Vieh und geistige Getränke: Bier, Branntwein sowie Met. Die Schlachtsteuer war in Polen erst im Jahre 1789 eingeführt worden, und zwar in Form einer Lederabgabe, wurde jedoch am 24. Mai 1791 wieder aufgehoben und dafür eine eigentliche Schlachtsteuer eingeführt; sie wurde nur in den Städten gezahlt, während die Landbevölkerung einen Zuschlag zur Rauchfangsteuer entrichtete. Im Gegensatz zu dieser ganz jungen Steuer war die Tranksteuer eine der ältesten Abgaben in Polen, und sie hatte „jahrhundertelang eine der hauptsächlichsten Finanzquellen des Landes" gebildet. Eigentlich war sie eine Doppelsteuer, indem sie sowohl von der Herstellung als czopowe (Zapfengeld) wie auch von Ausschank als szelązne

[15]) St.-Archiv Posen, Südprß. Zeit D. 25, Vol. II.

[16]) Wie vor, Südprß. Zeit D. 25, Vol. II.

(Schillingsgeld) erhoben wurde.[17]) Weil aber schon zu polnischen Zeiten diese Steuern vom platten Lande „in der Form von prozentualen Zuschlägen zu den Grundsteuern“ erhoben wurden, so war es leicht, nach preußischem Muster Stadt und Land vollkommen voneinander zu trennen und die Schlacht- und Tranksteuer nur für die Städte anzuordnen, indem man bezüglich der Höhe der Steuersätze „alles so viel als möglich in statu quo“ beließ.[18]) Nach dem Haupt-Konsumtions-Steueretat vom Jahre 1806/07 für Warschau beliefen sich z. B. die Einnahmen an Tranksteuer auf 54 000, an Schlachtsteuer auf 82 180 und an Schlachthausabgabe auf 8800 Taler.

Mit Bezug auf die Zölle hoffte die Handhabung der preußischen Verwaltung die Einnahmen erhöhen zu können, zumal in den letzten Jahren der polnischen Zeit eine große Unordnung bei deren Erhebung eingerissen war. Leider wurden so außerordentlich beschwerliche Binnenzölle geschaffen, die erst im Jahre 1806 auf Betreiben des Ministers Frhrn. von Stein aufgehoben wurden. Selbst die kleinen polnischen Zollzuschläge, als pobór woźnicy (Fuhrmannssteuer), Wagegeld, składnie (Niederlagsgeld), opowiednie (Ansagegeld) und die Visa, wurden beibehalten, ebenso die ausnahmsweise hohen Zölle auf ausländische Getränke, wie denn auch die besonderen Bestimmungen für russische Waren beibehalten wurden.

Wie man sieht, hatte die Anordnungsarbeit für das Steuerwesen in Südpreußen „im Verhältnis zu der altpolnischen Verfassung des Landes einen recht konservativen Charakter, war dagegen in einem gewissen Sinne revolutionär gegenüber den Steuerverhältnissen der alten Provinzen. Darin aber liegt gerade ihre Bedeutung für die preußische Steuergeschichte überhaupt, daß sie zum ersten Male mit dem altpreußischen System in der Praxis brach, und wenn auch nicht das von Struensee zunächst geplante Ideal verwirklichte, so doch die wesentlichsten Nachteile der preußischen Akzise vermied.“

Zieht man in Betracht, wie beträchtlich sich die Verwaltungskosten des Landes gegen die polnische Zeit erhöht hatten, welche großen Beträge für die verschiedenen Verbesserungszwecke aufgewendet werden mußten, so ist unschwer zu erkennen, daß die neue Provinz für den Preußischen Staat keine finanzielle Stärkung bedeutete. Denn der schon weiter oben erwähnte Haupt-Militär-Kassenetat[19]) stellte sich allein für die Stadt Warschau

---

[17]) Vol. leg. VII, S. 457 und S. 627, VIII. S, 144.
[18]) Geh. St. Archiv Berlin-Dahlem, R 89. 4 J.
[19]) Etats für Südprß. Nr. 51 Gen.-Kontr. Vol. VII, Bl. 170.

mit Praga für das Jahr 1806/07 gegen das Normaljahr auf 5189 Taler 10 Pfg. höher.

Schließlich ist es sehr lehrreich, auch noch einen Blick in den Zoll- und Konsumtionsetat für sämtliche Spezialämter der Deputation zu Warschau zu werfen. Darin sind ebenfalls für das Jahr 1806/07 die Einnahmen an Zollgefällen beim Haupt-Zollamt mit 99 900 Talern und 100 Talern an Strafen vorgesehen gewesen. An Ausgaben standen gegenüber für: Gehälter 11 660 Taler, Schreibmaterialien 619 Taler, Bonifikation $1^2/_3$ Taler, Extraordinarium 141 Taler, 18 Gr. 8 Pfg., mithin zusammen 12 422 Taler, 11 Gr., 7 Pfg., so daß sich ein Überschuß von 87 577 Talern, 12 Gr., 5 Pfg. ergab. Demnach blieben für andere Zwecke lediglich 3266 Taler, 6 Gr., 3 Pfg. verwendbar. Jedoch gewinnt die Sache ein etwas anderes Bild, sobald man den Haupt-Konsumtions-Steueretat betrachtet, der in der Einnahme mit 145 000 Talern, in der Ausgabe mit bloß 14 496 Talern, 7 Gr. abschließt und somit einen Überschuß von 130 503 Talern 17 Gr. aufweist. Allein man vergegenwärtige sich hierzu die Unkosten für die sämtlichen übrigen Garnisonorte neben Warschau, worauf man zu dem Endergebnis kommt, daß der Preußische Staat aus der Erwerbung Südpreußens damals gar keine finanziellen Vorteile zog, sondern im Gegenteil aus den Überschüssen seiner andern Provinzen noch eine beträchtliche Zubuße für die neue Provinz zu leisten genötigt war.

* * *

Weiter seien noch das Polizeiwesen und die damaligen Zustände in Warschau selbst einer Betrachtung unterworfen. Nach der Besitznahme Warschaus im Jahre 1795 durch die preußische Regierung wurde die Leitung dieser Stadt von zwei Körperschaften ausgeübt, nämlich durch den Stadtmagistrat, der die Verwaltung besorgte, und durch den Justizmagistrat, der die Rechtsprechung handhabte. Es kamen jedoch dabei „Fälle vor, wo man über die Zuständigkeit der einzelnen Sache Zweifel hegen konnte“. Das Verwaltungswesen wiederum gliederte sich in zwei Teile, nämlich in den der Magistrats- und den der Polizeiangelegenheiten, welch letztere eigentlich nur eine Nebenabteilung der ersteren bildeten. Erster Stadt- und Polizeipräsident war vom Jahre 1795 an v. Werthern, der im April 1799 wahrscheinlich dem Typhus erlag und durch eine K.-O. Friedrich Wilhelms III. vom 23. April 1799 in dem bisherigen Major und Kommandeur des Inf.-Regts. Ruits Nr. 8, v. Tilly, der in Warschau seinen Standort hatte, einen Nachfolger erhielt. Über seine Person heißt es in der erwähnten Kabinettsorder: „... mir der dort in Garnison stehende Major v. Tilly als

dazu vorzüglich gerühmt worden ist... so habe ich ihm diese Stelle conferiert..." Tilly hat sich in seiner Beamtenstellung zahlreiche Versdienste erworben.

Die Zustände in der ehemaligen Hauptstadt Polens ließen sehr viel zu wünschen übrig, wie aus einem Berichte des Ministers v. Voß an den König vom 28. Juli 1798 hervorgeht. Es handelte sich nämlich „dort um wesentliche Fehler der vormaligen polnischen Staatsverfassung, um Verwirrung und Anarchie, die so häufig daraus entspringen, um die Ohnmacht und Erschlaffung einer von allen Seiten beschränkten und oft zerrütteten Regierung, die Kraftlosigkeit der Gesetze, die Unvollkommenheit der Justiz, die Unsicherheit des Eigentums und selbst der Person und schließlich um den Mangel an zweckmäßigen Erziehungsanstalten". Wie man zugeben mußte, herrschte zwar änßerlich Ruhe; doch waren „Diebstähle und Verbrechen an der Tagesordnung. Selbst Räuberbanden trieben ihr Unwesen", meistens handelte „es sich um Eigentumsvergehen". Wer die Sinnesart des gemeinen polnischen Mannes kennt, den nimmt dies nicht Wunder; denn bei aller Unwissenheit versteht er doch in dieser Beziehung einen feinen Unterschied zu machen, der sich in der landläufigen Redensart kundgibt: „On nie ukradł, tylko wziął" (d. h. er hat nicht gestohlen, sondern bloß genommen). Im Zusammenhange damit wieder sagte der deutsche Bauer mit Bezug auf die Stehlsucht der Polen: „Kannst du beten, so bleibst du hier, kannst du's nicht, so kommst du mit mir!"

Die vorstehend im Berichte des Ministers angedeuteten Quellen dieses Übels sind in den Akten eingehend dargestellt. Dagegen heißt es über die Bewohner Warschaus: „Ein großer Teil des höheren Adels behauptete seine national-polnische Gesinnung; doch vermochte er nur im Stillen zu wirken und wurde scharf überwacht. Die Bürger neigten zunehmend mehr auf preußische Seite, welche Ordnung und Sicherheit erstrebte unter einer zwar schroff bürokratischen, aber doch wohlwollenden Verwaltung." Dies letztere Moment haben die meisten Polen leider nicht einzusehen vermocht und immer nur die schroffe Seite herausgefühlt, und daher datierte der unauslöschliche Haß gegen den alten preußischen Polizeistaat, der in den Novembertagen des Jahres 1918 sein Ende fand. Daß die heutige polnische Staatspolizei weniger scharf vorginge, als ihre Vorgängerin, wird wohl kaum jemand allen Ernstes behaupten wollen; denn Ordnung und Sicherheit sind die Grundbedingungen für jeden Rechtsstaat.

Die Landespolizei mußte sich nach dem Berichte des Ministers vom Jahre 1800 bei der „Abneigung der Polen gegen viele und neue Gesetze" auf Ruhe, Ordnung, Sicherheit des Eigen-

tums und notwendigste Bedürfnisse beschränken. Das geltende Polizeireglement datierte vom 22. Mai 1796, hatte aber zu solchen Mißständen geführt, daß die Warschauer Kammer erwog, ob nicht das Verhältnis „sämtlicher städtischer Behörden, als des Justiz- und Polizeimagistrats sowie auch des Polizeidirektors gegen einander festgesetzt und deren Ressort genau bestimmt" werden müsse, wodurch „das Entgegenarbeiten dieser Behörden vermieden werden" könnte. Der Präsident v. Tilly wünschte ein eigenes Gebäude für die Gesamtpolizei, damit er alles besser zu übersehen imstande wäre. Wichtig erschien ihm ferner die Ausbildung und Verstärkung der Polizeigewalt, weshalb er mit großer Rührigkeit zugunsten des Polizeipräsidiums und einer allgemeinen Verbesserung einzugreifen suchte. Als Grundübel werden bezeichnet: „1. die mangelhafte Abgrenzung zwischen den Befugnissen der Kriegs- und Domänenkammer einer- und dem Polizeipräsidenten bzw. Polizeidirektorium anderseits; 2. das zahlenmäßig nicht ausreichende und qualitativ vielfach ungenügende Personal und dessen jämmerliche Gehaltsverhältnisse."

Am 4. November 1799 wünschte v. Tilly auch eine Uniform für die Polizeibeamten, um sie herauszuheben; denn man hatte „sich ihnen gegenüber schon wiederholt damit ausgeredet, man habe sie nicht gekannt". Wie er in seinem Berichte hervorhob, seien die Polizeidiener „bisher nur mit Schildern versehen und gingen meistens in herabwürdigender Weise ganz abgerissen gekleidet, was ihrem Ansehen sehr schade". Sein Gesuch wurde abgelehnt, weil die Gehälter der Warschauer Polizeibeamten „so reichlich bestimmt" seien, daß sie sich aus ihren eigenen Mitteln anständig kleiden könnten. Auf diesen Bescheid machte v. Tilly geltend, daß ein Polizeidiener nur 15 Mark monatlich erhielte. „Hiervon soll er sein Quartier bezahlen, sich kleiden und leben, ist dabei beständig auf den Füßen und folglich außerstande, sich irgendeinen andern Verdienst nebenbei zu verschaffen. Ein Paar Stiefel, deren er viel braucht, läßt ihn einen ganzen Monat ohne Unterhalt, und wird er krank, so sollen Kurkosten und interimistische Verwaltung seines Postens ihm anheimfallen."

Der Minister verharrte trotzdem bei seinem abweisenden Bescheide, betonte, daß die Warschauer Polizei bereits so große Summen erfordere, daß sie eher vermindert als vermehrt werden müßte, und schlug einen wenig zweckentsprechenden Ausweg vor, indem er meinte, die Gehaltserhöhung einiger Unterbeamten solle durch „Beschränkung des Personalbestandes" erfolgen, indem „alsdann die frei gewordenen Gehälter unter die übrig Bleibenden verteilt" werden könnten. Nach längeren Verhandlungen bewilligte endlich der König unterm 13. Dezember 1802 für die 28 Polizei-

zirkelboten und 2 Polizeidiener in Warschau die jährlichen Bekleidungskosten mit 480 Talern aus der Kämmereikasse.

Weitere Schwierigkeiten verursachten der Polizei die Bezirke „jenseits der Warschauer Okopen", auf die v. Tilly gern „die Wirksamkeit der Polizeipflege des Polizei-Magistrats und Direktorii" ausgedehnt zu sehen wünschte. Die Okopen (poln. okopy = Verschanzungen) waren die Befestigungen, die Warschau einschlossen, also die damals sogenannten „Barrieren". Die vor diesen Okopen liegenden, größtenteils ursprünglich zum platten Lande gehörigen Besitzungen samt einigen ehemals städtischen Häusern waren seit dem 26. Januar 1797 von städtischer Polizeigewalt, Polizeilasten und städtischen Abgaben befreit und dem Gebiete des Kreislandrats unterstellt. „Nun behandelte aber die Konsumtions-Steuerdirektion einen Teil jener Besitzungen als städtische" und brachte dadurch „die Fleisch- und Getränkepreise auf die gleiche Höhe mit den städtischen".

v. Tilly ließ sich bei seinem Wunsche lediglich von dem Gesichtspunkte leiten, die öffentliche Ordnung und Sicherheit zu fördern, damit nicht jeder Verbrecher aus einem Polizeibezirke in den andern flüchten könnte. Er schrieb darüber in seinem Berichte vom 17. August 1800 u. a.: „Jeder Übeltäter, der sich in der Stadt verfolgt sieht, kann sich sehr leicht in die Vorstädte und umgekehrt von diesen in die Stadt begeben, ohne daß die städtische Polizei imstande sei, ihm sofort nachzusetzen und ihn aufzufinden. Dieser Fall trete sehr oft ein, und die städtische Polizei gerate dadurch in den Verdacht der Nachlässigkeit." In dieser Angelegenheit erkannte der Minister die Gründe des Präsidenten für „allerdings erheblich und wichtig" an und entschied im Sinne v. Tillys gegen die ablehnende Haltung der Warschauer Kammer, die sich von kleinlichen und ausgeklügelten Gesichtspunkten hatte leiten lassen.

Auch die Abtrennung der Vorstadt Praga, deren Justiz- und Polizeiwesen den siebenten Zirkel von Warschau ausmachte, und deren Bürgerschaft zu einem Teile eine eigene Polizeiverwaltung wünschte, erforderte lebhafte Verhandlungen; „denn die Zügellosigkeit und die Diebereien nähmen überhand". Am 23. Juli 1800 verfügte der Großkanzler v. Goldbeck im Namen des Königs, daß dem Wunsche der Bürger Pragas zu willfahren sei und Praga die Polizei- und Justizverwaltung „an Ort und Stelle" erhalten solle.

Recht interessante Mitteilungen über die Zustände in Warschau enthält ein Bericht des dortigen Kammerpräsidenten vom 10. April 1804, in dem es u. a. heißt:

„Der Straßenkot werde täglich, außer an Sonn- und Fest-tagen, abgefahren; auf die Höker und Trödler achte man; es sei verboten, mit brennenden Tabakspfeifen, brennenden Kienhölzern und Lichtern in Scheuern, Stallungen und auf den Straßen zu gehen; erwachsene Knaben und Leute machten sich einen kleinen Verdienst, indem sie an finstern Abenden Fußgängern nach Hause leuchteten. Es sei dies weit weniger gefährlich, als die frühere Verwendung von Fackeln.

Die Brottaxen würden halbjährlich mit Rücksicht auf die Getreidepreise festgestellt, gedruckt und öffentlich angeschlagen. Beim Fleisch bestimme die gegenseitige Konkurrenz den Preis; er sei augenblicklich nicht hoch. Das Backen von zu leichtem Brote und das Wiegen des Fleisches mit falschen Gewichten werde bestraft.

Diebstähle und Unsittlichkeit ließen sich nicht ganz ausrotten, um so weniger, als sich massenhaft vermögenslose Faulenzer in Warschau befänden.

Wo Unregelmäßigkeiten vorkämen, läge dies weniger an der Polizeidirektion, als an den Unterbeamten und Dienern, welche teils alt und schwächlich, teils invalide oder völlig unbrauchbar und dem Trunk ergeben seien."

Die am 4. Mai hierauf erfolgte Antwort war voll guter Rat-schläge und Vorschriften und besagte u. a.: „Ihr müßt fortfahren, das Polizei-Direktorium bei Ausübung seiner Dienstpflichten genau zu kontrollieren, solches und sämtliche Polizei-Offizianten zur Tätigkeit anzuhalten, alle und jede seither noch obwaltende Mängel und Gebrechen zu verbessern und die gegründeten Be-schwerden abzustellen." Im übrigen blieb alles beim alten, auch die Berücksichtigung der Militärinvaliden; jedoch durften „neben solchen auch andere qualifizierte Subjekte mit vorgeschlagen" werden. Einer besseren Bezahlung der Unterbeamten sei man nicht abgeneigt, sobald die Kämmereikasse es irgend gestatte. Immerhin gelang es, allmählich die Mehrzahl der Polizei-unterbeamten „mit einer Gehaltsverbesserung zu beglücken", während die sogenannten Zirkelschreiber unberücksichtigt blieben. Ihre amtliche Tätigkeit bestand darin, „bei Anwesenheit der Polizeikommissarien die Meldungen und Zirkulare einzutragen, bei deren Abwesenheit oder Krankheit alle vorkommenden Ge-schäfte, die keinen Aufschub erduldeten, zu erledigen", wofür sie ein Jahresgehalt von 120 Talern erhielten; es waren durchweg Militärinvaliden, von denen sieben seit dem Jahre 1797 angestellt waren. Endlich wurde ihnen am 29. Juli 1805 auf Veranlassung des Ministers v. Voß eine jährliche Gehaltszulage von 90 Talern durch den König bewilligt.

9*

Das von dem Polizeipräsidenten v. Tilly sauber geschriebene „Finanz-Taschen-Buch der Kgl. Südpreußischen Haupt- und Residenzstadt Warschau“ für das Jahr 1803/04, das er unterm 30. Juli 1804 dem Geheimen Kabinett des Königs mit einer Zuschrift übersandte, enthält eine ungemein sorgfältige statistische Zusammenstellung des Hauptwissenswerten. Der Stoff ist darin nach den sieben Polizeiinspektionen geordnet. Warschau zählte danach 257 Straßen mit 3584 Häusern und 64 421 Einwohnern, 14 735 männliche und 14 494 weibliche Haushaltungsvorstände mit 2852 Dienern und Knechten, 2108 Jungen und 5808 Mägden, ferner 202 Franzosen und Wallonen, 58 Böhmen und Salzburger, 10 663 Juden und 109 Freudenmädchen. 64 Handwerksmeister mit 195 Gesellen erzeugten jährlich für 133 567 Taler Werte, wozu sie an Zutaten und Materialien 59 174 Taler gebrauchten. Die Zahl der Militärpersonen betrug 11 549, die der Klostergeistlichkeit 265 Angehörige. Die Summe der königlichen Abgaben belief sich auf 63 043, die der Kämmerei auf 60 643, die der Juden allein 45 672 Taler.

Im Sommer 1805 war es in der Stadt zu Unruhen gekommen, weil die Gemüter durch die damaligen politischen Ereignisse, eine gelegentliche Teuerung und andere Dinge in Bewegung gekommen waren. Die Quelle dafür war wohl hauptsächlich „in den für Warschau ungewöhnlich hohen Getreidepreisen“ zu suchen. Bei der Feier des Fronleichnamfestes ereignete sich ferner ein Tumult, der mit „von den dortigen katholischen Einwohnern gegen die dasigen Juden ausgeübten Gewalttätigkeiten“ verbunden war. In seinen Berichten hierüber hatte der Gouverneur, Generallt. v. Köhler wiederholt Beschwerden „über die unverhältnismäßige Vermehrung“ der Juden geführt und „daß sie alles Gewerbe an sich reißen“, weshalb unterm 13. Juli eine königliche Order erging, „Vorschläge zu machen, wie diesem Übel gesteuert werden könne“.

Bei diesen Unruhen hatte es sich nach dem Berichte der Warschauer Kammer, der erst am 29. Januar 1806 erstattet worden war, gezeigt, daß „man es mit einer Bevölkerung zu tun habe, die an Unordnung Freude finde und sie absichtlich aus Widerwillen gegen den jetzigen Landesherrn befördere und errege, wovon sich zum Teil junge Leute der besten Klasse nicht ausschlössen. Namentlich gelte es, auf die Menge der Juden Rücksicht zu nehmen, welche die Notwendigkeit zuzulassen gebiete, die aber vorzüglich genau überwacht werden müßten“.

In jenen Tagen wurde die Tätigkeit der Polizei dadurch erschwert, daß die Kriegserfolge der Franzosen und andre politische

Einwirkungen die Gemüter immer mehr erhitzten, daß sich die Diebstähle und Raubanfälle durch ganz Polen steigerten; auch „die zahlreiche Judenschaft bereitete mancherlei Schwierigkeiten“.

* * *

Schließlich sei hier auch noch einiges über die letzten Monate der südpreußischen Zeit im Warschauer Kammerdepartement Warschau mitgeteilt. In der nachfolgenden Darstellung der Verhältnisse in jenen bewegten Tagen wird ganz besonders den im Staatsarchiv zu Posen befindlichen Akten, vornehmlich aber den hinterlassenen Papieren des Präsidenten v. Schönermark gefolgt.

Es war in den beiden letzten Monaten des für den Preußischen Staat so unheilvollen Jahres 1806, als der ehemalige polnische General Johann Heinrich Dąbrowski, der nach der Niederwerfung der polnischen Empörung durch die Russen im Jahre 1795 seinem Vaterlande den Rücken gekehrt hatte, sofort wieder in Warschau auftauchte. Dąbrowski hatte sich vorher im Gefolge des korsischen Eroberers befunden, wohin er auf einen bereits am 5. Oktober 1806 erhaltenen Ruf Napoleons aus seinem Stabsquartier Chieti in den Abruzzen geeilt war. Am 22. Oktober meldete er sich im kaiserlichen Hauptquartier in Dessau und zog dann mit in Berlin ein, wo er mit Napoleon eine Besprechung über seine Aufgabe hatte, in deren Verlauf er dem Korsen unter Hinweis auf seine Unkenntnis der derzeitigen Zustände in Südpreußen die Berufung des ehemaligen Städterepräsentanten Joseph Wybicki in Dresden empfahl.

Der schlaue Korse glaubte nämlich, in dem Kriege gegen Preußen „durch Errichtung nationaler Truppenteile auf die Polen Einfluß zu gewinnen“, auch kannte er den Zauber gar wohl, den ein gewisser Name auf die Polen ausüben würde, und er wünschte darum „besonders einen von Kościuszko unterzeichneten Aufruf an die Polen“. Allein der letztere blieb von vornherein auffallend zurückhaltend. „Sei es, daß er, der lange in Paris gelebt, Grund hatte, Napoleons lauteren Absichten zu mißtrauen; sei es, daß ihn sein dem russischen Kaiser gegebenes Ehrenwort band, nicht weiter zu kämpfen; er war nicht zu bewegen, Frankreich zu verlassen und auf den Kriegsschauplatz zu eilen, wie Napoleon es dringend wünschte, ja befahl.“ Darum ließ er sich selbst durch alle Drohungen nicht aus seiner Ruhe herausbringen und hatte überdies den Mut, die unter seinem Namen erschienene Proklamation für gefälscht zu erklären. Auf dies durchaus ehrenvolle Verhalten Kościuszkos hatte Napoleon nur die ärgerlichen Worte: „Er ist ein Narr, der in seinem Vaterlande nicht die Bedeutung hat, die

er zu haben glaubt." Kurzum, als Kościuszko die vom Korsen gewünschte Leitung der polnischen Legionen abgelehnt hatte, muß wohl gleichzeitig der oben erwähnte Ruf an General Dąbrowski ergangen sein.

Es scheint auch nicht ganz ausgeschlossen, daß der korsische Eroberer schon vorher die Lage in Südpreußen durch geheime Abgesandte hatte erkunden lassen; denn es erhob sich gegen einen „französischen Generalstabskapitän polnischer Herkunft namens Bolesta und einen gewissen Kierczewski, die sich in Dresden als französische Kuriere ausgegeben hatten und mit Pässen des französischen Kriegsministers Berthier nach Warschau angeblich zum Besuche ihrer Verwandten reisten", sehr bestimmt der Verdacht, daß sie Zusammenkünfte polnischer Edelleute veranstalteten und die Zustände auffällig prüften.[20]) Auch der Gouverneur von Warschau, Generallt. v. Köhler, empfahl der Posener Kammer die allgemeine scharfe Beobachtung aller durchkommenden Fremden, und er bezeichnete insonderheit als sehr verdächtig einen nach Posen reisenden Grafen Lochowski aus Bartschin, der bereits in Warschau durch viele Zusammenkünfte mit unruhigen jungen Polen aufgefallen wäre.[21])

Unterm 8. Oktober 1806 verfügte das Generaldirektorium in Berlin durch ein von Klewitz unterzeichnetes Schreiben[22]) an die Posener Kammer, daß alle fremden Zureisenden, besonders die von Dresden aus kommenden Franzosen streng beobachtet werden sollten, da man sie als geheime Abgesandte betrachte, die zur Anstiftung von Unruhen nach Südpreußen kämen. Die Posener Kammer berichtete[23]) sofort zurück: „Die öffentliche Stimmung ist gut. Indes ist der Pole reizbar, leicht empfänglich, und die Neigung für politische Selbständigkeit noch nicht abgestorben. An eine regelmäßige Staatsverwaltung ungewöhnt, gibt es noch manche, die mit der südpreußischen Verfassung unzufrieden sind. Zu diesen gehört besonders der arme kleine Adel. Hat er gleich keine Einwirkung auf das Ganze, so kann er doch leicht zu einzelnen unangenehmen Auftritten Veranlassung geben."

Von den Beamten der Posener sowohl wie auch der Warschauer Kammer wurde in allen Berichten die Frage eines ausreichenden militärischen Schutzes immer und immer wieder betont. In jenen für Preußen unheilvollen Novembertagen des Jahres 1806 hat Dąbrowski eine ungemein umfassende Tätigkeit entfaltet, „um

---

[20]) St.-Archiv Posen. Südprß. Zeit. A. II. 10.
[21]) Ebenda: A. II. 10, Bl. 24.
[22]) Ebenda: A. II. 10, Bl. 7.
[23]) Ebenda: A. II. 10.

dem kaiserlichen Auftrage gemäß seine Landsleute zu den weitestgehenden materiellen und repräsentativen Opfern zu Gunsten Napoleons zu veranlassen". Was die preußische Besatzung in Warschau anbetraf, so räumten am Abend des 26. November die preußischen Truppen ihre Vorpostenstellungen, zogen sich auf Warschau zurück, marschierten nachts nach Praga und zerstörten hinter sich die Weichselbrücken. Leider waren „die sehr bedeutenden Proviantvorräte in Warschau, Lenczyca und Łowicz, die den Franzosen ihre Verpflegung in den ersten Tagen gewiß erleichterten", nicht auch vernichtet worden[24]).

Generalleutnant v. Köhler, der bereits am 24. November aus Warschau abberufen worden war, hatte dem Generalmajor v. Brodowski befohlen[25]), „mit einigen wenigen Invaliden zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt" zurückzubleiben; B. meldete sich bald nach der Ankunft des Prinzen Murat am Abend des 28. November bei letzterem, wurde aber „mit einigem Unwillen" angefahren, „wie er sich unterstehen könne, in der Generalsuniform vor ihm zu erscheinen, da er sein Gefangener sei". Der General erwiderte dem Prinzen, unter Hinweis auf seinen erhaltenen Befehl, daß er nicht glaube, „als Gefangener betrachtet werden zu können".

Was das Schicksal der preußischen Beamten anbetrifft, so gibt darüber der Immediatbericht des Warschauer Kammerpräsidenten v. Hoym[26]) vom 26. Dezember 1806 einigen Aufschluß. Am 1. Dezember wurde die Kammer in eine polnische Behörde umgewandelt, v. H. erhielt aber erst am 5. trotz wiederholten Ansuchens seine Dienstentlassung und verließ Warschau am 15. mit einem Passe des Prinzen Murat; er begab sich vorläufig nach Krakau. Die übrigen preußischen Kammerbeamten wurden durch Polen ersetzt, mußten „fortwährend in den Sessionen erscheinen und über dasjenige Auskunft geben, was von ihnen verlangt werden würde. Eine ähnliche Reform ging mit der Regierung vor, indem die neue Organisation dem polnischen Insurgentenführer v. Wybicki übertragen wurde[27]), welcher in den härtesten

---

[24]) Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1891/96. Bd. III. S, 63 und 64.

[25]) Nach der „Rangliste d. Kgl. Preuß. Armeen für das Jahr 1806", Berlin 1828, S. 366 ist Generalmajor v. Brodowski als Platzmajor beim Gouvernement zu Warschau aufgeführt; er starb 1811.

[26]) Geh. St.-Archiv Berlin-Dahlem: Gen.-Dir. Südprß. IX. J. 8, Blatt 3.

[27]) Joseph v. Wybicki ist schon weiter oben erwähnt worden; er war nach Berlin geholt und von Dąbrowski flüchtig belehrt worden.

Ausdrücken die bisherigen Mitglieder ihrer Pflichten entband, wobei er sich der schändlichsten Ausdrücke gegen den preußischen Staat bediente"[28]. Weiter heißt es in diesem Berichte u. a.: „Der Magistrat, welcher inmittelst sich ebenfalls aus Polen gebildet... hatte, verteilte die Lasten, als Einquartierung, Lieferungen zu den Lazaretten, Gestellung der Leute zu den Schanzengraben und Wachten, so ungleich und so zum Nachteil der Deutschen, daß hierin mit ein großer Teil des Elends, in welchem mehrere Familien jetzt schmachten, seinen Ursprung hat."

Das Elend der kleinen preußischen Beamten war inzwischen aufs höchste gestiegen; denn das vor dem feindlichen Einmarsche ausgezahlte Vierteljahresgehalt war durch die Einquartierung der anspruchsvollen Franzosen bereits in den ersten beiden Wochen verschlungen. Die Fortdauer dieses Zustandes hatte dann in den folgenden Wochen die entlassenen und brotlosen Subalternen ihrer letzten Sparpfennige, zum Teil auch ihres Hausgeräts, die Lazarettlieferungen sie ihrer Betten und ihres Leinenzeugs beraubt. Preußische Kanzleibeamte wurden zum Militärdienste nachts aus ihren Betten geholt oder in einigen Fällen ohne jeden Grund ins Gefängnis gesperrt; nach einigen Tagen schenkte man ihnen die Freiheit, daß sie zwangsweise in das Insurgentenmilitär eingestellt wurden. So entnehmen wir aus den Schilderungen eines ihrer Unglücksgefährten[29]. Der schon erwähnte Bericht des Kammerassessors Nöldechen besagt endlich noch darüber: „Bei einem solchen Vorgehen unterliegt der Deutsche und vorzüglich der arme Offiziant der Last; denn nicht zu gedenken, daß diese Leute schon bei wohlfeilen Zeiten und bei dem vollständigen Genuß ihres Gehalts mit den ihnen auferlegten Lasten zu kämpfen haben würden, so werden sie um so mehr dem Elende preisgegeben, da sie die Mittel zu ihrer Subsistenz entbehren müssen, und da an außerordentliche Unterstützungen in einem Lande, wo ein jeder entfernt von seinen Verwandten und Freunden lebt, und wo er von den Einwohnern anstatt verdienter Hilfe und Nachsicht, Verachtung und zurückschreckende Behandlung zu gewärtigen hat, nicht zu denken."

---

[28]) Geh. St.-Archiv Berlin-Dahlem. Gen.-Dir. Südprß. LXXIV 22, Bl. 60—66 (Bericht des Kammerassessors Nöldechen).

[29]) Die ehemaligen Beamten des abgetretenen preußischen Anteils an Polen pp. Gleiwitz, Ratibor, Hamburg 1809.

Eine Bulle des Papstes Innozenz IV. vom Jahre 1246 betreffend das Erbrecht der Mönche des Cistercienserordens.

Von E. Meyer.

Die zahlreichen Prozesse und Rechtsstreitigkeiten der Äbte der Cistercienserklöster mit weltlichen Personen um Grund und Boden, den das Kloster durch Schenkung frommer Gläubigen oder durch Kauf erworben hatte, waren oft daraus hervorgegangen, daß bei dem Erwerb von Grund und Boden, der in einer Familie forterbte, nicht immer beachtet worden war, daß die Veräußerung solcher Erbgüter mit von der Einwilligung der Verwandten des Verkäufers abhängig war. Nur über solchen Grund und Boden, der aus eigenen Mitteln erworben worden war, konnte der Besitzer frei verfügen. Nicht gering war ferner die Zahl der Rechtsstreitigkeiten, in denen es sich um Fälle handelte, wonach einem Mönche eines Cistercienserklosters Anteil an beweglichem und unbeweglichem Vermögen durch Erbgang zustand. Häufig genug hatten ihm die eigenen Verwandten das ihm rechtlich zukommende Erbe mit der Begründung vorenthalten, daß er sich als Klosterbruder die Pflicht persönlicher Armut auferlegt habe. Um zu verhindern, daß durch derartige Hinterziehungen des Vermögens der einzelnen Person der Besitzstand des gesamten Klosters häufig geschmälert werde, hatte Papst Innocenz IV. diese Erbrechtsfrage durch eine allgemein gültige Entscheidung zu lösen versucht. Er erließ am 31. Oktober 1246 in Lyon eine Bulle, die die Äbte aller Klöster des Cistercienserordens mit der Vollmacht ausstattete, mit Ausnahme von Lehen alle beweglichen und unbeweglichen Güter, die einer Person unter den Brüdern, die sich in das Kloster zurückgezogen und das Ordensgelübde abgelegt hätte, auf dem Wege der Erbfolge oder auf Grund eines sonstigen Rechtstitels zugefallen wären, beanspruchen und einbehalten dürften, als gehörte der Erbe noch dem weltlichen Stande an. Trotzdem mußte das General-Kapitel des Cistercienserordens den Papst Pius II. um Erneuerung und Bestätigung des vorliegenden päpstlichen Erlasses angehen. Am 26. Juli 1459 wurde er in Mantua mit dem Hinweis erneuert und bestätigt, daß dem Orden die Ausübung

dieses Rechtes seit alters zustehe. Bei dem straffen Zusammenschluß des gesamten Cisterzienserordens mußten diese Grundsätze des Erbrechts der Mönche auch in den Klöstern Polens zur Geltung gelangt sein, wie aus Abschriften der päpstlichen Bullen in den beiden Klöstern Obra und Blesen hervorgeht. Gerade im Kloster Obra mußte für die Beobachtung der genannten Erbrechtsgrundsätze um so mehr ein besonderes aktuelles Interesse vorhanden sein, als das Kloster Obra mit Lekno und Lond bis in die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts nur mit Kölner Bürgersöhnen besetzt worden war, deren väterliches Erbteil somit Jahrhunderte hindurch einen reichen Gewinn für die drei Klöster bedeutete. Nicht geringer mag der Nutzen für die Klöster Paradies und Blesen, die auch lange Zeit mit aus Deutschland stammenden Mönchen besetzt waren, infolge Heimfalls von Erbschaften aus Deutschland an Insassen dieser Klöster in polnischen Landen gewesen sein. Als die deutschen Mönche mit Gewalt vertrieben und durch Polen ersetzt wurden, fielen die gesammelten nicht unerheblichen Mittel ohne weiteres an die polnischen Nachfolger. Der Text der päpstlichen Bullen, die im Codex Diplomaticus Maioris Poloniae nicht enthalten sind, lautet nach einer beglaubigten Abschrift aus dem Archiv des ehemaligen Cisterzienserklosters Blesen aus dem Jahre 1822 folgendermaßen:

Copia.

Bulla a Summis Pontificibus Innocenti Quarto anno Domini Millesimo Ducentesimo Quadragesimo Sexto Sacro Ordini Cisterciensi concessa et a Pio Secundo anno Domini Millesimo Quadringentesimo Quinquagesimo Nono innovata est et confirmata: ut Proffessi ejusdem Ordinis in bonis Parentum succedant, proinde ac si suo saeculo remansissent.

Pius Episcopus Servus Servorum Dei ad futuram rei memoriam. Ad hoc Divina Nos miseratio meritis licet inffiicientibus supremae potestatis Ecclesiasticae principatum obtinere disposuit, ut suam cuique justiciam prout debitoris existimus, ubi libet ministremus et quae religiosis personis sub svavi contemplationis jugo Altissimo famulantibus per praexcessores Nostros Romanos Pontifices concessa comperimus Illorum inhaerendo vestigiis, dum a Nobis petitur, restaurationis et innovationis munimine propensius solidemus. Hinc est, quod Nos quarumdam felicis recordationis Innocentis Papae Quarti Praedecessoris Nostri literarum, quas diligenter inspici et examinari fecimus tenore de verbo ad verbum signis et characteribus dumtaxat exceptis praesentibus annotato, eas cum incipiant vetustate consumi, ad dilectorum filiorum Oratorum generalis Capituli Ordinis Cisterciensis supplicationis instantiam auctoritate Apostolica innovamus et praesentis scripti patrocinio communimus. Tenor verc ipsarum Literarum talis est:

Innocentius Servus Servorum Dei Dilectis filiis Abbati Cistertii ejusque Coabatibus et Conventibus universis Cistertiensis Ordinis salutem et Apostolicam benedictionem. Devotionis

vestrae precibus inclinati auctoritate vobis praesenti indulgemus ut possessiones et alia bona mobilia et immobilia exceptis feudalibus, quae personae Fratrum ad Monasteria vestra e saeculo fugientium et proffessionem facientium in eisdem, si remansissent in saeculo, ratione successionis vel alio quocunque justo titulo contigissent, petere ac retinere libere valeatis contraria consvetudine non obstante. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostrae concessionis infringere vel ei ausu temerario contraire., Si quis autem hoc attentare praesumpserit, indignationem omnipotentis Dei et beatorum Petri et Pauli ejus se noverit incursurum. Datum Lugduni 2 do Kalendas Novembris Pontificatus Nostri anno Quarto. Per hoc autem cuique nullum jus de novo acquiri volumus sed antiquum tantummodo confirmari. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam Nostrae innovationis et communitionis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attentare praesumpserit, indignationem Onnipotentis Dei et beatorum Petri et Pauli Apostolorum ejus se noverit incursurum. Datum Mantuae anno incarnationis Dominicae millesimo quadringentesimo quinquagesimo nono, Septimo Kalendas Augusti Pontificatus Nostri anno primo.

Ex autographo vere et fideliter descripta esse testor fr. Simon Sylvius Prior Praemetensis Secretarius Sacri Ordinis Cystertiensis m. p.

Locus sigilli Nicolai Dunin Abbatis Obrensis Sacrae Regiae Majestatis secretarii.

Praesens Copia cum sua fidemata Copia in archivo Monasterii Bledzoviensis sacri ordinis Cisterciensis conservata in omnibus de verbo ad verbum collationata concordat. In cujus fidem sigillum Notariatus mei Apostolici nomen cognomen et manum propriam appressi, in monasterio Bledzoviensi S. O. Cisterc. die 13. Augusti anno Domini 1822. Petrus Francisci Widawski, Professus ac Praesidens Monasterii Bledzoviensis aucthoritate apostolica Notarius publicus juratus m. p.

Das Siegel, in schwarzer Farbe, zeigt zwei auf einem viereckigen Sockel liegende gekreuzte große Schlüssel, auf der Kreuzung steht ein nach links gewendeter Hahn, über diesem schwebt der Abtshut mit herabhängenden Bändern. Umschrift: F. PETRUS WIDAWSKI. P.P. S. O.C. NOTAR. APOSTOL.

Das Kurniker Judenprivileg vom Jahre 1715.

Von Dr. Daniel Lewin in Breslau.

Kurnik gehört nicht zu den ältesten Judensiedlungen Großpolens, wie etwa Gnesen, Kalisch, Posen u. a. Die älteste mir bekannt gewordene Erwähnung eines Kurniker Juden stammt aus dem Jahre 1618.[1]) Während der Ort noch im Jahre 1835 1226 Juden zählte, wurde 1913 nur noch 92 jüdische Seelen gezählt

---

[1]) Posener handschriftl. Sefer hasichronoth III. S. 18 a, im Archiv der Synagogengemeinde Posen.

und inzwischen ist ihre Zahl auf 60 gesunken.[2]) Das verhältnismäßige Blühen der Stadt wird in südpreußischer Zeit auf die Juden zurückgeführt, weil ihretwegen die meisten umliegenden Dorfschaften ihre Produkte dorthin zu Markt brächten.[3]) Bemerkenswert ist, daß sich in Kurnik die einzige noch erhaltene Holzsynagoge Westpolens befindet, die 1767 erbaut wurde.[4])

Das Kurniker Judenprivileg von 1715 wird hier zum erstenmale nach einer — nicht immer fehlerfreien — Abschrift, die sich ehemals im Besitze der jüdischen Gemeinde in Kurnik befand, veröffentlicht.[5])

Copia. Uebersetzung. Privilegium.

Sigismund von Działyn, der Güter Kornik, Bnin und Bunowe von Dzialynski wirklicher Erbheer.

Da ich sehe, daß keine wörtliche Gerechtigkeiten und Freiheiten gründlich sein köñen, weil solche schriftlich auf lange Zeit ertheilt werden. und ich bestättige dahero (da ich die Macht dazu habe) die Gerechtigkeiten und Freiheiten der ungläubigen Juden nach unter beschriebenen Punkten Artiekeln, Klauseln und erkläre dieses Privilegium ohnbrüchlich zu halten, und will die in dieser Gerechtigkeit bestimmte Punkta auf Pargament geschrieben, durch meine eigenhändige Unterschrift bekräftigen. Ihre Schuldigkeit soll die sein.

1. daß dieselbigen von ihren Plätzen und Winkeln resp. mir alle Jahre, Hundert Gulden poln. mit Schilengern (sic) [6])

---

[2]) Seelenliste der jüd. Gemeinde Kurnik, Jahrbuch der DJGB. 1913, S. 44.

[3]) Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 1920, S. 292.

[4]) Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde 1907, Heft XXIII, S. 67 ff., Heppner-Herzberg: Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden und der jüdischen Gemeinden in den Posener Landen, Koschmin-Bromberg 1904 ff., S. 590, Grotte: Deutsche, böhmische und polnische Synagogentypen, Berlin 1915, S. 51 ff. Die zweite hölzerne Synagoge auf ehemals deutschem, jetzt polnischen Gebiet war in Czieschowa, Kr. Lublinitz O./S. und wurde im Jahre 1924 abgebrochen, über diese siehe Urban, Die katholische Kirche und die Synagoge zu Czieschowa, Kreis Lublinitz, Oppeln 1911.

[5]) Wo sich das polnische Original befindet, ist mir unbekannt. Im Posener Staatsarchiv scheint es nicht zu sein (vgl. Heppner-Herzberg S. 585). Dagegen ist dort eine Abschrift aus südpreußischer Zeit vorhanden, die Abweichungen von der unsrigen aufweist (Staatsarchiv Posen SPZA. VIII. 26. Bl. 2, vgl. Monatsschrift 1921, S. 226, 229 und A. 6 recte 7). Die Abschrift des Privilegiums aus dem Archiv der jüdischen Gemeinde in K. befindet sich jetzt in der Handschriften-Sammlung meines Vaters Rabbiner Dr. Lewin-Breslau unter Nr. 35.

[6]) Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gingen 90 kupferne Schillinge auf einen polnischen Gulden (Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, VI, S. 44).

ihre Zinsen auszahlen auf 2. Termine, den ersten Termin zahlen Sie auf St. Martini, den zweiten auf die Weihnachten.[7])

2. Sie sollen ihren Handel frei haben, sowohl mit Tüchern und Vieh, als auch mit allerhand befriedlichen (?) Waaren.[8])
3. Sieben Steine Inselt (Talg) zu Lichtern sind sie jährl. verbunden zu geben.
4. Die Häuser sollen Sie in guten Stande halten, damit keine Demolirung stattfindet und dieselbe zu bezäunen.
5. Der durchmarschierende oder auf der Consistenz stehende Soldat auch zu denen Vorsteher ein Theil des Rechts zu denen Gefällen von ihnen an die Stadt gehören wird.[9])
6. Ihre Rechte werden nicht bei der Stadt, sondern bei der Schloß-Obrigkeit vorgenommen und ausgemacht werden.[10])
7. An herrschaftl. Salze sind sie verbunden. jährlich 6 Tonnen a 16 Tinfe (Tympfen) [11]) polnisch und
8. Zwei [12]) Tonnen Heringe a 50 Tinfe polnisch zu verschenken (= abzunehmen).
9. Denen ankom̄enden Juden welche sich hier etabliren wollen, wird es frei sein, sich zu erbauen und Plätze zu kaufen.[13])
10. Drei Stück Brackhorn (d. h. minderwertiges) Vieh a 20 fl. poln. und 50 Stück Schöpfe (sic statt Schöpse) aus denen herrschaftlichen Vorwerken sind dieselben verbunden zu nehmen und alle Jahre a 6 Tinfen poln. zu bezahlen.[14])

---

[7]) In den adligen oder Mediatstädten war der Grundherr der Schutzpatron der Juden. Demgemäß waren sie ihm auch zu Abgaben verbunden.

[8]) Kurnik bildet hier einen Gegensatz zu vielen anderen großpolnischen Städten, in denen die Juden mancherlei Handelsbeschränkungen unterworfen waren (Monatsschrift a. a. O. S. 157 ff. vgl. auch Mitteilungen des Gesamtarchivs der deutschen Juden IV, S. 110).

[9]) Gemeint ist hier wohl, daß sich die Juden von der Verpflichtung zur Aufnahme von Einquartierung durch besondere Entschädigungsgelder an den Magistrat befreien konnten (siehe Monatsschrift a. a. O. S. 229).

[10]) In adligen Städten hatte der Grundherr die Gerichtsbarkeit über die Juden, jedoch nur in der Berufungsinstanz. Erstinstanzliche Verfahren blieben grundsätzlich der eigenen jüdischen Rechtspflege überlassen (Monatsschrift a. a. O. S. 56 f.).

[11]) Tympfen waren ursprünglich minderwertige polnische Gulden von 12—13 Groschen, 1663 hatten sie einen Zwangskurs von 30 Groschen, um die Mitte des 18. Jahrhunderts galt 1 Tympf 14/15 Gulden (Zeitschrift der historischen Gesellschaft V, S. 151, VI. S. 44).

[12]) 6 Tonnen in der Privilegiumsabschrift im Posener Staatsarchiv (Monatsschrift a. a. O. S. 226).

[13]) K. scheint also kein geschlossenes Ghetto gehabt zu haben (vgl. Historische Monatsblätter für die Prov. Posen VII., S. 2 A).

[14]) Nr. 7, 8, 10 sind „Zwangsgeschäfte", zu denen auch andere großpolnische Judengemeinden von seiten der Grundherrschaft angehalten wurden (s. Monatsschrift a. a. O.). Eine Parallele bietet die Verpflichtung der preußischen Juden zur zwangsweisen Abnahme von Porzellan aus der königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin (Geiger, Geschichte der Juden in Berlin, Berlin 1871, I. S. 66).

11. Diejenigen Juden, so Brandwein breñen werden, sind verbunden alle Jahre 40 Polnischen Tinfen Topfgelder [15]) zu entrichten.
12. Von ihren Häusern, die sie sich längst erkauft haben, sollen (sie) nicht mehr abtreten (verlassen, verkaufen?), sondern darin wohnen.

Zuletz (ohne oberwähnten Schuldigkeiten) von allen Lasten, besonders von Pferden und Wagen nehmen,[16]) und andern dergleichen Aggravationen mache ich die Korniker Juden frei.

So geschehen Kornik den zwanzigsten Juny 1700 funfzehen.

Sigismand v. Dżalinski (sic).

Die Einführung der nächtlichen Straßenbeleuchtung in Bromberg 1804—06.

Von Prof. Friedrich Koch, früher Bromberg.

Die scheinbar geringfügige Angelegenheit der nächtlichen Straßenbeleuchtung, die in Bromberg in den Jahren 1804—06 eingeführt wurde, gewinnt dadurch an lebhaftem Interesse, daß sie uns einen Blick tun läßt in die Bromberger Verhältnisse zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Am 6. Oktober 1804 entwarf der Kammerdirektor von Knobelsdorff ein Schriftstück, in dem es heißt: Bei der Dürftigkeit der Kämmerei-Kasse fehle Bromberg noch so mancherlei, das ihm seiner Bedeutung nach sowohl in bezug auf die Einwohnerzahl, als auch in Rücksicht auf seinen Verkehr längst zukomme. Dahin gehöre vor allem die nächtliche Erleuchtung der Stadt, die nicht nur für die Bequemlichkeit der Bürger, sondern auch für ihre Sicherheit von Wichtigkeit sei. Auf seine Vorstellungen beim Minister hin sei ein wesentlicher Beitrag zur Anschaffung der „Reverbères" aus der Königlichen Kasse in Aussicht gestellt unter der Voraussetzung, daß die dauernden Unterhaltungskosten anderweitig aufgebracht würden.

Damit war der erste Anstoß gegeben. Einiges war allerdings auch schon früher zur Beleuchtung bestimmter Gebäude in der Stadt geschehen; so unterhielten die Garnison 6, das Hofgericht, das Acciseamt und das Kammer-Konferenzhaus je 2 Laternen, aber das erwies sich doch bei weitem nicht als ausreichend. Der Kammerdirektor beauftragte zunächst den Bauinspektor Peterson mit einem Kostenanschlage. Dieser zog Erkundigungen in Berlin ein beim Klempnermeister Roehl in der Behrenstraße und stellte fest, daß die jährlichen Unterhaltungskosten für eine Laterne sich auf 16 Thaler belief.

Die Zahl der in Bromberg notwendigen Laternen bezeichnete Peterson auf 105, und zwar: a) für die Stadt 35, b) für die Thorner

[15]) Hier ist wohl die Tranksteuer, czopowe = Zapfengeld gemeint.
[16]) Sogenannte „Vorspanndienste".

Vorstadt 18, c) für die Posener Vorstadt 23, d) für die Danziger Vorstadt 24, e) für Okollo 5. Somit stellten sich die Unterhaltungskosten, die Bedienung nicht mit berechnet, auf 1680 Thaler.

Knobelsdorff hielt die Zahl der Laternen für zu gering; Berlin dürfe nicht maßgebend sein, da gehe man trotz der Beleuchtung fast im Finstern. Auch die Kosten erschienen ihm zu hoch. Besser wäre es, sich Kulm, Elbing oder Graudenz zum Muster zu nehmen; dort sei die Beleuchtung sehr wohl gelungen.

Auf Grund der von dort eingeforderten Akten kam man aber zu dem Entschluß, in Bromberg 97 Laternen einzurichten mit einem dauernden Kostenaufwande von 1250 Thalern. Diese sollten nach dem Vorschlage der Regierung durch die Kämmerei-Kasse, die Garnison, das Acciseamt und Hofgericht aufgebracht werden: die Hauptsumme jedoch durch „Erhöhung des Consumtions-Servises“, also der Schlacht- und Mahlsteuer. Auf diese Weise sollten auch die „mit Consumtibilien und Waren zu Markte kommende Leute“ ihren Beitrag liefern... „und da unter diesen der Getreidehandel... das Hauptobjekt ist, so kontribuiert in gewissem Maaße der Ausländer dazu.“ Der Consumtions-Servis habe für 1804/05 951 Thaler betragen, bei einer Seelenzahl von 4536 Personen. Bedenke man ferner, daß Bromberg an sehr frequenter Handelsstraße gelegen sei und von vielen Fremden besucht werde, so könne mit Bestimmtheit auf ein weiteres Wachstum der Stadt und damit auf eine Erhöhung dieser Lebensmittelsteuer gerechnet werden.

Damit war der Etat der jährlichen Unterhaltungskosten aufgestellt. Es war nun nur noch die Frage der ersten Anschaffung zu beantworten. Für notwendig erachtet waren 97 Laternen mit einem Kostenaufwande von 2362 Thalern. Diese Summe sollte durch freiwillige Beiträge geleistet werden. Die Regierung wandte sich dazu an die Spitzen der einzelnen Behörden: den General von Mannstein, Major von Below, an das Hofgericht und vor allem an den Magistrat. In der Aufforderung an diesen heißt es: Damit der gute Zweck nicht durch eine unrichtige Ansicht der Bürger vereitelt werde, „so wollen wir, daß Ihr, der Kämmerer Schulz, und Ihr, der Senator Kühlbrunn, Euch dem Geschäfte der Vorlegung der Currende besonders unterzieht“; zu ihnen habe man das Vertrauen, daß sie bei dem ungebildeten Teil der Bürgerschaft etwaige Bedenken „gehörig“ zerstören würden.

Aus der Liste seien wenigstens einige Namen angeführt: der Kriegs- und Domänenrat Peterson, der Bauinspektor Peterson, Kanzleidirektor Holtzheimer, Seifensieder Gamm, Kaufmann Löwe, Dick, Behn, Bürgemeister Radziber; auch die Freimaurer-Loge und die Harmonie wurden genannt.

Es kam die Summe von 712 Thalern 16 Gr. zusammen. Mancher freilich hatte noch einen Beitrag abgelehnt oder erst für später in Aussicht gestellt: der Präsident des Hofgerichts von Kleist wünschte zunächst die Sicherstellung der dauernden Unterhaltungskosten; ebenso der General Wenzel von Czapski. Ein anderer, von Geutzkow, hielt es für das beste, wenn jeder Bürger für Beleuchtung seines Hauses allein verantwortlich gemacht würde.

Da die aufgebrachte Summe zur Bestreitung der ersten Unkosten nicht hinreichend war, so hoffte man auf einen Zuchuß vom Staat. Da traf es sich günstig, daß im Juni 1806 der Minister Freiherr von Schroetter in Bromberg weilte. Man wußte ihn zu gewinnen, und er stellte das noch fehlende Geld zur Verfügung aus Ersparnissen auf dem Gebiete des Militärwesens.

Somit war alles soweit gefördert, daß die Arbeiten durch den Baudirektor Adler vergeben werden konnten. Berücksichtigt wurden lediglich Bromberger Handwerker, z. B. der Glasermeister Jensch, der übrigens Stadtältester war, u. a.

Einige Schwierigkeiten bereitete noch die Frage der Anbringung der Laternen; manche Hausbesitzer weigerten sich, solche an ihrem Hause befestigen zu lassen. (!)

Eine Anfrage in Berlin, wie sich dort die Hausbesitzer zu dieser Frage gestellt hätten, verursachte nicht geringe Überraschung und brachte die Antwort, dort hätte es jeder für einen Vorzug angesehen, wenn an seinem Hause eine Laterne angebracht worden wäre. Es sei doch keinem Zweifel unterworfen, daß jeder sich derartige zum allgemeinen Besten notwendigen Maßnahmen gefallen lassen müsse.

Auch in bezug auf Versorgung der Beleuchtung richtete man sich nach dem Vorbilde größerer Städte. Berlins Beispiel freilich fand keine Nachahmung, da die Verpachtung an den Mindestbietenden sich nicht bewährt hatte. Anderswo hatte man Invaliden-Kompagnien, die unter Leitung eines Direktors, eines ehemaligen Offiziers, standen, die Sache übertragen. Die Stadt war in Beleuchtungs-Bezirke eingeteilt, und durch eine Nummer an der Uniform der Mannschaften war erkenntlich gemacht, welchem Bezirke sie angehörten. So war jederzeit eine genaue Kontrolle möglich.

Diese Art der Beleuchtung, die in Bromberg im Jahre 1806 zur Einführung kam, hat Bestand gehabt bis 1860, wo die Gasbeleuchtung durchgeführt wurde. Auf einem Stadtbilde von 1855 ist übrigens diese Beleuchtungsart deutlich zu erkennen.

So bescheiden die hier behandelte Frage erscheinen mag, so gewährt sie uns doch einen Einblick in die städtischen Verhältnisse Brombergs zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die Tätigkeit des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst während der letzten 25 Jahre.

Von Professor P a u l B r i e n.

Der Stiftungstag des Coppernicus-Vereins ist der 19. Februar 1854. Zwar hatte schon vorher ein „Copernicus-Verein" bestanden; ihn hatten am 19. Februar 1839 zwölf Thorner Bürger ins Leben gerufen, zu dem Zweck, dem großen Astronomen in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu setzen. Diese Aufgabe war erfüllt, als am 25. Oktober 1853 vor dem Rathaus das Coppernicus-Denkmal, eine Schöpfung des Bildhauers T i e c k, enthüllt wurde. Um aber das Andenken des großen Mannes in seiner Geburtsstadt weiter lebendig zu erhalten, und zwar durch Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen unter dem nachlebenden Geschlechte, begründeten die Mitglieder dieses Vereins auf Anregung des Bürgermeisters K o e r n e r am 15. Oktober den Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst, der seine Tätigkeit jedoch erst begann, als der ältere Verein seine Wirksamkeit für beendigt erklärte.

So kann der Coppernicus-Verein, der alljährlich sein Geschäftsjahr mit der öffentlichen Festsitzung am Geburtstage des Nikolaus Coppernicus beginnt, am 19. Februar 1929 auf sein 75 jähriges Bestehen zurückblicken.

Was der C.-V. während des ersten halben Jahrhunderts seines Bestehens durch seine wissenschaftliche Tätigkeit geleistet hat, wie er das geistige Leben der Bürgerschaft beeinflußt und gefördert hat, welche Ehrenstellung ihm in der Geschichte der Stadt gebührt, darüber berichtet eingehend die Festschrift, die Prof. B o e t h k e zur Feier des 50 jährigen Jubelfestes 1904 verfaßt hat.

Eine wichtige Aufgabe sah er darin, die Forschungen zur Geschichte und Lehren des Coppernicus zu unterstützen. Die Herausgabe seines Werkes „De revolutionibus" als Saekularausgabe 1873 und die Forschertätigkeit von P r o w e, C u r t z e, B e n d e r auf diesem Gebiete haben den Namen des C.-V. in der gelehrten Welt zu Ehren gebracht. Besonders war er bestrebt, die geschichtlichen Quellen und Denkmäler Thorns zu ermitteln und nutzbar zu machen. Eine Reihe von wissenschaftlichen Abhandlungen, nieder-

gelegt in den „Mitteilungen des C.-V.", geben Zeugnis davon. Daneben ließ er es sich angelegen sein, überhaupt alle Bestrebungen zu unterstützen, die sich auf Denkmalpflege und Heimatschutz richten.

Das waren die Ziele, mit denen der Verein in das zweite halbe Jahrhundert trat, das sind sie im wesentlichen auch noch heute. Wenn nun im folgenden der Versuch gemacht wird, über seine Geschichte und seine Tätigkeit während der letzten 25 Jahre zusammenfassend zu berichten, so baut sich diese Darstellung auf den Sitzungsberichten dieser Zeit, sowie für das letzte Jahrzehnt auf dem persönlichen Miterleben und Mitarbeiten auf.

I. Die Vorkriegszeit.

Die Jahre 1904—1914 bilden ein Jahrzehnt weiterer aufsteigender Entwickelung des C.-V. Die Zahl der Mitglieder stieg von 75 (1904) auf 107 (1914). 1908 betrug die Neuaufnahme allein 34. Dazu trug die Verschmelzung des Vereins mit der Polytechnischen Gesellschaft, die auf deren Antrag in diesem Jahre erfolgt war, wesentlich bei, indem sie ihm außer einem Vermögensbestande auch 25 neue Mitglieder brachte. Der Vorsitzende Prof. Boethke, der schon von 1888 die Führung des C.-V. innehatte, leitete auch weiterhin sein Geschick, bis er am 2. 2. 1912 aus seiner um den Verein verdienstvollen Tätigkeit durch den Tod abgerufen wurde, nachdem er zu seinem 80. Geburtstage (2. 2. 1910) zum Ehrenmitgliede ernannt worden war. Die Tradition des Vereins wurde gewahrt, da der Vorstand sich nur wenig veränderte. 1909 wurde der Verein zwecks einheitlicher und besserer Vermögensverwaltung, besonders hinsichtlich des Fonds der „Thorner Coppernicus-Stiftung von 1874" ins Vereinsregister eingetragen. In demselben Jahre wurden auch neue Satzungen aufgestellt, die am 13. 5. 1912 einige Änderungen für die Wahl des Vorstandes erfuhren. Danach sollten alljährlich nur je zwei Vorstandsmitglieder ausscheiden, die alle wieder wählbar waren, bis auf den ersten Vorsitzenden, der alle drei Jahre neu gewählt werden mußte. So brachte das Jahr 1912 in der Zusammensetzung des Vorstandes eine große Veränderung.

Die Monatssitzungen fanden im Artushof statt (etwa 8 bis 10 im Vereinsjahre) und waren durchschnittlich von 20 Mitgliedern, oft auch von einigen Gästen, auch Damen besucht. Die Mannigfaltigkeit der Themen (Vorträge, Berichte, Forschungsergebnisse) zeigten das wissenschaftliche Interesse seiner Mitglieder. Die Themen, die die Thorner Heimatgeschichte behandelten, traten erst wieder 1906 auf, ihre Zahl belief sich in diesem Jahrzehnt auf 23. Aus der Coppernicus-Forschung sind die Vorträge erwähnenswert, die Buszczynski-Dresden 1907 und 1909 hielt. Die öffentliche

Festsitzung am 19. Februar erfreute sich besonderer Beteiligung seitens der Bevölkerung. Der Festakt fand seit der Gründung des Vereins traditionell in der Aula des Gymnasiums statt (1854 noch in der Bäckerstraße). Daran schloß sich ein gemütliches Beisammensein bzw. ein Festessen. Alte Sitte war es, das Coppernicus-Denkmal an diesem Tage zu bekränzen.

Daneben ließ es sich der Verein auch angelegen sein, auswärtige Wissenschaftler heranzuziehen, wozu seine Beziehungen zur Akademie in Posen und zur Hochschule in Danzig viel beitrugen, deren Dozenten oft eine Reihe von Vorträgen hielten, so 1906 Dr. Gebauer-Posen; 1907 Dr. Luckwald-, 1908 v. Wolff-Danzig; 1909 Dr. Rothes-Posen; Dr. Schott-Hamburg; 1910 Dr. Mendelsohn-Posen; Schubring-Charlottenburg; 1911/12 Eucken, Luckwald, Brecht,-Spiess, Thode; 1912 Dr. Benedikt; 1913 Rein-Jena; Brausewetter-Danzig; 1914 Hans Dellbrück. Doch da derartige Vorträge vielfach mit einem Defizit abschlossen, mußte man in Zukunft davon absehen.

Seine Bestrebungen auf dem Gebiet der bildenden Kunst (Kunstausstellung u. dgl.) gab er 1906 an den sich damals neubildenden Verein für bildende Kunst und Kunstgewerbe ab. In diesem Zusammenhange seien auch erwähnt die wissenschaftlichen Ausflüge der Mitglieder nach Birglau (1905) und nach Gollub (1906). Für die Fragen von Heimatschutz und Denkmalpflege brachten die beiden Festvorträge von Museumsdirektor Dr. Conwentz-Danzig 1905 und 1906 wertvolle Anregung. Der C.-V. trat verschiedentlich in dieser Hinsicht tätig auf. Gegen die vom Militärfiskus beabsichtigte Abholzung der Bazarkämpe wurde 1904 und später mehrmals nachdrücklichst Verwahrung eingelegt, zuletzt in Gemeinschaft mit dem Bürgerverein und mit dem Erfolg, daß sie in ihrem Reiz erhalten blieb. Ebenso wurde die Erneuerung alter Straßennamen durchgesetzt (1907). Alte Bauwerke der Stadt wurden zu erhalten versucht. Wenn sie der Zeit weichen mußten und der Abbruch nicht verhindert werden konnte, wurden für das Vereinsarchiv photographische Aufnahmen gemacht, oder wenigstens historisch wertvolle Teile für das Museum gerettet.

Das städt. Museum, das seine Entstehung 1859 dem C.-V. verdankt, erfuhr auch für seine weitere Ausgestaltung seine besondere Fürsorge. Er übte einen entscheidenden Einfluß aus durch die Museums-deputation, der drei seiner Mitglieder angehörten (darunter Prof. Semrau, der Museumskustos war). 1904 gelang dem C.-V. der Ankauf einer wertvollen Sammlung Thorner Münzen, die der Verein dem Museum übergab. An der Ordnung des ganzen Münzbestandes wie an der Herausgabe des Kataloges dazu (1907) nahm der C.-V.

tätigen Anteil. Eine Reihe von vorgeschichtlichen Funden, die Prof. Semrau in Konitz (1906), Stuhm (1907) und in der Nähe Thorns mit Unterstützung des Vereins ausgegraben hatte, brachten dem Museum wertvollen Zuwachs. Über sie wurde des öfteren auch in den Vereinssitzungen berichtet. Den mehrfach erörterten Plan eines Museumsneubaues hat der Krieg zuschanden gemacht.

Viele von diesen Ausgrabungen wurden auch besprochen in dem Publikationsorgan des Vereins, den „Mitteilungen“. Bis 1904 hatte man die Hefte, die je eine abgeschlossene wissenschaftliche Arbeit aus den Reihen der Mitglieder enthielten, in zwangloser Folge erscheinen lassen. Die letzte große Veröffentlichung, Heft 13 (1904), war die Jubelschrift: Voigt, Thorner Denkwürdigkeiten von 1345 bis 1547“, die nur dank reicher behördlicher wie privater Unterstützung gedruckt werden konnte. 1906 entschloß man sich, sie vierteljährlich herauszugeben; sie sollten nun auch Berichte über Vereinssitzungen enthalten. Herausgeber war Prof. Semrau, der darin nun einen Hauptteil seiner wissenschaftlichen Forschung niederlegte. Sie waren nicht nur das Bindeglied zwischen den Vereinsmitgliedern, sondern auch mit den vielen anderen wissenschaftlichen Vereinen des In- und Auslandes, mit denen der C.-V. in Schriftenaustausch stand oder in Mitgliedschaft verbunden war. Als Sonderveröffentlichung in diesem Zeitraum übernahm der C.-V. 1913 die Monographie Kuttenkeulers über „Bogumil Goltz“ und setzte damit seinem einstigen Ehrenmitglied ein bleibendes Denkmal der Dankbarkeit.

Die Bibliothek des Vereins, die 1855 begründet und um die Jahrhundertwende wissenschaftlich geordnet worden war, war bis dahin im Rathause untergebracht und wurde bis 1910 von Prof. Semrau (seit 1893) verwaltet. Da die Räume gänzlich unzureichend waren, wurde es freudig begrüßt, daß die Stadt, die eine Zusammenlegung aller bis dahin vereinzelt bestehenden Büchereien in einem Gebäude vornahm und sie einheitlich verwalten ließ, in der Hoffnung, im zukünftigen Museumsbau auch eine Zentralbücherei wissenschaftlicher wie volksmäßiger Art entstehen zu sehen. Die Stadt richtete sie vorläufig in dem Hintergebäude des Artushofes ein (Coppernicusstraße), und dahin siedelte auch die Bücherei des Coppernicus-Vereins im Frühjahr 1913 über, wo sie nun auch einem weiteren Leserkreise zur Benutzung offen stand. Sie hatte im Laufe dieses Jahrzehnts eine wertvolle Bereicherung erfahren, sowohl durch Spenden einzelner Mitglieder, als vor allem durch Erblaß wissenschaftlich interessierter Persönlichkeiten, so aus dem Besitz des Rittergutsbesitzers Rothermundt-Schönsee 200 Klassiker (1904), einiges aus dem Nachlaß der Pro-

fessoren Dr. Hirsch und Curtze (1904), sämtliche Werke von Bogumil Goltz (als Geschenk seines Neffen Oberstleutnant z. D. Goltz in Darmstadt (1907), endlich eine Sammlung „Prussica“ des Landgerichtsrats Bischoff-Gelens. Für das Archiv stiftete Rittergutsbesitzer Koerner-Hofleben, dessen Vater zu den Begründern des Vereins gehörte, eine Sammlung von 100 alten Stichen (1906).

Mehrmals hatte der C.-V. auch Gelegenheit, auswärtige gelehrte Vereine bei sich zu Gaste zu sehen, so als 1904 der Botanisch-Zoologische Verein-Danzig seine Tagung in Thorn abhielt und 1905 der Deutsche Geographentag von Danzig aus, sowie 1910, als der Gesamtverein deutscher Geschichtsvereine von Posen aus einen Ausflug hierher unternommen hatte. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Verein sich bei der Durchführung all seiner Bestrebungen der Gunst der hohen Behörde, sonderlich seines Protektors, des Oberpräsidenten, erfreute.

II. Die Kriegs- und Nachkriegszeit 1914—1919.

Die Kriegszeit wirkte zunächst hemmend auf das Vereinsleben. Die Monatssitzungen wurden erst Januar 1915 aufgenommen, ihr Besuch war stark eingeschränkt, da viele Mitglieder im Felde waren, die Rednerliste klein geworden. In Gemeinschaft mit anderen Vereinen beteiligte sich auch der C.-V. an Aufgaben, die die Zeit erforderte. Im kleinen Kreise aber vertiefte man sich um so mehr in das Studium der Heimatgeschichte. 19 Themen behandelten allein in diesen 4 Jahren die engere Heimat. Die Monatssitzungen, die später wieder einen stärkeren Besuch aufwiesen, fanden seit 1917 im Thorner Hof, bei Martin oder im Konfirmandenzimmer der Altstädtischen Kirche statt. Die Mitgliederzahl hielt sich trotz mancher Abgänge durch Neuaufnahmen (8 [27. 3. 1916], 7 [19. 3. 1917]) doch auf der Höhe von 109, bis dann 1919 eine starke Abwanderung (Abgang 21) einsetzte und ihre Zahl unter 100 sank. Das Vereinsleben verdankte in dieser Zeit sein Bestes Pfarrer Lic. Freytag, der, bald nachdem er sein Amt an der Altstädtischen evangelischen Kirche angetreten hatte, 1914 Mitglied des Vereins wurde und sich eifrig mit dem Studium der Geschichte der Stadt beschäftigte. 15 Vorträge hielt er in jener Zeit in den Monatssitzungen; ebenso hat er auch eine Reihe von Abhandlungen veröffentlicht. Wegen seiner erfolgreichen Arbeit und seiner Verdienste um den Verein wurde er nach seinem Wegzuge von Thorn 1919 zum Ehrenmitgliede ernannt.

In diesem Zeitraum brachten die „Mitteilungen“ Abhandlungen, die besonders genannt zu werden verdienen. So Heft 24 (1916) Pfarrer Heuer, „Die Werke der bildenden Kunst und des

Kunstgewerbes in Thorn bis zum Ende des Mittelalters" (auch als Sonderband erschienen, doch bereits vergriffen). Zum ersten Male wurde hier in zusammenhängender Übersicht die Fülle mittelalterlicher Kunstwerke, die die Stadt in ihren Kirchen birgt, eingehend beschrieben und künstlerisch gewürdigt, und zwar ihrer historischen Entwickelung nach. Besonders wertvoll sind die 36 Bildtafeln, die dem Werke beigefügt sind. Daß die Veröffentlichung in der Kriegszeit möglich wurde, war dem Verein eine besondere Freude. Heft 22 (1914) wurde dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg, als dem Ehrenbürger der Stadt Thorn, gewidmet und enthält eine Stammtafel der Familie v. Beneckendorff u. Hindenburg, ebenso auch das Heft 23 (1915) einen Aufsatz über die Vorfahren des Generalfeldmarschalls in der Neumark und in Preußen, beides aus der Feder von Prof. Semrau.

Wenn die Stadtverwaltung sich 1918 zu einem Ortsgesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden aufschwang, so ist das nicht auch zuletzt den Bestrebungen und der Aufklärungsarbeit des C.-V. zu verdanken. Das neueingerichtete Amt des städtischen Denkmalpflegers wurde Prof. Semrau übertragen, der sich als erstes Feld seiner Tätigkeit die Ausgrabungen auf dem Gelände der Ordensburg wählte, seine Arbeit aber infolge der politischen Umgestaltung bald einstellen mußte. 1920 machte er noch in zwei Führungen die Vereinsmitglieder mit Plan und Anlage der Ordensburg bekannt.

Die ausgehende Kriegszeit gab dem C.-V. Gelegenheit, durch volkstümliche Vortragsreihen auf weiteste Kreise zu wirken. Diese sog. „Volkshochschulkurse" wurden schon im Oktober 1918, also vor der Revolution eingerichtet und dürfen für sich wohl das Recht in Anspruch nehmen, die erste dieser Art von Veranstaltungen in Westpreußen gewesen zu sein. Die Stadt stellte dafür die Räume des Städtischen Oberlyzeums kostenlos zur Verfügung. Im ersten Kursus fanden folgende Kurse zu je 6 Stunden statt: Am Montag Professor Dr. Jacobi, Deutsche Geschichte von 1848 bis zur Gegenwart; daran anschließend Oberlehrer Johannes: Was ist Elektrizität? (Experimentalvorträge). Am Donnerstag Medizinalrat Dr. Witting: Der Bau des menschlichen Körpers und die Tätigkeit seiner Organe (Lichtbilder). Danach Pfarrer Heuer: Deutsche Meister der Kunst von Dürer bis Menzel. Trotz mancher Störungen, wie sie die örtlichen Folgen der Revolution, der Belagerungszustand u. a. mit sich brachten, gelang der Versuch vollkommen (der Besuch war so stark, daß die zweite Vortragsreihe wiederholt werden mußte) und ermunterte zur Fortsetzung. Eine zweite Reihe von Vorträgen begann im Februar 1919 in der geräumigeren Aula der Knabenmittelschule. Obl. Johannes: Populäre

Astronomie. Obl. Carstenn: Der Kampf um den Sinn des Lebens in den letzten 100 Jahren. Pfarrer Heuer: Die bildende Kunst des 19. Jahrhunderts. Dr. med. Gerbis: Ausgewählte Kapitel aus der Gesundheitslehre.

Für den Winter 1919/20 war von vornherein auf eine geringere Beteiligung zu rechnen, weil ein Teil der Kreise, die die meisten Hörer stellte, bereits fortgezogen war oder davorstand und das Gefühl der Unsicherheit bei den Zurückbleibenden eine gewisse geistige Erschlaffung aufkommen ließ, die auch in dem recht schwachen Besuch von Konzerten und Theater zum Ausdruck kam. In je 6 Stunden behandelten Obl. Beckherrn und Obl. Gentil: Ausgewählte Kapitel aus der Optik. Pfarrer Heuer: Michelangelo, der Mensch und der Künstler. Obl. Carstenn: Hebbel als Dramatiker. Obl. Schröder: Ausgewählte Kapitel aus der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Im ganzen nahmen immerhin 450 Hörer an diesen Vorträgen teil. Als Neuerung wurden diesmal an die Vorträge versuchsweise Übungen angeschlossen, die Gelegenheit geben sollten, im kleinen Kreise einen begrenzten Wissensstoff oder den Vortragsstoff durch gegenseitigen Gedankenaustausch genauer durchzuarbeiten. Doch blieb es meist so, daß der Vortragende allein sprach. Diese Übungsreihen behandelten 1.: Vertiefung des Vorlesungsstoffes über Optik (Beckherrn-Gentil); 2. Literarische Kunstformen im Alten Testament (Märchen, Sagen, Novellen, Geschichtliches, Philosophisches) (Heuer). Goethes Iphigenie (Carstenn), Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre (Schröder). Ein lückenloser Überblick über Stand und Vorbildung der Hörer ließ sich leider nicht gewinnen, doch konnte man nach den vorhandenen Angaben annehmen, daß der überwiegende Teil dem gebildeten Mittelstande und nur ein ganz kleiner Teil den handarbeitenden Ständen angehörte, ebenso verschwindend wenig polnischer Muttersprache waren. Natürlich sah man in der ersten Zeit besonders viele Feldgraue unter den Hörern.

III. Die polnische Zeit (von 1920).

Die veränderten politischen Verhältnisse brachten auch dem Vereinsleben manche Veränderung und ließen fast die bange Frage aufkommen, ob der C.-V. sich lebensfähig würde erhalten können. Die Beihilfen seitens der Stadt und staatlichen Behörden fielen fort. Sein Verhältnis zur Stadtverwaltung, mit der er seit seinem Bestehen in reger Zusammenarbeit gestanden hatte, lockerte sich; sein Einfluß schwand, weil dort andere Männer an die Stelle derer traten, die bis dahin seine Interessen wahrgenommen hatten. Eine Reihe von Mitgliedern war unter denen, die Heimat und Wirkungsstätte verließen oder aufgeben mußten, und zwar nicht bloß zah-

lende, sondern auch viele, die dem Verein bis dahin durch treue Mitarbeit und wissenschaftliche Tätigkeit gedient hatten. So war es naturgemäß, daß der Verein sich auf eine breitere Grundlage stellen mußte, wenn er lebensfähig bleiben wollte, auch weil er seine Aufgabe nunmehr darin sah, der geistige Mittelpunkt zu bleiben für die zurückgebliebene deutsche Volksgemeinschaft.

Gleich die erste öffentliche Festsitzung am 19. 2. 1920 war ein bedeutungsvoller Auftakt. Mag das Thema des Festvortrags, den Pfarrer Heuer über „Das Thorner Coppernicus-Denkmal und sein Schöpfer Friedrich Tieck" hielt, besonderes Interesse erregt haben, mehr noch war es das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, das die deutschsprachige Bevölkerung so zahlreich dahin zog, daß die Aula völlig überfüllt war und viele umkehren mußten. Die ausdrückliche Betonung, mit der er den Jahresbericht schloß, daß der C.-V., da er „aus deutschen Mitgliedern bestehe, auch der deutsche wissenschaftliche Verein bleiben werde, in dem deutsch die Verhandlungssprache, deutsch das Denken und Fühlen und die Vermittelung deutschen Geisteslebens sein vornehmstes Bemühen sein werde", sowie seine Worte, mit denen er die Anwesenden zu neuer Mitgliedschaft und eifriger Mitarbeit ermunterte, verhallten nicht ungehört.

Ein neues Aufblühen des Vereins und eine gesteigerte Tätigkeit brachten die ersten Jahre mit sich. Die Zahl der neueintretenden Mitglieder, die aus Erkenntnis der Sachlage Freunde des Vereins wurden, von selbst oder durch persönliche Werbung, erreichte eine Höhe, wie selten vorher in der Geschichte des C.-V., und übertraf die Zahl der vielen durch Fortzug Ausscheidenden. So traten ein: 1920 39, 1921 41, 1922 14, 1923 5, 1924 8, 1925 8, 1926 5, 1927 2, 1928 1. Der Verein, dem Anfang 1920 102 Mitglieder (93 einheimische, 9 auswärtige) angehörten, zählte Ende 1920 114, 1921 126, 1922 123, 1923 93, 1924 84, 1925 85, 1926 86, 1927 85, 1928 85 Mitglieder, dazu 1 Ehrenmitglied.

Zu seinem erweiterten Wirkungskreis gehörte nunmehr auch die Pflege musikalischen Lebens, die Veranstaltung von Konzertabenden, wobei jedoch anfangs die Sorge nicht unberechtigt war, ob sich Künstler aus Deutschland bereitfinden würden, in anbetracht der Verhältnisse hierherzukommen. Im Winter 1921 gelang es nur ein einziges Mal, solche für eine Vortragsreise nach Polen zu gewinnen: Das Gülzow-Prill-Quartett, das am 29. 4. ein Konzert in der Neustädtischen evangelischen Kirche gab. Im übrigen mußten Liebhaberkonzerte einheimischer Musikkünstler das ersetzen, was man so lange schmerzlich entbehrte (das Posener Streichquartett der Gebrüder Greulich und das Bromberger Dr. Dombrowskis; später noch andere einheimische Musikkünstler). Die

Verhältnisse besserten sich in dieser Hinsicht im nächsten Winter, insofern, als 6 musikalische Veranstaltungen stattfanden (u. a. Lotte Leonard, Eduard Mörike; Trio Mayer-Mahr; Gülzow-Quartett). Auf die gleiche Anzahl beliefen sich auch die Veranstaltungen der folgenden Jahre, in denen das Dresdner Streichquartett, Bassermann, Spoerry wiederholt zu den gerngesehenen Gästen gehörten. Im Winter 1923/24 stellten sich wieder vermehrte Einreiseschwierigkeiten ein. Einen Höhepunkt bildete das Symphoniekonzert des Blüthner-Orchesters am 22. 9. 1922 unter Eduard Mörikes Leitung, das in der bis auf den letzten Platz gefüllten Altstädtischen Kirche stattfand und auch für die Vereinskasse einen nennenswerten Gewinn einbrachte.

In den Zeiten der wirtschaftlichen Not sah man sich zu einer Einschränkung der Veranstaltungen im Hinblick auf die Vereinskasse gezwungen, so daß monatlich etwa 2 Abende (Konzert oder Vortrag) geboten werden konnten. Eine Sicherung kostspieligerer musikalischer Veranstaltungen jedoch ließ sich allein nur auf anderer Vereinsgrundlage ermöglichen, und so kam der „Verein der Kunstfreunde" zustande, der sich seit August 1926 allein die Pflege der Musik angelegen sein läßt.

Auch mit Theateraufführungen wurde 1921 ein Versuch gemacht, und der volle Besuch zeigte, welches Verlangen danach in der Bevölkerung vorhanden war, seitdem 1920 das Stadttheater in ein polnisches Nationaltheater umgewandelt war. Die Bromberger Deutsche Bühne, eine Liebhaberbühne, gab auf Veranlassung des C.-V. vier Gastspiele im Juni und August 1921 und eins im Mai 1922, die sämtlich im Concordiasaale stattfanden; sie kamen nur unter großen Schwierigkeiten zustande und bürdeten dem Vorstandsmitgliede, das ihre Durchführung übernahm, eine nicht geringe Arbeitslast auf. Sie halfen aber ihrerseits auch den Boden vorbereiten, auf dem dann 1922 die Deutsche Bühne in Thorn entstand. An zwei Abenden (Februar 1922) gab auch die Wanderspielgemeinde Marowski deutsche Mysterienspiele und Hans-Sachs-Spiele, beide ebenfalls im Concordiasaal und gut besucht.

Ein wichtiger Teil seiner Tätigkeit bildeten für den Verein auch fernerhin die „Volkshochschulkurse". Sie fanden 1920 in der Aula des Gymnasiums statt und hatten einen durchaus befriedigenden Besuch. Okt. 1920: Prof. Semrau: Die Verfassung der Stadt Thorn im 13. Jahrhundert (3 st., 132 H.); Pfarrer Heuer: Bauten und Bilder im Deutschordensland (5 st., 246 H.); Nov. 1920: Oberlehrer Hilgendorf: Shakespeare (6 st., 249 H.); Heuer: Rembrandt (269 H.); im Februar 1921: Oberlehrer Fellner: Induktionselektrizität (Experimente); Pfarrer Heuer: Einführung in die neuere Religionsphilosophie (6 st.); April/Mai 1921: Prof. Menzel-

Bromberg: Richard Wagner (7 st.). In der Folgezeit beschränkte man sich darauf, je ein Reihenpaar vor, das andere nach Weihnachten zu halten. Okt. 1921 Obl. Hilgendorf: „Goethe", und Heuer Goethes „Faust" (je 8 st.); Februar 1922: Heuer: Dürer (6 st.) und Obl. Wellmer-Fellner: Das Weltbild im Wandel der Zeiten. November 1922: Obl. Kleiner: Der Kreislauf der Naturkräfte, und Heuer: Thorn im 18. Jahrhundert (Lichtbild); Januar 1923: Heuer: Leben und Werke des Coppernicus; November 1923: Heuer: Im Kampf um die Weltanschauung (4 st.); Februar 1924: Kleiner-Heuer: Mystische Strömungen der Gegenwart; Oktober 1924: Superintendent Rhode-Posen: 4 Kantvorträge; November 1924: Prof. Koenig-Bromberg: Biologische Streifzüge (4 st.); Januar 1925: Heuer: Ausgewählte Kapitel aus der Kunst des Altertums (4 st.).

Diese Vorträge fanden noch sämtlich im Gymnasium statt. Im Winter 1925 siedelte man auch damit in das Deutsche Heim über, wo im November Pfarrer Heuer über Volkssprache und Volksdichtung (Dialekt, Sage, Märchen, Schwänke) mit besonderer Berücksichtigung unserer Thorner Heimat sprach. März 1926 derselbe: Über Meisterwerke alter deutscher Kunst. Auch der Besuch dieser Vortragsreihen war recht zufriedenstellend. Es zeigte sich aber doch, daß ein nachhaltigerer Eindruck der dargebotenen Gedanken nur durch eine eingehende Aussprache möglich war. In dieser Erkenntnis hatte sich schon 1923 ein kleiner Kreis von Hörern zusammengeschlossen, zwecks gemeinsamer Lektüre von Nietzsches Zarathustra unter Leitung von Pfarrer Heuer. Auch die Kantvorträge 1924 regten eine solche Arbeitsgemeinschaft und nähere Beschäftigung mit Kant an, die einen kleinen Kreis den Winter über zusammenhielt. Solche Arbeitsgemeinschaften wurden nunmehr als ein fester Bestand des Arbeitsprogramms seit Winter 1926 aufgenommen. Sie fanden meist statt in dem Konfirmandenzimmer der Altstädtischen Kirche und nahmen bei einem beschränkten Mitarbeiterkreis mehrere Monate in Anspruch. Winter 1926: I. Leitung Pfarrer Heuer: Das Wesen der Religion. II. Fräulein Prof. Wohlgemuth: Die realistische Entwickelung des Dramas im 19. Jahrhundert (Dramenlektüre). Winter 1927: Wohlgemuth: Das Dämonische bei Hölderlin, Kleist, Nietzsche. Heuer: Das deutsche Volkslied. Winter 1928: Wohlgemuth: Über heimische Geistesgeschichte.

Im Winter 1924/25 wurden auch versuchsweise nach Stettiner Muster von Pfarrer Heuer Vorleseabende eingerichtet, die durchschnittlich von 30 Hörern besucht waren (6 Abd.).

Zu den Sonderveranstaltungen des C.-V. gehörten auch eine Reihe von Einzelvorträgen und Unterhaltungsabenden, für die meist reichsdeutsche Gelehrte und Künstler gewonnen wurden.

So Robert Johannes (1922, 2 mal); Scuff-Georgi (1925); Die Autorenabende: Max Jungnickel (1921), Eberhardt Koenig (1922), Max Halbe (1924), Will Vesper (1925), Dr. Drach (1927). Von Gelehrten: Prof. Dr. Borchling-Hamburg (1922) Prof. Lietzmann-Jena (1922), Kühnemann-Breslau (Kantfeier April 1924), Prof. Luckwald (1920), Prof. Kluckhohn (1926), Dr. Abramowski (1926), Dr. Frotscher-Danzig (1925); ferner Dr. Hirschberg-Berlin (1923), Dr. Schmidt-Essen (1922), Axel de Fries-Reval (1927), Mehrbach-Berlin (1927), Dr. Keyser (1928), Dr. La Baume-Danzig (1927), Konsul Dr. Pochhammer-Thorn (1925), Dr. Schönbeck-Bromberg (1921 und 1928), Oberstl. Graebe-Bromberg (1926), Dr. Lattermann-Posen (1929).

Ein großer Teil der Konzerte und Vorträge wurde dem C.-V. dadurch ermöglicht, daß die Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg (Oberstudiendirektor Dr. Schönbeck) ihm bei der Besorgung von Künstlern und Gelehrten in dankenswerter Weise behilflich war, wie auch sonst die beiden Vereine öfter durch ihre Mitglieder bei Vorträgen für die Monatssitzungen einander aushalfen.

Bei der Fülle der oft dargebotenen Veranstaltungen, die meistens auf einen größeren Hörerkreis abzielten, war es erklärlich, daß die ausgesprochen wissenschaftliche Tätigkeit, wie sie früher in den Monatssitzungen zutage trat, oft eine gewisse Einschränkung hinsichtlich ihrer Zahl erfuhr. Das hing auch damit zusammen, daß sich nur wenige eigene Kräfte zu Vorträgen bereit fanden, die durch Amt und Beruf sowieso stark in Anspruch genommen waren.

Folgende Mitglieder des Vereins hielten in diesem Zeitraum Vorträge: Brien 1, Fellner 1, Ganske 1, Heuer 9, Hilgendorf 5, Kerber 1, Kleiner 1, Prowe 2, Semrau 1, Wilck 1, Steinwender 1, Wohlgemuth 4.

Mit Bezug auf Coppernicus wurden in diesem Zeitraum 4 Vorträge gehalten. 1920: Gymn.-Dir. Ganske: Neuere Forschungen über die Nationalität des Coppernicus. 1922: Gym.-Dir. Prof. Dr. Prowe: Das Geburtshaus des Nikolaus Coppernicus. 1923: Pfarrer Heuer: Neuere polnische Beiträge zur Lebensgeschichte des Coppernicus. 1927: Gymn.-Dir. Prof. Dr. Prowe: Zur Geschichte des Streites um die Nationalität des Coppernicus. 11 Themen beschäftigten sich mit der Heimatgeschichte.

Um so erfreulicher war, und nicht bloß in der ersten Zeit, der Besuch mancher Monatssitzungen, die oft in dem Saal des Deutschen Heims stattfinden mußten, aber auch oftmals mehr Gäste als Mitglieder sahen. Vereinslokal wurde jetzt das Deutsche Heim. Es fanden statt: 1920 8, 1921 3, (dazu 8 Führungen Pfarrer Heuers durch die Kirchen), 1922 3, 1923 3, 1924 2, 1925 2, 1926 3, 1927 5 (dazu ein Ausflug nach Culmsee), 1928 4, (dazu ein Ausflug nach

Dybow-Podgorz), Dazu kam die öffentliche Festsitzung am Geburtstage des Coppernicus. Sie fand jetzt noch mehr die Teilnahme des deutschsprachigen Teils der Bevölkerung, die so dem Andenken des großen Mitbürgers ihre Huldigung darbringen wollte. Von ihrer traditionell gewordenen Stätte mußte sie 1926 übersiedeln in die Räume des Deutschen Heims. Ein besonders festliches Gepräge, wenn auch in bescheidenen Formen — ein Ehrentag in der Geschichte des C.-V. — hatte sie naturgemäß bei der Feier des 450. Geburtstages des Nikolaus Coppernicus am 19. 2. 1923. Den Festvortrag in der Aula der Knabenmittelschule hielt Studienrat Liebermann-Danzig über „Das System des Coppernicus und die neuere Astronomie“. An der offiziellen städtischen Feier, die durch die Teilnahme der Staats-, Militär- und Kirchenbehörden usw. ein stark nationales Gepräge bekam und mit allem Aufwand ins Werk gesetzt war, beschränkte sich der Verein nur auf die Teilnahme am eigentlichen Festakt in der Aula durch 3 Mitglieder. Das Deutsche Konsulat, die Sejmabgeordneten, die deutschen Kulturvereine Posens und Brombergs, sowie wissenschaftliche Kreise Danzigs hatten ihre Vertreter entsandt und Glückwünsche überbringen lassen. Der C.-V. hatte eine Festschrift herausgegeben Heuer, Thorn zur Zeit des Coppernicus. Eine Nachfeier fand abends im Hotel „Drei Kronen“ statt, zu deren Verschönerung ebenfalls wie vorher bei dem Festakt die Thorner Liedertafel viel beitrug.

Die „Mitteilungen“ des C. V., die bis zum Jahre 1920 vierteljährlich erschienen, bilden von da ab alljährlich nur ein Heft. Ihr Erscheinen war oft genug, besonders in Zeiten der wirtschaftlichen Not, in Frage gestellt, aber immer gelang es noch, die nötigen Mittel aufzubringen. Sie halten die Beziehungen des C. V. auch mit den andern wissenschaftlichen Vereinen weiterhin aufrecht. Seit 1920 sind wiederum eine neue Reihe von Vereinen dazu gekommen, so daß der Verein heute mit 118 wissenschaftlichen Vereinen des In- und Auslandes im Austauschverkehr steht. Die Hefte werden seit 1927 wieder, wie es bis 1921 der Fall war, jedem Mitgliede unentgeltlich zugestellt. Ihre Herausgabe liegt auch weiter in den Händen Prof. Semraus, der wegen seiner Verdienste bei seiner Übersiedlung nach Elbing 1920 zum Ehrenmitgliede des Vereins ernannt wurde und den Inhalt der Hefte größtenteils mit seinen Studien- und Forschungsarbeiten unermüdlich ausfüllt. Er ist auch der Mittelpunkt des Kreises der ehemaligen Mitglieder des C.-V. in Deutschland, die ihre treue Anhänglichkeit an den Verein bewahrt haben. Das letzte Heft 36 (1928) enthält eine äußerst umfangreiche wertvolle Arbeit Prof. Semraus über die Orts- und Flurnamen im ehemaligen Gebiet Stuhm und Waldamt Bönhof (Komturei Marienburg). Auch manche Vorträge von Mitgliedern sind

darin erschienen, ebenfalls die alljährlichen Berichte über die Tätigkeit des Vereins.

Seit 1924 hat der C. V. auch seine Mitarbeit an der Deutschen Wissenschaftlichen Zeitschrift in Polen (Posen) zugesagt. Auch in den Deutschen Blättern in Polen (Posen) sind einige Vorträge der Mitglieder erschienen.

Auf eine Veröffentlichung muß aber noch besonders hingewiesen werden, deren Zustandekommen den Verein seit 1914 beschäftigt hat. Der wichtigste Teil des für die Geschichte Thorns im 18. Jahrhundert überaus wertvollen Steineralbums (Zeichnungen des Weißgerbers Steiner) konnte wenigstens in einer Auswahl von fünfzig Zeichnungen im Druck erscheinen. Den erläuternden Text, wie die geschichtliche Einleitung hat Pfarrer Heuer verfaßt. (Das Merkwürdigste Jn, Bey und Um Thorn. Zeichnungen von George Friedrich Steiner, erläutert von Reinhold Heuer, Berlin 1925, Verlag Deutscher Wille).

Das einst erstrebte Ziel des C. V. einer Zentral-Bücherei verwirklichte sich nun auch, freilich in anderer Weise. Die Stadt ließ im Jahre 1922 die wissenschaftlichen Bestände der Stadt-Bücherei (die deutsche Volksbücherei wurde schon früher geschlossen und überhaupt nicht mehr eröffnet) in dem Gebäude des früheren polnischen „Muzeum" unterbringen, dazu die Bibliothek des Towarzystwo Naukowe (des polnischen wissenschaftlichen Vereins in Thorn) und die wertvolle Gymnasialbibliothek. Am 19. Februar 1923 (450. Geburtstag des Coppernicus) wurde sie als städtische Coppernicus-Bücherei eingeweiht (Książnica miejska im. Kopernika). Der C. V. hat auch seine Bücherei auf Bitten der Stadt unter Wahrung des Eigentumrechtes dieser Zentral-Bücherei einverleibt, die Dezember 1923 eröffnet wurde. Der Verein, der an der Feier durch 2 Mitglieder vertreten war, hat bis jetzt allen Grund, mit dieser Regelung zufrieden zu sein.

Das Vereinsarchiv erfuhr außer manchen Spenden von Mitgliedern eine äußerst wertvolle Bereicherung durch den Ankauf der photographischen Wiedergabe der Handschrift von des Coppernicus Werk: De revolutionibus. Die Handschrift, die sich in Prag in der Bibliothek des Grafen Nostiz befand, ist auf Veranlassung der Verwaltung des Coppernicus-Museums in Frauenburg dank der Bemühungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen photographiert worden. Diese Wiedergabe gibt jetzt die Gelegenheit, sie mit der Jubiläumsausgabe von 1873, deren Genauigkeit neuerdings angegriffen worden ist, zu vergleichen. Auch dieser Aufgabe will sich der C. V. nach Möglichkeit unterziehen.

So erfreulich der Rückblick auf die reiche Tätigkeit des C. V. während der letzten 25 Jahre ist, so kann er doch nicht ohne eine gewisse Sorge in die Zukunft blicken. Die Zahl der Deutschen ist doch gar zu sehr zurückgegangen (bis 2500). Wenn sich auch die Zahl der Mitglieder einigermaßen in gleicher Höhe gehalten hat, so ist doch der Kreis derer, die mit gleichem Interesse den Bestrebungen des C. V. ihre Teilnahme zuwenden, nicht allzu groß, und die Zahl derer, die wirklich tätige Mitarbeiter des C. V. sind, naturgemäß recht klein. Trotzdem wird der C. V. weiterhin bestrebt sein, das Vermächtnis seiner Begründer zu wahren, die Liebe zur Heimat durch Kenntnis und Pflege seiner Geschichte zu wecken und als Vermittler deutscher Kulturgüter nicht bloß deutschem Volkstum, sondern auch echter Wissenschaft zu dienen im Hinblick auf seinen Schutzpatron Nikolaus Coppernicus.

Die seit 1904 ernannten Ehrenmitglieder.

1907: Geh.-Rat Dr. Lindau (gest. 6. 19. 1909)

1909: Prof. Horowitz (gest. 10. 4. 1915)

1910: Prof. Boethke (gest. 2. 2. 1912)

1919: Pfr. Lic. Freytag (gest. 26. 3. 1920)

1921: Prof. Semrau (z. Zt. Elbing)

Vorstandsmitglieder.

1. Vorsitzender.

1904: Prof. Boethke (seit 1888) (gest. 2. 2. 1912)
1913: Prof. Boie
1914: Prof. Grollmus
1916: Pfarrer Lic. Freytag
1919: Pfarrer Heuer
1922: Dir. Prof. Dr. Prowe
1924: Pfarrer Heuer
1927: bis jetzt Prof. Hilgendorf

2. Vorsitzender.

6.7.1904: Geh.-Rat Dr. Lindau (1893)
1908: Stadtbaurat Kleefeldt
1910: Prof. Semrau
1912: 16. 9. Pfarrer Heuer
1919: Pfarrer Lic. Freytag
1920: Rektor Lottig
1920: Dr. med. Gerbis
1922: Pfarrer Heuer
1924: Dir. Prof. Dr. Prowe
1928 bis jetzt Prof. Wilck

1. Schriftführer.

1904: Rektor Lottig (1897)
1914: Oberlehrer Eichel (gest. 1917)
1918: Oberlehrer Johannes
1919: 31. 3. Hauptschriftleiter Schmidt
1919: 27. 10. Oberlehrer Carstenn
1920 bis jetzt Prof. Brien

2. Schriftführer.

1904: Rektor Schüler (1901)
1904: Dr. med. Liedtke
1912: 10. 9. Oberlehrer Eichel
1913: Pfarrer Arndt

1918: Gasanstaltsdir. Sorge
1921: Kaufmann Menzel
1922 bis jetzt: Kaufmann Oskar Stephan

Schatzmeister.

1904: Kaufmann Glückmann (1895, gest. 11. 5. 1909)
1909: 24. 5. Kaufmann Fritz Kordes
1922 bis jetzt: Kaufmann Ernst Laengner

Bibliothekar.

1904: Prof. Semrau (1893)
1910: 23. 5. Prof. Grollmus
1911: 6. 11. Prof. Dr. Prowe
1922: Prof. Kleiner
1927: Prof. Wilck
1928 bis jetzt: Dir. Prof. Dr. Prowe

Mitglieder.

(Die Klammern geben das Jahr des Eintritts an).

Einheimische Mitglieder.

1. Anbuhl, Bankdirektor (1927)
2. Frau Berger Dreyfuß, Dentistin (1925)
3. Borkowski, Fabrikbes. (1921)
4. Brauner, Pastor (1925)
5. Brien, Prof. (1918)
6. Frau Broda, Fabrikbes. (1922)
7. Brook, Fabrikbes. (1908)
8. Czolbe, Kaufmann (1922)
9. Dr. Casper, Arzt (1920)
10. Frl. Damrau, Lehrerin (1921)
11. Doliva, Kaufmann (1922)
12. Engel, Fabrikdir. (1908)
13. Fellner, Prof. (1927)
14. Goldenstern, Kupferschmiedemeister (1917)
15. Frl. Gorn, Prokuristin (1922)
16. Frl. Grabe, Klavierlehrerin (1925)
17. Grosser, Baugewerksmeister (1913)
18. Heininger, Apothekenbes. (1915)
19. Hensel, Kaufmann (1925)
20. Heuer, Pfarrer (1901)
21. Hilgendorf, Prof. (1920)
22. Hinkelmann, Tischlermeister (1922)
23. Frau Hirschfeldt, Kaufmann (1927)
24. Dr. van Huellen, Spezialarzt (1908)
25. Jacob, Apothekenbesitzer (1923)
26. v. Janowski, Stadtrat (1913)
27. Kerber, Prof. (1913)
28. Kittler, Kaufmann (1907)
29. Kleiner, Prof. (1921)
30. Klug, Rittergutsbes.(1920)
31. Kolbe, Schlachthausdir. (1908)
32. Kraut, Dachdeckermeister (1913)
33. Kriehn, Kaufmann (1919)
34. Frau v. Kries, Landschaftsrat (1920)
35. Frl. Kühnast, Lehrerin (1921)
36. Dr. Kunz, Sanitätsrat (1893)
37. Laengner, Kaufmann (1920)

38. Frl. Lemke (1920)
39. Mallon, Kaufmann (1918)
40. Dr. Mautsch, Prof. (1922)
41. Frau Meyer, Optiker (1920)
42. Petersilge, Kaufmann (1927)
43. Post, Kaufmann (1927)
44. Dr. Prowe, Gymnasialdirektor a. D. Prof. (1903)
45. Pyschny, Dir. (1927)
46. Dr. Raapke, Fabrikbes. (1919)
47. Raapke, Alfred, Fabrikbes. (1922)
48. Radomicki, Stadtbaurat (1925)
49. Renné, Prof. (1922)
50. Riese, Direktor (1922)
51. Rinow, Baugewerksmeister (1927)
52. Scharf, Zahnarzt (1917)
53. Schloemp, Schlossermeister (1925)
54. Schwartz, Baugewerksmeister (1897)
55. Frl. Sichtau (1921)
56. Soppart, Baugewerksmeister (1921)
57. Steffani, Pfarrer (1928)
58. Frl. Steinike (1921)
59. Dr. Steinborn, Spezialarzt (1906)
60. Stephan, Adolph, Kaufmann (1920)
61. Stephan, Oskar, Kaufmann (1919)
62. Frl. Stutterheim (1922)
63. Templin, Kaufmann (1913)
64. Thomas, Oskar, Fabrikbesitzer (1898)
65. Walter, Erich (1928)
66. Warda, Justizrat (1923)
67. Frau Warda (1921)
68. Frl. Wechsel, Lehrerin (1921)
69. Weese, Fabrikbes. (1896)
70. Westphal, Kaufmann (1920)
71. Wilck, Prof. (1920)
72. Wohlfeil, Bankdir. (1922)
73. Frl. Wohlgemuth, Prof. (1922)
74. Wysiński, Prälat, (1911)
75. v. Zeuner, Ingenieur (1922)

Auswärtige Mitglieder.

1. Anuschek, Pfarrer, Gurske (Górsk) (1920)
2. Brohm, Pfarrer, Samotschin (Szamocin) (1920)
3. Feldtkeller, Rittergutsbesitzer, Kleefelde (Koniczynka) (1907)
4. Hude, Gutsbes., Rentschkau (Rzęczkowo), (1921)
5. Just, Pfarrer, Sienno bei Kotomierz (Bydgoszcz) (1925)
6. Koerner, Rittergutsbes. Hofleben (Mlewiec) (1907)
7. Krüger, Gutsbes., Alt-Thorn (Stary Toruń) (1923)
8. Kuberski, Pfarrer, Culmsee (Chełmża) (1927)
9. Neumann, Gutsbesitzer, Wiesenburg (Przysiek) (1921)

Festvorträge.

1904: Prof. Dr. Günther-München: Der gegenwärtige Stand der Coppernicus-Forschung.

1905: Reg.-Baumstr. u. Prov. Konserv. Schmid - Marienburg: Über Denkmalpflege und alte Stadtbefestigungen.

1906: Mus.-Dir. Dr. Conwentz-Danzig: Erhaltung der Naturdenkmäler.

1907: Prof. Boethke: Materialistische und spiritualistische Weltanschauung.

1908: Rektor Schüler: Im Kampf um die Tierseele.

1909: Dr. med. Liedtke: Die Heilkunde zur Zeit des Coppernicus.

1910: Prof. Boethke: Pindars Dichtung und sittliche Lebensanschauungen.

1911: Dr. med. Liedtke: Die Lehre von den ansteckenden Krankheiten und Robert Koch.

1912: Pfr. Heuer: Orientalische Götter im römischen Heidentum. (Gehalten 22. 3.).

1913: Dr. Riem-Berlin: Die Fortschritte der Astronomie seit Coppernicus.

1914: Rechnungsrat Scholz-Marienwerder: Bilder aus der Mechanik der lebenden Zelle.

1915: Pfr. Arndt: Böhmische Exulanten in Thorn.

1916: Dr. med. Gerbis: Volksernährungsfragen in Gegenwart und Zukunft.

1917: Prof. Dr. Krauske-Königsberg: Friedrich der Große und der 7 jährige Krieg. Eine Mahnung der Vergangenheit an die Gegenwart. (Der Vortrag fand im Sitzungssaale des Rathauses statt).

1918: Oberl. Wiemer: Hermann Löns: Sein Leben und seine dichterische Eigenart.

1919: Oberl. Carstenn: Nietzsches Zarathustra.

1920: Pfr. Heuer: Das Thorner Coppernicusdenkmal und sein Schöpfer Friedrich Tieck.

1921: Prof. Brien: Der Thorner Gymnasialprofessor Johann Gottlieb Willamow, ein Gelehrter und Dichter des 18. Jahrhunderts.

1922: Pfr. Heuer: Thorn vor 200 Jahren. (Lichtbd.).

1923: Stud.-Rat Liebermann-Danzig: Das System des Coppernicus und die neuere Astronomie.

1924: Prof. Hilgendorf: Giordano Bruno.

1925: Prof. Hilgendorf: Jakob Böhme.

1926: Dir. Föllmer-Berlin: Der Untergang der Kulturvölker.

1927: Mus.-Dir. Dr. La Baume-Danzig: Aus Wikingertagen. (Li).
1928: Stud.-Rat Dr. Roggenhausen-Danzig: Das Stadtbild Thorns im 19. und 20. Jahrhundert. (Li).
1929: Pfr. Heuer. Unsere altstädtische Kirche, ihre Entstehung und kunstgeschichtliche Bedeutung. (Li.)

Im Schriftenaustausche steht der Verein mit folgenden Gesellschaften und Vereinen.

Polen.

Krakau-Kraków: Akademja Umiejętności.
Lissa-Leszno: Evangelischer Verein für Kirchengeschichte Polens.
Plotzk-Płock: Towarzystwo naukowe
Posen-Poznań: Historische Gesellschaft; Towarzystwo przyjaciół nauk; Polskie towarzystwo przedhistoryczne; Towarzystwo miłośników historji.
Warschau-Warszawa: Prezydjum państwowego grona konserwatów zabytków.
Thorn-Toruń: Towarzystwo naukowe; Instytut bałtycki.

Freie Stadt Danzig.

Danzig: Westpreußischer Geschichtsverein; Naturforschende Gesellschaft.

Deutsches Reich.

Augsburg: Historischer Verein von Schwaben und Neuburg; Naturwissenschaftlicher Verein von Schwaben und Neuburg.
Bamberg: Historischer Verein.
Bautzen: Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Naturwissenschaftlicher Verein Isis.
Berlin: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine; Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Prov. Brandenburg; Staatliche Akademie der Wissenschaften; Verein für Geschichte Berlins; Verein für Geschichte der Mark Brandenburg; Verein Herold.
Bielefeld: Naturwissenschaftlicher Verein;
Brandenburg: Historischer Verein.
Braunsberg: Historischer Verein für Ermland.
Bremen: Naturwissenschaftlicher Verein.
Breslau: Verein für Geschichte Schlesiens.
Chemnitz: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Darmstadt: Verein für Erdkunde.
Detmold: Naturwissenschaftlicher Verein für Lippe.
Dresden: Sächsischer Altertumsverein; Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Düsseldorf: Düsseldorfer Geschichtsverein.
Erfurt: Staatliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften; Verein für Geschichte und Altertumskunde Erfurt.
Elbing: Elbinger Altertumsverein.
Erlangen: Physikalisch-Medizinische Sozietät.

Frankfurt a. M.: Physikalischer Verein; Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Reg.-Bez. Frankfurt.
Freiberg i. S.: Freiberger Altertumsverein.
Fulda: Fuldaer Geschichtsverein.
Gießen: Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz: Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumskunde.
Göttingen: Staatliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
Halle a. S.: Leopoldino-Carolinische Akademie der Wissenschaften; Thüringisch-sächsischer Geschichts- und Altertumsverein.
Hamburg: Verein für Hamburgische Geschichte.
Hannover: Historischer Verein für Niedersachsen; Verein für Geschichte der Stadt Hannover.
Insterburg: Altertumsgesellschaft.
Jena: Verein für thüringische Geschichts- und Altertumskunde.
Karlsruhe: Badische historische Kommission; Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts.
Kassel: Verein für historische Geschichte und Altertumskunde.
Kiel: Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.
Königsberg/Pr.: Altertumsgesellschaft Prussia; Physikalisch-Ökonomische Gesellschaft; Verein für Geschichte von Ost- und Westpreußen; Historische Kommission für Ost- und Westpreußische Landesforschung.
Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.
Leipzig: Verein für Geschichte Leipzigs; Gesellschaft für Erdkunde.
Lötzen (Ostpr.): Literarische Gesellschaft Masovia.
Lübeck: Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.
Magdeburg: Museum für Natur- und Heimatkunde; Verein für Geschichte und Altertumskunde des Erzstifts Magdeburg.
Mainz: Römisch-Germanisches Zentralmuseum; Verein zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Altertumskunde.
Marienwerder: Historischer Verein für den Reg.-Bezirk Marienwerder.
Meiningen: Henneberger altertumsforschender Verein.
Meißen: Verein für Geschichte der Stadt Meißen.
München: Bayerische Akademie der Wissenschaften.
Münster: Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens; Westfälischer Verein für Wissenschaft und Kunst.
Neiße: Philomathie.
Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum; Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
Osnabrück: Historischer Verein.
Plauen i. V.: Vogtländischer Altertumsverein.
Rostock: Verein der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg; Verein für Rostocks Altertümer.

Salzwedel: Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte.
Schmalkalden: Verein für Hennebergische Geschichte.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Soest: Verein für Geschichte von Soest und der Börde.
Stettin: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Wiesbaden: Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wolfenbüttel: Geschichtsverein für das Herzogtum Braunschweig.
Worms: Wormser Altertumsverein.

Österreich.

Graz: Historischer Verein für Steiermark.
Innsbruck: Naturwissenschaftlich-medizinischer Verein.

Tschechoslowakei.

Brünn: Naturforschende Gesellschaft.
Prag: Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Troppau: Schlesisches Landesmuseum.

Schweiz.

Basel: Naturforschende Gesellschaft.
Bern: Naturforschende Gesellschaft.
Chur: Naturforschende Gesellschaft Graubündens.
Luzern: Historischer Verein der 5 Orte Luzern, Uri, Schwyz u. s. w.
Zürich: Antiquarische Gesellschaft; Naturforschende Gesellschaft.

Schweden.

Stockholm: Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademien; Nordiska Museet.
Uppsala: Kongl. Universitets Bibliotek.

Estland.

Dorpat-Tartu: Gelehrte esthnische Gesellschaft.
Reval: Estländische literarische Gesellschaft.

Lettland.

Riga: Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde.

Belgien.

Brüssel: Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique; Observatoire royale de Belgique.

Italien.

Pisa: Societa Toscana di scienze naturali.

Vereinigte Staaten von Amerika.

Berkeley: University of California.
Washington: Smithsonian Institution.

Mexiko.

Mexico: Sociedad Mexicana de geografia y estadistica; Secretaria de Agricultura y Fomento; Secretaria de comunicaciones y obrar publicas.

Besprechungen und Inhaltsangaben.

Dr. Walther G. S. Maas, Zur vorgeschichtlichen Besiedlung des Posener Landes. Mit 6 Karten. Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna, Bd. 19, Heft 1/2. 1927. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig.

Diese Arbeit des den Lesern der Dt. Wissenschaftlichen Zeitschrift nicht unbekannten jungen Siedlungsgeographen fußt, den Angaben des Verfassers zufolge, zunächst auf einer im Posener Prähistorischen Museum angestellten Bestandsaufnahme der betr. dort aufbewahrten vorgeschichtlichen Fundstücke und darüber hinaus auf gelegentlich in deutschen und polnischen Werken und Fachzeitschriften gebrachten Zusammenstellungen anderer Prähistoriker. Ihr Hauptwert liegt in den beigegebenen Karten, die uns den jeweiligen Stand der Besiedlung in den einzelnen vorgeschichtlichen Zeitabschnitten (A. Steinzeit; B. Bronzezeit; C. Frühe Eisenzeit; D. und E. Latène- und Römische Zeit; F. Völkerwanderungs- und frühslawische Zeit) vor Augen führen; das als Schlüssel zu diesen Karte gedachte Verzeichnis der in Frage kommenden, hier in alphabetischer Reihenfolge gebrachten Fundstellen würde m. E. seinen Zweck erst dann ganz erfüllen, wenn zu den aufgezählten Namen gleichzeitig die Funde selbst kurz angegeben würden. Dieselben Karten mit demselben Fundstellenverzeichnis hat der Vefasser auch im Band III, Heft 2 des von Kostrzewski herausgegebenen Przegląd Archeologiczny veröffentlicht.

Während sich die polnische Fassung auf die Karten und das Fundstellenverzeichnis beschränkt, ist der deutschen Fassung einiges den Gegenstand betreffende Textliche vorausgeschickt, das sich mit dem in Kapitel III der Arbeit des Verfassers über die Entstehung der Posener Kulturlandschaft (Deutsche Wissenschaftl. Zeitschrift 1927, Heft 10, Sonderheft) Gebrachten zum Teil deckt und zum Teil ergänzt.

Der These des Verfassers, daß die vorgeschichtliche Besiedlung des Posener Landes eine Funktion seiner Bewohnbarkeit durch den primitiven Menschen sei, ist zuzustimmen. Der vorgeschichtliche Siedler hat, wenn er dem Ackerbau oblag, vornehmlich waldfreie Gebiete eingenommen; war er Jäger, so hielt er sich wohl in waldigen Gegenden auf; vor allem aber ließ er sich auch an Fluß- oder anderen Abhängen in der Nähe des Wassers nieder. Kaum dürfte er sich in einen Kampf mit der überwuchernden Natur eingelassen, kaum Wälder gerodet oder Sümpfe trockengelegt haben. Dazu lag keine Veranlassung vor, bewohnbares Land war genug da. Sich allerdings die Provinz Posen zu Beginn ihrer Besiedlung so vorzustellen wie die Pripetsümpfe heute, dürfte auch dann noch übertrieben sein, wenn man im Satze das abschwächende „fast" zuläßt.

Der Prozeß der Besiedlung selbst, das Auf und Nieder im Ablauf der einzelnen Kulturen ist nicht mit der erwünschten Plastik hervorgehoben. Man könnte einwenden, das ist Geschichte und nicht Siedlungsgeographie. Doch darauf wäre zu antworten, daß gerade die Darstellung in genetischer Folge die beste Art ist, von der vorgeschichtlichen oder auch geschichtlichen Besiedlung eines Landes eine Vorstellung zu geben.

Zur Frage der Nationalität der Träger der sogen. Lausitzer Kultur nimmt der Verfasser in dieser Arbeit nicht Stellung, und er tut gut daran. Im III. Kapitel seiner Arbeit über die Entstehung der Posener Kulturlandschaft hält er „das Slawentum der Lausitzer zwar nicht für völlig ausgeschlossen, aber für sehr wenig wahrscheinlich". Viel stärker ist übrigens Kostrzewski heut in seinen diesbezüglichen Behauptungen auch nicht mehr.

A. M.

Poznań w historycznym rozwoju od początków aż po dzień dzisiejszy [Posen in seiner geschichtlichen Entwicklung von den Anfängen bis auf den heutigen Tag], Posen 1928. Drukarnia Polska. 120 S. mit vielen Abbildungen. Preis 2 zł.

Das schmucke Büchlein, dem tatkräftigen Stadtpräsidenten (Oberbürgermeister) C. Ratajski gewidmet, ist von dem Käufer der alten Deckerschen Hofbuchdruckerei, Ed. Pawłowski, unter Mitwirkung von Simon Nawrocki bearbeitet und von Karl Prausmüller sowie R. S. Ulatowski mit Bildschmuck versehen worden. Es gibt gleichzeitig einen allgemeinen Abriß der Geschichte der Stadt wie eine kurze Würdigung ihrer Kunstdenkmäler. Der Herausgeber sagt im Vorwort: „Unser Werkchen wollen wir nicht zu den quellenmäßigen rechnen, es soll nur die Aufgabe eines bescheidenen Führers und Informators erfüllen." Dieser Aufgabe wird es, abgesehen von einigen kleineren Ausstellungen, durchaus gerecht.

So ist mit Anerkennung festzustellen, daß Verfasser zeitlich nach dem Vermerk der ersten Erwähnung der Polen in der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg schreibt: „Bisher ist nicht aufgeklärt, woher die hiesigen slawischen Stämme gekommen sind" (S. 13) — er lehnt also die Posener Kostrzewskische Urslawentheorie glatt ab, — weiter, daß er die Wichtigkeit der Lokation zu deutschem Recht 1253 hervorhebt, daß er wenigstens bei einigen Gebäuden angibt, daß sie von Deutschen gegründet oder erbaut sind (Nikolaus- und Gotthardkirche von deutschen Kaufleuten, von späteren Bauwerken zum Beispiel das Stadttheater, die jetzige Oper, von Max Littmann aus München), daß er Peter Vischers aus Nürnberg Grabplatten würdigt, daß er sachlich auch die Schönheit der Kreuzkirche unterstreicht (S. 116), daß er auch Vertreibungen der Protestanten und den sich verschlechternden Zustand in den letzten Jahrhunderten der altpolnischen Zeit nicht verschweigt, daß er angibt, daß die Firma Cegielski eine Reihe deutscher Fabriken angekauft hat und dergleichen.

Überflüssig sind aber die doch nur Erzeugnisse der malerischen Einbildungskraft darstellenden Bildnisse der ersten Herrscher, die nur unnötig Platz beanspruchen. Auch brauchte der Posener alte deutsche Stadtvogt Primco, wie ihn die Quellen des 14. Jahrhunderts nennen, nicht als Przemko bezeichnet zu werden. Zu be-

dauern ist auch, daß die in dem gleichen Hause wie das Werkchen einst erschienene deutsche „Südpreußische Zeitung", von der der Verlag sogar ein vollständiges Stück besitzt, nicht genannt wird, bloß die polnische, die nur eine Übersetzung darstellte. Statt Boleslaus dem Frommen wäre richtiger Pschemisl als Teilfürst von Posen gesperrt zu drucken, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind. Jedoch insgesamt ergibt sich ein gutes Bild der wechselvollen Schicksale der Stadt, der vielen Kriegs- und Aufruhrereignisse, wie Belagerungen und Besetzungen, der Naturereignisse wie Überschwemmungen und Seuchen, ferner der Ausstattung mit Bauwerken. Jedenfalls steht das Büchlein hoch über dem unglücklichen Führer von Dr. Worwan „Le guide des Etrangers à Poznań" (vgl. „Posener Tageblatt" vom 18. August 1924 und „Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen", Heft 4, S. 108 f.) oder dem älteren, ebenso tendenziösen Dzieje Poznania od założenia do dni ostatnich von T. B. Lattermann.

Paweł Groth: Handel Poznania z Zachodem w wiekach średnich. (Paul Groth: Der Handel Posens mit dem Westen im Mittelalter). Kronika Miasta Poznania, Jg. V, 1927. S. 341—366.

Die im Seminar für mittelalterliche Geschichte an der Posener Universität hauptsächlich auf Grund von Posener Quellen entstandene erfreuliche Arbeit betrifft nur den Handel mit dem damaligen Deutschen Reich, wie der Inhalt zeigt, nicht auch mit Frankreich, wie man nach der Überschrift annehmen könnte. Westen ist wohl nur zur Vermeidung des Wortes Deutschland gesagt, denn für Schlesien und Böhmen paßt Westen doch nicht recht.

Nach einer Urkunde von 1238 gab es schon damals eine Zollkammer, woraus zu schließen ist, daß schon zu der Zeit ein bedeutender Handel bestanden haben muß. Wenn Verf. in seinem Schluß sagt: „Zunächst führen überwiegend Deutsche den Handel in Posen" (S. 366) — nach den vielen angeführten Namen fast ausschließlich — so dürfte das auch schon für diese Zeit gelten, wie z. B. auch aus Kirchgründungen hervorzugehen scheint. Jedoch die Verleihung des Magdeburger Rechtes, durch die der Ort Märkte erhielt, „kann man als Wendepunkt in der Geschichte des Handels der Stadt bezeichnen". Es folgen 50 Jahre raschen Aufschwungs, in Kampfzeiten Stillstand. Handelseifersucht gegenüber Thorn läßt stärkere Anknüpfung mit Pommern suchen (vgl. auch S. 348, bez. Breslau S. 355). Unter Jagiełło wirkt besonders die Erreichung des Stapelrechtes 1394 günstig.

Besonders wichtig waren die Beziehungen mit Schlesien, hauptsächlich Breslau, Liegnitz, Schweidnitz und (dem damals noch lausitzischen) Görlitz, gering dagegen mit Böhmen, nicht sehr belebt mit der Mark, wobei auch politische Gründe mitsprachen. Bezüglich Süddeutschlands ergeben sich einige Ergänzungen zu des im Weltkriege gefallenen Dr. Kurt Schleeses (Druckfehler Schlesses) umfangreicherer Arbeit, die in Bd. 29 der Zeitschrift der Histor. Gesellsch. f. d. Prov. Posen erschienen war. „Nürnberg ist von allen deutschen Städten am engsten mit Posen verbunden. Ein Beweis dieser Verbundenheit sind die zahlreichen Nürnberger Familien, die sich in der 2. Hälfte des 15. Jahrh. in Posen ansiedeln und später am städtischen Leben lebhaften Anteil nehmen" (S. 358). Erwähnt werden die Familien Wild (nach der Wilda benannt ist), Horning, Rigler, Held, Herdehen und Holzschuher. Von mittel-

deutschen Städten spielten die größte Rolle Leipzig, weiter Magdeburg, von norddeutschen Lübeck.

Die Stadt Posen war wichtig als Vermittlerin zwischen Ost und West. Ausgeführt wurden hauptsächlich Farbe, Wachs und Ochsen. Der Einzelkaufmann war noch wichtiger als die Handelsgesellschaft. Das Vertreterwesen blühte. Bezahlt wurde entweder bar, oder es wurde Tauschhandel getrieben. Lattermann.

Leonard Kostrzeński. Zarys historyczny rozwoju aptekarstwa. [Geschichtlicher Abriß der Entwicklung des Apothekenwesens]. Warschau 1928. Abdr. aus „Wiadomości Farmaceutyczne". Verl. Mr. farm. Fr. Herod.

Der Aufsatz behandelt zunächst die allgemeine Geschichte des Apothekenwesens, besonders die allmähliche Beschränkung des früher weiteren Begriffes, und die Rechtsentwicklung. Dieser Teil ist hauptsächlich auf deutsche Vorarbeiten gestützt und weist auf deutsche Beispiele und Anschauungsmöglichkeiten hin. Dabei werden aber auch — leider ist die Anordnung nicht sehr durchsichtig — Einzelheiten aus Polen behandelt. Ergänzend könnte man bemerken, daß, wenn Apotheke im Mittelalter zunächst (wie heut noch teilweise in Ostpreußen) die Bedeutung wie französisch boutique, deutsch Bude, Kram hatte, letztere Worte auch beide ins Polnische übergegangen sind. Erst g gen Ende des 14. Jahrh. kommt der jetzige Sinn auf, aber 1594 wird ein Apothecarius Joannes Fricius aromatarius confectarius genannt, und ein anderer, Joannes Pipan in Krakau (wieder ein niederdt. Name, vgl. die Bemerkung Heft 8 vorlieg. Zeitschrift S. 137 betr. Jan Goltsmed) liefert Süßigkeiten für Feierlichkeiten und noch 1774 erhält für Koschmin Rud. Ekkelt ein Privileg für gleiche Zwecke. Nachdem gegen Ende des 14. Jahrh. die jetzige Bedeutung aufgekommen ist, kommt in den Apotheken außer den Kräutern und (früher von Ärzten bereiteten) Salben auch die Chemie zur Geltung. In den „libri baptisatorum" der protestantischen Kirche in Posen wurden die Apotheker in der 1. Hälfte des 17. Jahrh. mit dem Namen chymicus bezeichnet. Der Apothekenbesitzer Ambrosius Dufft in Posen erachtete sich, wie ein eigenhändiger Vermerk bezeugt, für einen Adepten der Alchimie, der den sog. „Stein der Weisen besitze". Seit langem bauten die Klöster eifrig Arznei- und Küchenpflanzen an. „In Deutschland waren die medizinisch-botanischen Gärten der Benediktiner vorbildlich eingerichtet und dienten als Vorbilder für die heutigen botanischen Gärten." Posen, Gnesen und Bromberg hatten gegen Ende des 18. Jahrh. Jesuitenapotheken. Die ersten Apotheken im heutigen Sinne, abgetrennt von der ärztlichen Kunst, waren die Stadt- und Ratsapotheken gewesen.

In einem besonderen Abschnitt wird das Apothekenwesen im abgetretenen preußischen Ostgebiet behandelt. Bei dem Verfasser des Aufsatzes, der noch in Heft 4 dieser Zeitschrift selbst „Beiträge zur Geschichte der vier ältesten privil. Apotheken in Posen" (S. 53—71) veröffentlicht hatte, tritt (besonders in diesem Abschnitt) eine gewisse deutschfeindliche Stimmung zutage, z. B., wenn er in bezug auf eine mittelalterliche Erscheinung schreibt: „Lächerlich muß man die Unterscheidung des Bären- vom Bärinnenfett nennen. Auch bei uns in Polen bestand früher ein Vorurteil, aber niemals in dem Maße, wie im Land der Weisheit und Vernunft." Besonders scharf greift er die preußische Regierung an. So macht

er ihr zum Vorwurf, daß in 3 Regierungs-Bezirken der Versuch gemacht worden sei, bei Konzessionsverleihungen die Verpflichtung zu nur deutscher Geschäftsaufschrift bei einer Konventionalstrafe von 100 Mk. durchzusetzen (S. 29). Zunächst hat diese Vorschrift „kaum praktische Bedeutung gehabt, da Herr Laskowski aus Miloslaw sich weigerte, zu unterschreiben und nach 10 Monaten ohne jeden Vorbehalt die Konzession erhielt". Außerdem übersieht Herr K., wie das so üblich ist, daß es sich um eine späte Zeit der preußischen Herrschaft handelt, wie die Bezeichnung Mark andeutet, wahrscheinlich wohl dieses Jahrhundert; er gibt das Jahr leider nicht an. Da hatte Preußen schon seine besonderen Erfahrungen mit Aufstandsaffären hinter sich, so daß die nach 1815 übliche Bevorzugung des Polentums aufgehört hatte. Wenn man vergleichen will, kann man nur die entsprechenden Jahre nach der Übernahme vergleichen, und auch da nur mit Vorbehalt (damals Absolutismus, jetzt „Selbstbestimmungsrecht der Völker"!). Unter diesem Gesichtspunkt kann das vielgeschmähte Preußen ruhig jedem Vergleich ins Auge sehen, sogar ein Vorbild abgeben. Aus den eigenen verdienstvollen Angaben von Herrn K. ist zu ersehen, daß 3 Jahre nach dem Übergang des Posenschen an Preußen, 1818, Liskowski in Schroda und Stef. Bełkowski in Obornik neue Regierungskonzessionen erhielten, letzterer sogar noch eine zweite für Pudewitz, nachdem er ebenso wie L. bald die Apotheke an einen Deutschen verkauft hatte. Die logisch zu erwartende Gegenfrage: Haben Deutsche nach 1919 neue Apotheken gründen dürfen? wird wohl eine rhetorische sein. Auf alle Anklagen des Verfassers gegen das „preußische Joch" (S. 32) genügt es für einen denkenden Leser, aus den verdienstvollen Zusammenstellungen, die er zuletzt gibt, einige wenige Zahlen herauszugreifen, wobei 1894 als Gründungsjahr des Ostmarkenvereins mitberücksichtigt wird, weil sich erweist, daß die stärkste Entwicklung des Polentums im Apothekenwesen in Preußen erst nachher eingetreten ist. In altpolnischer Zeit hatte es dagegen in dem an Preußen gefallenen Gebiet bis 1779 nach seiner Darstellung überhaupt keine polnische Apotheke gegeben, ein Hinweis darauf, eine wie geringe Rolle das Polentum in den Städten damals spielte. Erst 1780 wurde eine einem Polen Kugler, also mindestens einem Deutschenabkömmling, konzessioniert, und 1784 kaufte der Pole Danielewicz die jetzige Rote, frühere Mohrenapotheke in Posen dem Deutschen Saupe ab, so daß bei der 2. Teilung nur zwei in polnischem Besitz waren. Erst unter der „Erobererregierung" begann das Einsickern, und die Zahl von 24 Apotheken in deutscher Hand 1926 ist inzwischen — in der Stadt Posen wurden inzwischen allein 2 Apotheker durch mehrere vollzogene oder angekündigte Konkurrenzgründungen zur Abwanderung gezwungen — weiter heruntergedrückt worden. Die blitzartig den Tatbestand beleuchtenden Zahlen sind folgende:

	Apotheken im Posenschen		außerh. d. Prov.
Im Jahr	deutsche	polnische	polnische
1793	(36)	2	?
1861	91	9	2
1894	94	37	14
1918	100	57	40
1926 dagegen	24	123	?

Dr. R. St.

Sobkowiak: Zarys dziejów cechu garncarskiego w Lesznie na podstawie starych dokumentów zebrany. [Abriß der Geschichte der Töpferzunft in Lissa auf Grund alter Papiere verfaßt]. ,,Stan Średni", Posen 1927, Nr. 7—9.

Auf Grund des Inhalts der Zunftlade, besonders des Protokollbuchs und des Verzeichnisses der Freigesprochenen bringt der zweite Bürgermeister der Stadt eine nette Darstellung der Vergangenheit der Zunft. Am 25. 1. 1637 gab der Erbherr Boguslaus Graf v. Lissa der sicher schon älteren Zunft ein Statut, dann wieder 1747 A. Jos. Sułkowski und 1778 sein Sohn. ,,Die Bevölkerung der Stadt Lissa war in dieser Zeit wie in den anderen Städten Westpolens überwiegend deutsch." ,,Die Töpferzunft war völlig deutsch; alle Briefschaften, Bitten, Anträge, Empfehlungsschreiben sind in deutscher Sprache ausgestellt. Auf den Bittschriften an den allergnädigsten König von Polen figurieren deutsche Namen. Die Ordination für die Zünfte, die vom Fürsten Ant. Sułkowski am 14. 8. 1778 ausgegeben wurde, war in deutscher Sprache ausgestellt." Für diese Freiheiten seien die Lissaer Deutschen nicht dankbar gewesen. Wenn Verf. als Beweis dafür die freudige Aufnahme der Schweden 1657 anführt, ist dazu zu sagen, daß auch der großpolnische Adel nicht anders gehandelt hat, indem er bei Usch sich den Schweden anschloß, und ebenso ist die preußische Herrschaft später doch auch von vielen Polen mit Jubel begrüßt worden.

Zur Zeichnung des Hintergrundes werden auch einige allgemeine Angaben über die Geschichte der Stadt gemacht. 1709 hat übrigens in Lissa nicht die Cholera gewütet, sondern die Pest. Nach dem Übergang der Herrschaft an die Sułkowski verfiel die Stadt nach anfänglicher guter Entwicklung ,,allmählich infolge der Wirren im Lande und Zwistigkeiten und des allgemeinen Niedergangs. Unter der Regierung des Sohnes von Alex. Sułkowski, Anton, ist ein deutlicher Verfall des Handwerks und Handels zu bemerken, und die Bürger gedenken in einer Bittschrift an den König wehmütig der guten Zeiten unter den Leszczyński". Eine deutliche Erstarrung des Zunftwesens ist auch hier zu sehen, so daß der Grundherr, ,,des heiligen Römischen Reiches Fürst, Wojewode von Gnesen, Graf und Erbherr auf Lissa", gegen Mißbräuche wie Erschwerungen der Niederlassung junger Meister durch zu große Gebühren, zu teure Meisterstücke u. dergl. einschritt. Streitigkeiten zwischen dem Erbherrn und der Stadt, die zeitweise nach Posen die größte des ganzen Gebiets war, kamen häufiger vor. „Es scheint, daß er der Stadt ihre Rechte und Privilegien abnehmen wollte und Abgesandte der Bürger in Gestalt des Martin Hartmann, Benj. Christmann und Sam. Leistnitzer einen Einspruch an den polnischen König sandten." Zwistigkeiten mit der ebenso deutschen Zunft in Fraustadt wurden vor der höchsten Warschauer Zunftabteilung 1767 ausgetragen. Die Zunft suchte sich, wofür auch anderwärts viele Beispiele vorliegen, rein deutsch zu erhalten. 1714 erließ sie ein Verbot, Jüdinnen zu heiraten — bekanntlich gab es in Lissa eine sehr große jüdische Gemeinde. ,,Skandalös war der Zunftbeschluß, keine Polen als Lehrlinge aufzunehmen." Dagegen war 1694, wie ein Empfehlungsbrief ausweist, die Kriewener Zunft polnisch. 1660 wurden 2 Meister (Georg Gral und Joh. Wandelt) samt 2 Gesellen nach Guhrau gesandt, um Satzungen für eine neuzugründende Bruderschaft zu erbitten, mit Hilfe einer Art Burse den Lehrlingen und Gesellen moralische Hilfe zu bringen.

Der Anfall an Preußen 1793 (einmal Druckfehler 1792) brachte scharfe Eingriffe, doch auch mächtiges Aufblühen. 1845 (so soll es wohl statt 1875 heißen) zählte die Zunft nur 7, 1898 dagegen 28 Mitglieder. 1846 hatte sie eine neue Satzung erhalten. Während dieser ganzen Zeit floß „das Leben in geregeltem Bett still, ruhig, ohne Ehrgeiz".

Von solchen kultur- und ortsgeschichtlich lehrreichen kleineren Arbeiten kann man sich nur mehr wünschen, und hoffentlich vertieft sich auch der Lissaer Bürgermeister weiter in die Geschichte seiner Stadt, aus der trotz des schon vorhandenen stattlichen Schrifttums immer noch viel herauszuholen ist. Des verstorbenen Prof. Nesemann wertvolle, tiefschürfende Arbeit über die Lissaer Tuchschererinnung (Zeitschr. d. Hist. Ges. f. d. Prov. Posen, Jg. 17) könnte ihm dafür gute Fingerzeige geben.

Lattermann.

Irena Głębocka-Piotrowska, Krzysztof Boguszewski i poznańska szkoła malarska na początku 17 wieku [Christoph v. Boguszewski und die Posener Malerschule am Anfang des 17. Jahrh.]. Kronika Miasta Poznania, Jahrg. VI., Nr. 2, S. 117—159 und Nr. 3, S. 205—239 und Sonderdruck 1928. Mit 15 Taf. Abb.

In eingehender Untersuchung befaßt sich die aus der Posener Universität (Prof. Dr. Dettloff) hervorgegangene Verf. mit einer bisher wenig untersuchten Gestalt und Zeit. Indem sie von drei Gemälden, die alle mit kleinen menschlichen Figuren angefüllt sind, ausgeht, schreibt sie: „Es kann sein, daß wertvollere Kunstdenkmäler in Polen bestehen, die noch der Bearbeitung harren; trotzdem ist das Werk Bs. auf dem Grunde der damaligen Kunst in Polen eine der ersten Erscheinungen einer selbständigen, von allen fremden Einflüssen freien Malerei in Polen" (S. 118/9). Auf diese Posener Schule, von der wir nur B. dem Namen nach kennen, soll dann die große Malerei des 19. Jahrhunderts zurückgehen.

Zunächst beschäftigt sich Verf. mit dem Stand unter Siegmund III. Wasa und unterscheidet zugewanderte und einheimische Künstler. Der König habe zahlreiche „italienische, flämische und deutsche Künstler nach Polen", hauptsächlich Krakau, geholt. Trotzdem sie nur einen Italiener (Thom. Dolabella) aufführt und den noch einen „Künstler zweiten Ranges" nennt (S. 119), trotzdem der germanische Einfluß unvergleichlich stärker war, wie sich weiter ergibt, wendet sie die angegebene Reihenfolge an (S. 119, ebenso S. 121). Von Flamen (Niederdeutschen!) erwähnt sie nur kurz Jak. Mertens. „Unter den Deutschen erfreute sich großen Ruhmes der Bildnismaler Nik. Koeber aus Breslau, schon am Hofe Stef. Bátoris seit 1580 bekannt. Nach dem Tode Koebers berief Siegmund III. Jak. Troschel aus Nürnberg, der bis zu seinem Lebensende 1624 dem König zur Seite blieb. Auf diese Weise werden am Hofe Siegmunds III. die deutschen Überlieferungen in den Königsbildern fortgeführt; der deutsche Stil begann nämlich schon mit einer Folge von Bildern der Jagiellonenfamilie, die in der Werkstatt Luk. Kranachs d. J. in der Mitte des 16. Jahrh. verfertigt wurden" (S. 120). Weiter war wichtig die Danziger Kunst (Anton Möller aus Königsberg). „Wie stark die Danziger (d. h. rein deutsche! Anm. des Verf.) Kunst nach Westpreußen und sogar nach Großpolen ausstrahlte, bezeugt u. a. das Schaffen Hermann Hahns und Bart. Strobels." Ersterer stammte aus Neuß,

lebte später in Danzig und (dem ebenso deutschen, vgl. Heft 12 dieser Zeitschr. S. 189 ff.) Konitz, wurde Kgl. Hofmaler, schmückte besonders Pelplin und starb 1627. Strobel aus Breslau „(geb. 1591, gest. nach 1644), der seit 1634 oder 35 in Westpr. weilte, kann man kühn neben Dolabella stellen, sowohl bezüglich seiner reichen künstlerischen Hinterlassenschaft wie wegen der Einflüsse, die er auf die Kunstgeschichte in Polen ausgeübt hat" (S. 121, vgl. Zygm. Batowskis Buch, Lemberg 1916).

Die einheimische Malerei wurde hauptsächlich durch Städter in Zünften betrieben. Von Adligen wird Paul Grodzicki (S. 122) und J. Szwankowski (S. 123, Name!) genannt. Die wichtigsten Vorwürfe waren kirchliche, meist nach mittelalterlicher Art (Franz. Lekszycki, Jos. Wolf-owicz = Lemberg). In Posen (über frühere Zeit vgl. Heft 6 dieser Zeitschr. S. 196) sind drei kleinfigurige Zunftbilder aus dem Anfang des 17. Jahrh.: Hl. Martin, Unbefleckte Empfängnis und Himmlisches Jerusalem. Diese Bilder (und zahlreiche andere) hatte die preußische Regierung bei der Aufhebung des (einst deutschen und dann gewaltsam verpolten Klosters) Paradies der Kirchenbehöde überlassen. Über den Ort schreibt die Verf. übrigens: „P. ist ein großpolnisches Dorf nordwestlich von Wollstein, das durch den Versailler Friedensvertrag dem Deutschen Reiche einverleibt (!) wurde" (S. 128). Da das Kloster früher Besitzungen in Schlesien hatte, ist auf einem Bilde noch der habsburgische Doppeladler zu sehen. Zwei der genannten Bilder im Dom sind nach dem Muster von Pelpliner, etwas älteren Gemälden Herm. Hahns gefertigt. Nachdem die Verf. etliche Ähnlichkeiten des Inhalts aufgezählt (S. 144) und gesagt hat, daß eine Abhängigkeit des Inhalts bestehe (S. 145; auch schon S. 124: „Bevor er sich von dem Vorbild Hahns abhängig machte"), ist es S. 157 nur noch ein „leichter Einfluß Hahns", und später fällt er noch mehr unter den Tisch. Nur das eine Bild sei nicht von B. (Jerusalem), sondern einem bisher Unbekannten.

Weiter werden 3 großfigurige Zunftgemälde in Posen behandelt (S. 205 ff.). Ein „Schutzengel mit Kind" in der Adalbert-Kirche sei von B., eine „Mutter Gottes unter Engeln" in der Margareten-Kirche von dem genannten Unbekannten, ein weiteres „Madonna mit Kind" daeben in Dürerscher Art gehalten. Es folgen eine Reihe Gemälde in der Provinz (Ritschenwalde, Schroda, Borek, Gonsawa, Zirke, Hohensalza). Die Madonna auf der „Unbefleckten Empfängnis im Posener Dom" ist schon ein gewisses Kompromiß zwischen dem Typ der (altertümlichen) Madonna der Posener Schule und dem Typ der Madonna Hahns. Die hl. Jungfrau in Zirke bezeugt auch, daß ferner ausschließlich durch den Einfluß Hahns sich die neuere Auffassung der „Unbefleckten Empfängnis in Posen, ohne Kind, erklärt" (S. 224). Die porträtartige Auffassung Marias schreibt Verf. dem Einfluß Strobels zu (allerdings nur in der Anm. S. 228), der für Pempowo und Pakosch gemalt hat.

In einem zusammenfassenden Teil werden als kennzeichnend für die Schule deutliche Züge und scharfe Zeichnung (S. 230) genannt. „Trotz einer gewissen Primitivität besitzen (B.'s) Werke bedeutende Werte": Sorgfältigere Ausführung als Donabella, künstlerische Einbildungskraft. Er sei aber nicht der Schöpfer der Schule, die vielmehr aus der Posener Zunft erwachsen sei (S. 231). Rätselhaft und nur durch eine jetzt ja beliebte Manie,

möglichst nichts den Deutschen verdanken zu wollen, halbwegs erklärbar sind folgende Sätze: „Die größte Bedeutung der Schaffenskraft B.'s und der ihm zeitgenössischen Posener Künstler beruht darauf, daß ihre Kunst, von allen fremden Einflüssen abgetrennt und nur auf die Überlieferung gegründet, eine wichtige Rolle in der Begründung eines national-polnischen Stiles spielte. Es ist kennzeichnend, daß die Schule damals entstand, als alle deutschen Einflüsse in Großpolen, die in den früheren Jahrhunderten so mächtig zu fühlen waren, sich schon völlig zerrieben hatten" (S. 232). Wie paßt letzteres zu ihrem eignen Abschnitt über die „fremden" Künstler und ihren Einfluß? Sie gibt selbst den „mächtigen" deutschen Einfluß früher zu, und nun soll das Kennzeichen des polnischen Stiles die doch gerade deutsche Überlieferung sein? Diese Erstarrung oder geradezu Rückständigkeit oder Rückkehr, die sich in dem erwähnten Mangel an Berücksichtigung des Körperbaues und der Fernzeichnung (a. a. O. auch der Farbenabtönung) kundtut, wird tatsächlich als „übrigens die poln. Kunst überhaupt charakterisierend" genannt (S. 233). Verf. führt „die Zahl der polnischen Typen und Trachten" an. Über die ersteren mögen die Rassenkundler urteilen — ich kann nicht zu viel slawische Typen entdecken —, die letzteren sind doch meist aus anderen Ländern (bes. Osten und Ungarn) übernommen und sind ebenso „altpolnisch" wie die der „Bamberki" (Bambergerinnen).

An der erwähnten Stelle heißt es weiter: „Das Paradieser Kloster z. B., obwohl einst deutsch, war schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts völlig verpolt und verdankt seine Blüte gerade den poln. Äbten und der Berührung mit dem poln. Königshof. Posen selbst war im 17. Jahrh. offensichtlich eine völlig polnische Stadt" (S. 232). Letztere Behauptung des rein polnischen Gepräges gehört scheinbar neuerdings als selbstverständlich in jede Erwähnung von Ortschaften im alten Polen, wird aber durch die häufige Wiederholung nicht richtiger. Gewiß hatte die dreimalige Niederbrennung der evang. Kirche und Protestantenvertreibungen das Deutschtum der Stadt Posen geschwächt, aber ganz versunken war es durchaus nicht, und außerdem bestand die starke jüdische Gemeinde sowie kleinere Kolonien von anderen Volkstümern, so daß von einer völlig polnischen Stadt keine Rede sein kann. Wenn man schreiben kann: „Nach Polen gelangte der Einfluß der ital. Wiedererweckung nur mittelbar durch die deutschen Meister Hans Dürer und Hans Süß v. Kulmbach" (S. 233), so sollte man doch auch solche Irreführungen und Widersprüche wie die angeführten vermeiden, die die polnische Wissenschaft nur in ein ungünstiges Licht zu setzen geeignet sind und die wirklich wertvollen Ergebnisse verkleinern. Dr. R. St.

Józef Muczkowski — X. Józef Zdanowski: Hans Suess z Kulmbachu [Hans Süß von Kulmbach], Kraków 1927. Rocznik Krakowski Tom XXI. [Krakau 1927. Krakauer Jahrbuch Bd. 21]. 86 S., 1 Taf. u. 39 Abb. 4⁰.

In dem vornehm ausgestatteten Jahrbuch der polnischen „Gesellschaft der Liebhaber der Geschichte und Kunstdenkmäler Krakaus" sind im Lauf der Zeit schon eine Menge wertvoller Arbeiten über die alte Stadt erschienen, deren Deutschtum erst in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts dahingeschmolzen und im Polentum aufgegangen ist, ohne jedoch bei dem ständigen Nachschub

ganz zu verschwinden. Gerade in diese Zeit des Übergangs führt uns das neueste Jahrbuch, das wir mit besonderer Freude begrüßen, da in ihm mit liebevoller Teilnahme dem Wirken eines deutschen Künstlers nachgegangen wird, eines der vielen Volksgenossen, auf deren Werke heut die Polen stolz sind. Vor allem hervorzuheben ist, daß — im Gegensatz zu Veit Stoß, Peter Wunderlich und so manchem andern, die durchaus zu Polen gemacht werden sollten, — sein deutsches Volkstum auch darin anerkannt wird, daß er, der seine Bilder H. K. gezeichnet hat, Hans und nicht Jan genannt wird, während z. B. ein deutscher Münzmeister (Hanus Kehl), der die gleichen Buchstaben als Zeichen prägte, das Schicksal hatte, stets Jan genannt zu werden. Ebenso ist erfreulich, daß die Herausgeber einen Auszug von 6 Seiten in deutscher Sprache angefügt haben, der die Arbeit wenigstens in den Hauptsachen den nicht polnisch verstehenden Lesern erschließt.

Von den von deutscher Seite vorliegenden Vorarbeiten (Hans Koelitz 1891 und Hans Bermann 1923) ist besonders die letzte, die bisher nur in Maschinenschrift vorliegt, in der polnischen Darstellung nützlich mitverwendet worden. In den Werken, die einzeln abgebildet und besprochen werden, tritt zunächst noch ein Einfluß der Gotik zutage. Weiter sind solche Dürers und Barbaris, sowie unmittelbar venezianische zu erkennen. Der große Schreinaltar aus dem Paulinerkloster bei Krakau ist jetzt in seinen einzelnen Teilen an verschiedenen Orten. Es wird angenommen, daß der Künstler zwischen 1511 und 1515 zweimal in Krakau geweilt hat. Aus der Zeit des letzten Aufenthalts stammen zwei Bilderreihen zur Katharinen- und Johanneslegende, jetzt in der Krakauer Marien- und Florianskirche. Die Landschaftsfreude dieser Bilder wird den Einflüssen Altdorfers in Regensburg zugeschrieben. Von Dürer hat sich unser Maler zu jener Zeit losgelöst, schließt sich ihm aber wieder später in Nürnberg an. So ist er ein „Eklektiker im besten Sinne des Wortes". Dank der Opferwilligkeit des Krakauer Patriziers H. Boner (aus einer deutschelsässischen Familie) besitzt „Krakau die besten Bilder Kulmbachs, dessen Kunst die polnische Malerei des 16. Jahrhunderts bedeutend befruchtet hat". Die zahlreichen Abbildungen sind vorzüglich ausgeführt. Schade nur, daß nicht wenigstens eins oder mehrere die wundervolle Farbengebung des Urbildes veranschaulichen, was allerdings die Kosten noch wesentlich erhöht hätte. Lattermann.

Neuere Zeitschriftenregister.

In den letzten Jahren sind einige Register erschienen, auf die an dieser Stelle hingewiesen werden darf. Das wichtigste von deutscher Seite herausgegebene für die früheren Veröffentlichungen der „Historischen Gesellschaft für Posen" ist schon von mir angezeigt worden, so daß nur darauf verwiesen zu werden braucht (Heft 12 dieser Zeitschr. S. 183 f.). Weiter hat die „Kronika Miasta Poznania" eins für die ersten 5 Jahrgänge, angeschlossen an das Inhaltsverzeichnis von 1927, gebracht, allerdings kurz gehalten, nur die Überschriften, im einzelnen die Verfasser allein mit Bezeichnung der Jahrgänge, für die sie geschrieben haben, angebend, jedoch unter Aufführung der wichtigsten Besprechungen. Mehrere andere von allgemeinerer Bedeutung sind im Jahre der 4. Allgemeinen Poln. Historikertagung, 1925, herausgekommen. Da ist zunächst zu nennen:

1. Indeks do Kwartalnika Historycznego (1887—1922), Lwów, Nakładem Polskiego Towarzystwa Historycznego [Register zur Geschichtl. Vierteljahrsschrift. Lemberg, Verlag der Poln. Histor. Ges.] IV und 315 S. Für die ersten 30 Jahrgänge war das Verzeichnis, das zugleich durch seinen umfangreichen Besprechungsteil wenigstens teilweise eine Bücherkunde für die Zeit ersetzen muß, von dem Studenten Miecz. Rutkowski angelegt, der dann 1919 in den Ukrainerkämpfen in Ostgalizien fiel. Er hat, anders — und wohl günstiger — als in der genannten Posen betr. deutschen Veröffentlichung, die ersten 10 Jahre, für die auch schon, ebenso wie für unsere Zeitschriften ein anders angelegtes Register vorhanden war, nochmals mitberücksichtigt, so daß, nachdem Dr. Karl Maleczyński seine Arbeit bis 1922 (also bis zum Ende der langjährigen Tätigkeit des inzwischen verstorbenen Schriftleiters, Prof. Alex. Semkowicz) fortgeführt hatte, nunmehr der Inhalt der gesamten 36 Jahrgänge in einem Bande verarbeitet ist. Die Einteilung und Vereinheitlichung, die alphabetisch geordneten Verzeichnisse der Verfasser der Aufsätze und Besprechungen sind Dr. Ms. Werk. Über die Einteilung geben die S. 313 ff. Auskunft. Auch einige deutsche Mitarbeiter sind in dieser bekanntesten polnischen geschichtlichen Zeitschrift zu Worte gekommen. Es sei hier ergänzend bemerkt, daß, nachdem ich versucht hatte, wenigstens unter dem Gesichtspunkt der Aufzählung der für die deutschpolnischen Beziehungen wichtigen Werke die seit Kriegsende entstandene Lücke bis 1925 wenigstens oberflächlich zu schließen (Heft 6, S. 134—190 und Heft 8, S. 104—130), für die letzten Jahre von dem gleichen Dr. M. u. a. (Kas. Tyszkowski und Maria Mazanek) jährlich umfangreiche und vorzügliche Bibliographien des in den verschiedensten Sprachen erschienenen Schrifttums zur Geschichte Polens in weitestem Snine herausgegeben worden sind, die man für die letzten Jahre heranzuziehen hat.

2. Indeks do Przeglądu Historycznego. Tom. I—XXV, ułożyła Irena Posseltówna. Warszawa 1925. Tow. Miłośników Historji [Register zur Geschichtl. Umschau, Bd. 1—25, angelegt von Irene Posselt. Warschau 1925. Ges. der Geschichtsliebhaber]. LVI S. Der Stoff ist angeordnet in der Reihenfolge: Verzeichnis der Mitarbeiter; Abhandlungen; Referate und kritische Übersichten; Materialien; Berichterstattungen und Besprechungen; Polemiken; Nachrufe; Chronik der Ges. der Geschichtsliebhaber in Warschau. In dieser Zeitschrift sind auch recht stark die Arbeiten zur Geschichte des Judentums vertreten. In den deutschen Titelanführungen sind leider eine ganze Reihe Druckfehler stehen geblieben; doch die brauchen ja deutsche Benutzer nicht weiter zu stören.

3. Bibliografja Prac Towarzystwa Naukowego w Toruniu (1875—1925) zestawił Zygmunt Mocarski [Bücherkunde der Arbeiten der Wissenschaftl. Gesellschaft in Thorn (1875—1925), zusammengestellt von Siegm. Mocarski], S. A. aus Bd. XXXII des Rocznik [Jahrbuchs], 32 S. Im gleichen Jahre wurde die polnische Thorner Wissenschaftliche Gesellschaft ein halbes Jahrhundert alt. Bei dieser Gelegenheit gab ihr Schriftführer ebenfalls eine Zusammenstellung heraus, die nicht nur die 32 Bände Roczniki, sondern auch die 21 Bände Fontes und die 6 Bände Zapiski mitumfaßt. In drei Teilen werden gegeben: 1. ein Ausweis der Veröffentlichungen; 2. der Verfasser und ihrer Arbeiten (mit Auflösung der Decknamen

und Angabe der Urheber der namenlos erschienenen Schriften); 3. der Besprechungen. Nach dem natürlichen Arbeitsgebiet der Gesellschaft sind ihre Arbeiten hauptsächlich für Westpreußen und die benachbarten Gegenden wichtig.

4. Nicht ganz in den Rahmen passend, aber im Anschluß an die vorige Veröffentlichung sei auch die voriges Jahr herausgekommene Zusammenstellung der Veröffentlichungen des „Towarzystwo Przyjaciół Nauk w Poznaniu" [Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen] in den Jahren 1857—1927 genannt, die in der noch anzuzeigenden Monographie von Dr. A. Wojtkowski gegeben ist. Es ist kein Register im Sinne der vorigen, sondern eine zeitlich geordnete Aufzählung nur der wissenschaftlichen Veröffentlichungen, also ohne Berücksichtigung der Satzungen, Jahresberichte usw., u. z. zunächst der eignen, dann der auf Veranlassung oder mit Unterstützung der Gesellschaft herausgegebenen, zusammen eine stattliche Zahl. Durch den Umschwung hat sich die Lage der beiden Volkstümer im Posenschen bezüglich ihrer Veröffentlichungen umgekehrt; während früher die Deutschen so viele wissenschaftlich tätige Kräfte hatten, daß sie verschiedene einzelne Zeitschriften unterhalten und füllen konnten, die Polen dagegen fast nur ihre Roczniki, konnten, nachdem durch Übernahme der deutschen Akademie und ihren Ausbau zu einer polnischen Universität und zahlreichen Zuzug auch anderer Vertreter gelehrter Berufe die wissenschaftlichen Kräfte polnischerseits sich auf Kosten der deutschen vervielfacht hatten, die polnische Gesellschaft ihre Veröffentlichungen stark ausbauen und spezialisieren, während sie die Deutschen zusammenlegen mußten.

Lattermann.

R. Heuer-Thorn. Thorn zur Zeit des Coppernicus. Thorn 1923. Verlag des Coppernicus-Vereins für Kunst und Wissenschaft, Thorn, 24 S.

In dieser Festschrift des Vereins zum 450 jährigen Geburtstag des gewaltigen Mannes entwirft der bekannte und verdiente Heimatforscher und -kenner ein lebendiges, frisches Bild des Lebens, wie es Coppernicus in seiner Jugend und bei späteren Besuchen kennengelernt hat, indem er uns zuerst durch die alte Weichselstadt selbst sowie durch ihre Umgebung führt und dabei über den damaligen Zustand und die Veränderungen, die eintraten, mit staunenswerter Sachkenntnis unterrichtet. Dabei werden die wichtigsten Angaben über die Familie des großen, vielseitigen Mannes, ihre Beziehungen und ihn selbst mitgeteilt. Cein Vater Niklas Koppernick (nach dem deutschsprachigen Dorf Koppernig bei Neiße genannt) stammte aus Krakau. Zu seiner Zeit war dort nicht nur der führende Kaufmannsstand noch deutsch, was für die Frage des Volkstums der K. entscheidend ist, sondern der polnische Kenner Prof. Jan Ptaśnik nennt die Stadt „im 14. und 15. Jahrhundert fast völlig deutsch". „Die große Strömung der Verpolung begann am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts" (Polszczenie się Krakowa w XVI w. Krakau 1903, S. 49), also erst 50 Jahre nach dem Fortzug des Vaters K. Auch die verschiedenen Verwandten, von denen wir hören, sind durchweg Deutsche, und die Mönche der Stadt Thorn waren zu der Zeit so deutschgesinnt, daß z. B. die Bernhardiner, als sie infolge des Eindringens der Reformation auszusterben begannen, „es vorzogen, ihre Häuser

den lutherischen Magistraten zu übergeben, als polnische Brüder aus der blühenden Bernhardinerprovinz zu berufen" (ks. Kantak, in Kronika Miasta Poznania 1928, S. 166, angeführt nach Urkundenbuch der alten sächsischen Franziskanerprovinzen II, Nr. 608 ff, 624). Diese Tatsache ist lehrreich, da sie die Angabe des Verfassers stützt, daß auch die Dominikaner, in deren Orden der Vater K. samt seinen Angehörigen als Tertiarier eingetreten war, nach den Namen sämtlich deutsch waren. Daß alles, was zu jener Zeit an höherer Kultur in Thorn bestand, deutsch war, betont Verfasser zum Schluß. Lattermann.

Nicolaus Coppernicus aus Thorn. Über die Umdrehungen der Himmelskörper. Aus seinen Schriften und Briefen. 1923. Im Verlag der Deutschen Bücherei, Posen.

Leider reichlich spät wird diese Veröffentlichung hier angezeigt, aber hoffentlich noch zeitig genug, um viele Leser den Entschluß fassen zu lassen, sie sich anzuschaffen.

Schon das Äußere (Papier, Satz, buchkünstlerische Ausschmückung) werden dem Bibliophilen Freude machen, wie sie der herstellenden Firma (Posen) Ehre einlegen. — Was den Inhalt betrifft, so finden wir hier eine Auswahl aus den sechs Büchern über die Umdrehungen der Himmelskörper, sowie aus anderen Werken des Astronomen und aus seinem Briefwechsel; alles, soweit es lateinisch geschrieben war, in guter deutscher Übertragung; und endlich ein „Nachwort" des Herausgebers Dr. Hermann Rauschning: eine Lebensskizze und gehaltvolle Würdigung der Geistestat und Persönlichkeit dieses großen Sohnes des deutschen Ostens (geb. in Thorn am 19. Februar 1473). Denn in der Tat: „er war unser"! Der eine Umstand schon (es ist nicht der einzige!), daß er als Student in Bologna nicht in die dort vertretene Studentenverbindung „Polnische Nation", sondern in die „Deutsche Nation" eintrat, die nach ihren Satzungen nur solche Studierende zur Aufnahme zuließ, deren Muttersprache deutsch war, beweist dies. So ist es denn Ehrensache für uns Deutsche im Osten, die Gelegenheit zu ergreifen, an der Hand der Rauschningschen Veröffentlichung und ohne große Mühe die Bekanntschaft mit unserem weltberühmten Landsmann zu verschaffen und in seine große Gedankenwelt einzutauchen. Heuer-Thorn.

Dawne pierniki toruńskie, opracował **Stanisław Dąbrowski.** Toruń, nakładem Towarzystwa Naukowego. [Alte Thorner Pfefferkuchen. Bearbeitet von ...Thorn, Verlag der Wissenschaftlichen Gesellschaft]. 1926.

Der Verfasser hat nur wenige Jahre in Thorn gelebt, sich aber in dieser kurzen Zeit mit starker Anteilnahme in die Geschichte der Kultur dieser alten Deutschordensstadt hineingearbeitet. Eine erfreuliche Frucht seiner Bemühungen ist sein Büchlein über die alten Thorner Pfefferkuchenformen. Einleitend faßt er zusammen, was er in Büchern und Akten über unsere Pfefferküchlerei gefunden hat: über die Innung der Loosbäcker, der die Pfefferküchler angehörten; über den Umfang ihres Betriebes in alter und neuer Zeit (im Jahre 1888 wurden allein auf dem Weichselwasserwege 75 719 Kilogramm Pfefferkuchen versandt); über die verschiedenen Arten der Pfefferkuchen; über ihre Beliebtheit, die auch in polnischen Sprichwörten sich niedergeschlagen hat; über ihre Kostbarkeit, die sie zu gern angenommenen Geschenken für hohe und höchste

Personen machte; über die Formen, in denen sie in den Handel kamen und zusammenhängend damit über die Motive ihrer Schmuckgestaltung: Mythologisches, biblische Personen, Heilige, Tiere, Wappen, Herzen, historische Persönlichkeiten wie Friedrich d. Gr., Napoleon, Kościuszko, volkstümliche Personen wie Soldat, Narr, Hirt, zankende Eheleute, rein geometrische Gebilde, wie Katharinchen, Steinpflaster. — Es folgt eine Liste und kurze Beschreibung der Formen, die sich im Besitz der Firmen Gustav Weese (nicht weniger als 473! Doch bäckt die Familie Weese ja auch schon seit 1751 ununterbrochen Thorner Pfefferkuchen!), Hermann Thomas (152), Ruchniewicz (12) und im Thorner und Graudenzer Museum befinden. Acht Tafeln mit 62 leider sehr kleinen Abbildungen erläutern das im Text Gesagte und geben eine gute Anschauung von diesem Zweige der „Gebildbrote" und seiner reichen, mannigfaltigen volkskünstlerischen Gestaltung. Heuer-Thorn.

Das Merkwürdigste In, Bey und Um Thorn. 50 Zeichnungen von **George Friedrich Steiner.** Erläutert von **Reinhold Heuer.** Berlin 1925. Verlag Deutscher Wille. 24 S. Text und 29 S. Abbildungen, 4°.

Die Abbildungen sind einem alten, insgesamt 125 Bilder enthaltenden Album entnommen, das der 1755 geborene berühmte Sohn der Stadt, der Anatom und Naturforscher Sam. Thomas v. Sömmering, besessen hatte. Das damals sicher zur Veröffentlichung bestimmte Werk ist, kurz vor dem Weltkrieg wiederentdeckt und im Jahr vor dem Anfall an Polen der Heimatstadt wiedergewonnen, erst in unseren Tagen wenigstens zum Teil herausgegeben worden. Der Zeichner der trotz aller Mängel im einzelnen heut für uns kostbaren Abbildungen ist ein biederer deutscher Handwerksmeister, der Weißgerber G. F. Steiner, der 1704 zu Thorn geboren, dann viele Jahre (1727—1745 sind verzeichnet) seine Mußestunden dazu verwendet hat, die Schönheit der ehemaligen Deutschordensstadt im Bilde festzuhalten. Über ihre Geschichte berichtet der verdienstvolle Herausgeber, Pastor Heuer, in einer Einführung: Von ihrer Gründung durch die Deutschherrn, ihrem Aufblühen im 13. Jahrhundert, aus dem die meisten stolzen Bauten stammen, ihrer Eigenbrötelei und dem daraus entspringenden Verrat der Ordensherrschaft, der allerdings nur als ein Glied in der Kette der damals überall vorhandenen Streitigkeiten zwischen Landesherrschaft und Ständen angesehen werden muß, der nach kurzer Scheinblüte folgenden Zeit der Enttäuschungen (1529, also vor nunmehr 400 Jahren Aufhebung des Stapelrechtes, 1569 Staatsstreich von Lublin), von dem Zwang ständiger „Geldgeschenke" an die polnischen Herren (S. 8 ff. muß fast jede Seite davon berichtet werden), den Verwüstungen der Nordischen Kriege, den dauernden Angriffen auf ihr deutsch-evangelisches Gepräge bis zu dem furchtbaren Blutgericht von 1724, das die Stadt in ihrem Lebensnerv traf. Trotz der darauf verstärkten Verpolungsmaßnahmen blieb die Stadt überwiegend deutsch und setzte es 1793 bei der Wiedervereinigung mit Ostpreußen durch, außerhalb Polens, nämlich in dem fast rein deutschen Danzig, zu huldigen. Bei der Abtretung an Polen nach dem Weltkriege zählte sie wiederum fast $^2/_3$ Deutsche.

Einige der Abbildungen beziehen sich auf die schweren Schicksalsschläge, die die Stadt damals betrafen (Abb. 2 u. 10), andere

stellen Neubauten der Zeit dar; am eindrucksvollsten sind die stolzen Gebäude der Ordenszeit. Einige sind inzwischen der Spitzhacke zum Opfer gefallen, etliche stark verändert und nicht immer verschönert worden. Zu jedem Bild gibt der Herausgeber kurze Erläuterungen, die in gleicher Weise seine geschichtliche wie kunstsachverständige Beherrschung des Stoffes und feinfühliges Verständnis beweisen. Anerkennung verdient auch Herr Photograph Gerdom für seine Leistung. Während der Hauptteil der Abbildungen die Stadt Thorn und ihre nächste Umgebung, einige Stadtbesitzungen, vorführt, sind zum Schluß die Städte Kulm, Graudenz und Strasburg in damaligen Gesamtansichten dargestellt. Die verdienstvolle Veröffentlichung ist es wert, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Dr. R. St.

Dr. Marjan Gumowski, Maciej Schilling, pierwszy artysta medaljer polski z XVI w [Matth. Schilling, der erste Denkmünzkünstler in Polen aus dem 16. Jahrht.] Zapiski Tow. Naukowego w Toruniu. VII. Bd. S. 97—112 und S.A. 8 Taf.

Die Familie Schilling, die in Krakau, wohin allmählich fünf Brüder auswanderten, und auch in Posen eine bedeutende Rolle spielte, stammte aus Weißenburg, also dem Elsaß, das Polen so verschiedene mächtige deutsche Patriziergeschlechter geliefert hat, darunter die Dietz-Decius. Dem Justus Ludwig D. vertraute der König 1528 die Einrichtung der neuen Münzstätte in Thorn an, und der wählte als technischen Leiter seinen alten Bekannten, vielleicht auch Verwandten Matth. Schilling. Dieser muß 1526/7 im Deutschen Reich gewesen sein. Wenn die in den folgenden Jahren geschlagenen preußischen Münzen — das Gebiet hatte eigene — sich durch „ungewöhnliche Schönheit, ihr prächtiges Renaissancegepräge auszeichneten, das bewirkt, daß in dieser Hinsicht keine anderen polnischen Münzen mit ihnen messen können“ (S. 101), so ist das sein Verdienst. Auch für Krakau hat er Stempel geliefert. Nach schon früherer Einwirkung auf Danzig scheint er vor 1535—40 dort Münzmeister gewesen zu sein. Darauf war er wahrscheinlich in Österreich, 1552 muß er sich nach Ausweis einer prachtvollen Denkmünze um eine Stellung in Wilna bemüht haben, doch wohl vergeblich; vielmehr kommt Mart. Wartenberger dorthin. Verf. nennt ihn einen „Meister in großem Stil, dessen Namen zu lange im Schatten geblieben ist“ (S. 111) und einen „erstklassigen Denkmünzkünstler“, und die beigegebenen Bildtafeln bestätigen das Urteil vollauf.

Im Zusammenhang mit dieser polnischen Veröffentlichung darf auf eine deutsche und damit der Öffentlichkeit leichter zugängliche hingewiesen werden, die das ganze Gebiet auf Grund einer umfangreicheren Veröffentlichung des gleichen Verfassers Dr. G. behandelt, Martin Kages „Deutsche als Schöpfer der poln. Medaille“, Lodz, „Freie Presse“ 1927, Nr. 22 ff. Es ist halt überall das gleiche Bild, wohin man auch blickt... A. L.

Ks. Bolesław Makowski, Malarz Strobel w Polsce i na Pomorzu [Geistl. Boleslaus Makowski, Der Maler Strobel in Polen und in Pommerellen], Zapiski Tow. Naukowego w Toruniu, Bd. VII (1926—28), Nr. 1, S. 11—17.

Der kleine Aufsatz ergänzt in wünschenswerter Weise die früheren Angaben Zygm. Batowskis (Bartłomiej Strobel, malarz śląski XVII w. in: Księga Pamiątkowa ku czci B. Orzechowicza.

Lemberg 1916, 26 S. mit 5 Abb.), der sich hauptsächlich auf A. Schulz gestützt hatte, und kommt zu folgenden Angaben: Bartolomäus St., 1591 in Breslau geb., heiratet Magdalene Mitwentz, geht als Evangelischer 1633 zunächst nach Kleinpolen, 1636 nach Preußen (Danzig, Elbing, 1639 oder 40 Thorn). Unter seinen Bildern gehören die drei in Pelplin „zu den besten der Kathedralkirche", andere sind in Pempau, Leslau und Rehden. Vielleicht werden sich noch einige bisher namenlose als seine Werke herausstellen. Christus stellt er mit einem Gesicht von deutsch-protestantischem Typus dar. „Strobel, den man nach dem malerischen Gepräge der deutschen Schule jener Zeit zuzählen muß, die unter starkem Einfluß der flämischen Maler stand, wurde durch seinen Umzug nach Polen neben Dolabello, dem Venediger Maler, der zweite bedeutendste Vertreter der Malkunst."

A. L.

Stanisław Dąbrowski, Malowidła Antoniego Möllera w ratuszu toruńskim [Gemälde von Anton Möller im Thorner Rathaus]. Ebenda Nr. 6, S. 169—185.

A. M., einer der vielen deutschen Künstler, die für unsere Gegenden gearbeitet haben, ist 1563 oder 64 in Königsberg geboren, hat seit 1592 in Danzig gelebt und ist im Winter 1611/12 gestorben. Über den Kultureinfluß der volksmäßig damals ebenso wie jetzt fast rein deutschen Stadt heißt es, daß es „sein Kunsthandwerk, das übrigens in gerader Linie aus Holland (bekanntlich damals auch noch zum Deutschen Reich gehörig — Anm. d. Verf.) stammt, dem ganzen Polen mitgeteilt habe. Es ziehen also nach Osten Künstler, Handwerker, werden Danziger Möbel, Öfen und Fliesen verfrachtet, und die Spuren davon finden wir in den Beschreibungen alter Herrensitze und Schlösser und in Museumsstücken." Thorn versuchte bekanntlich mit Danzig zu wetteifern, und so wollten seine stolzen Patrizier ihr Rathaus ebenso schön ausschmücken wie die Danziger. Das geschah eben durch A. M., der damals mit Ant. van Obbergen in der alten Weichselstadt weilte. Leider ist von der alten Pracht nichts erhalten, da das herrliche Gebäude bei der Belagerung durch die Schweden 1703 ausbrannte, nachdem es gerade 100 Jahre in seinem Glanze bestanden hatte. Nur die Schreiben der Bestellung sozusagen durch den großen Bürgermeister Stroband sind erhalten und werden S. 171 ff. abgedruckt „Zur nachrichtung dem H. Antonio Mahler". Sie sind in der zu jener Zeit häufigen Mischung von Deutsch und Latein abgefaßt und zeigen, daß die dem Künstler vorgeschriebenen Motive denen im Roten Saal des rechtstädtischen Rathauses zu Danzig ähnlich waren. Daß sie wirklich ausgeführt worden sind, beweisen 10 weitere deutsch geschriebene Blätter aus den Jahren 1698—1703.

Lattermann.

Stanisław Tync. Kilka uwag o historjografji szkolnej Pomorza polskiego [Einige Bemerkungen über die Schulgeschichtsschreibung von Polnisch-Westpreußen]. Minerwa Polska 1927. Heft 4. S. 240—254.

Bez. Westpreußen, „das im Verlauf der Geschichte schon in ferner Vergangenheit, aber ähnlich auch vor dem Kriege mehr als ein anderes Gebiet sein Sonderdasein (sc. gegenüber Polen) führte," sagt der Verfasser: „Wir müssen von vornherin sagen, daß auf dem Felde seiner Schulgeschichtsschreibung für die pol-

nische Historiographie viel, sehr viel zu tun ist," worauf auch schon auf dem Posener Historikertag 1925 hingewiesen worden ist. Von früheren Forschern nennt er Gottfr. Zamehl, Ephraim Prätorius, Gottfr. Lengnichs Gesch. der preuß. Lande Königl. poln. Antheils, eine Reihe Lehrer von Stadtschulen in Thorn, Elbing und Danzig, 9 deutschgeschriebene Zeitschriften des Gebiets aus dem 18. Jahrh., G. Ch. Pisanskys Entwurf der preußischen Literaturgesch. „Alle diese Bearbeitungen und Sammlungen sind um so wertvoller, als ihre Verfasser, obwohl beinahe ausschließlich Deutsche, fast alle gleichzeitig die polnische Sprache gut können und deshalb auch die polnischen Quellen nicht auslassen." Im 19. Jahrhundert treten zahlreiche Zeitschriftenaufsätze und Gymnasialprogramme dazu. Die älteren Zeiten sowie die Zeichnung des kulturellen Hintergrundes kommen allerdings dabei schlecht weg. Weiteren Stoff bieten verschiedene Stadtgeschichten. Außerdem gibt es eine Reihe Bearbeitungen von Einzelfragen des Schulwesens. „Im Lauf des 19. Jahrhunderts erschienen infolge der Bemühung deutscher Gelehrter viele Quellenausgaben." „Es ist klar, daß bei diesem Ertrag der deutschen Geschichtswissenschaft sich die polnische wissenschaftliche Erzeugung im Bereich der Schulgeschichtsschreibung von Poln.-Westpr. ziemlich bescheiden ausnimmt." Genannt werden Łukasiewicz, Historja szkół, A. Karbowiak, Wł. Chotkowski, F. Koneczny. „Verhältnismäßig die größten Mängel weist die Geschichte des Pfarrschulwesens auf", wo besonders über die Frage des deutschen oder polnischen Gepräges zu arbeiten wäre, besser steht es mit dem mittleren (sc. = Gymnasial-) Schulwesen (Elbing, Thorn, Danzig, Kulmer Akademie), doch müssen die trockenen Programme des vorigen Jahrhundert ergänzt werden. Eine Reihe Forderungen, deren Erfüllung wirklich wünschenswert wäre, stellt Verf. noch zum Schluß seines gut einführenden Aufsatzes zusammen.

L a t t e r m a n n.

Jakubowski, Jan. Akta szkolne pruskie z lat 1794—1807 w Archiwum Oświecenia Publicznego [Preußische Schulakten aus den Jahren 1794—1807 im Archiv für Volksbildung] „Archeion" 1927, Heft 2, S. 71—82.

Die vorhandenen Aktenbände werden aufgeführt, darunter solche über den Plan einer Universität, die Gründung des Warschauer Lyzeums, über kostenlose Beköstigung armer Studenten aus den ehem. poln. Landesteilen in Königsberg und Studienbeihilfen für solche in Halle. Besonders ergiebig sind die Quellen für die damaligen Piaristenschulen. „Die sprichwörtliche deutsche systematische Art hieß die preußischen Behörden sehr gründlich und ins einzelne gehend den Zustand der Schulen untersuchen, die reorganisiert werden sollten." „Man muß die große Objektivität der preußischen Behörden bei der Beschreibung und Einschätzung der Schulen unterstreichen. Man bemerkte in diesen Berichten keinen besonderen Willen, die poln. Einrichtungen zu diskreditieren, im Gegenteil, man fühlt den ehrlichen Willen, den wahren Stand der Dinge zu erkennen. Das hindert später diese preuß. Behörden nicht nur nicht, den Piaristenschulen Reformen im Geist der preuß. Staatlichkeit aufzuerlegen, sondern sie geradezu zu kassieren als den Ansichten der Regierung nicht entsprechend." Später wird vom Verf. jedoch der Fall, daß die Lomshaer Schule

aufgelöst wurde, damit erklärt, daß im Südostteil des Kammerdep. Bialystok drei Mittelschulen waren, im Norden keine, und dort wurde nun ein neues Gymnasium gegründet (in Sejny). Die Geschichte zweier Schulen wird genauer geschildert.

Man hört bisweilen die Behauptung, daß die preuß. Behörden sofort ein rücksichtsloses Germanisierungssystem auch durch alleinige Anwendung der deutschen Sprache eingeführt hätten. Aus dem Aufsatz ersehen wir, daß sich die Piaristenschulen „vorwiegend lateinisch und bisweilen polnisch an die Behörden wandten. Im Jahre 1802 erhielt der Rektor der Schtschutschiner Schulen ein Reskript, das die Führung des amtlichen Schriftwechsels in deutscher oder lat. Sprache, nicht dagegen polnisch empfahl, „um die Notwendigkeit der Übersetzung und dadurch Verzögerung in der Erledigung der Angelegenheiten zu vermeiden" (Nr. 6, R. 82). Seit dem Jahre 1805 führen die Piaristenschulen den Schriftwechsel schon ausschließlich in deutscher Sprache (S. 72), d. h. also erst seit dem 10. bzw. 12. Jahre nach dem Wechsel der Staatshoheit. Kennzeichnend ist auch die Begründung, mit der das rationalistisch-absolutistische Preußen die Staatssprache „empfiehlt". Vergleiche mit der Praxis demokratischer Nachkriegsstaaten zu Zeiten des „Schutzes der Minderheiten" brauchen wir den Zeitgenossen, die die letzten 10 Jahre die Augen offen gehalten haben, nicht auszuführen.

Bei der geringen Kenntnis, die wir bisher von der süd- bzw. neuostpreuß. Zeit haben (abgesehen von der vorzüglichen, in Heft 13 der „Deutschen Wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen" S. 167—169 besprochenen Dissertation von August Müller über die preußische Kolonisation zur damaligen Zeit), und den vielfach falschen Anschauungen, die darüber bestehen, sind Nachrichten wie die angeführten besonders zu begrüßen. Dr. R. St.

Klemens Lorenz, Der Schicksalsweg des deutschen Siedlungsdorfes in 700 jähriger Entwicklung. Ein Beitrag zu Bauer und Scholle. Breslau, Verlag von Priebatsch Buchhandlung. 80 S. Preis geheftet 1 Mark.

Das Büchlein bietet keineswegs — wie der Titel eigentlich vermuten ließe — eine allgemeine Darstellung der deutschen Dorfentwicklung, sondern es schildert eine einzige Siedlung, Riemertsheide im Kreise Neisse in Mittelschlesien, von ihrer Gründung bis zur heutigen Zeit, in allen ihren Lebenszusammenhängen: zunächst die Entstehung in Rahmen der ostdeutschen Kolonisation, die ursprünglichen Dorf- und Wirtschaftsformen, die Beziehungen zu den deutschen und polnischen Nachbarn, das Anwachsen der Dorfgemarkung, die Wirtschaftsteilungen, das Entstehen ständischer Unterschiede im Dorfe, den Wechsel der rechtlichen Lage von der ursprünglichen Freiheit zur Leibeigenschaft und wieder zur Freiheit, endlich die Felderkopplung und die Ausbildung der modernen Verhältnisse. Insofern aber Riemertsheide nur ein Musterbeispiel sein soll für das schlesische Dorf überhaupt und sich in dem engen Rahmen der Dorfentwicklung die Kulturgeschichte des ganzen Landes widerspiegelt, kommt dem Buchtitel dennoch Berechtigung zu.

Die Darstellung ist ungemein anschaulich, nicht streng wissenschaftlich, sondern für weitere Heimatforscherkreise berechnet.

Und es vermag in der Tat, wer über die Geschichte seines Heimatdorfes arbeiten will, aus dem Beispiel der Arbeit reichlichen Nutzen zu ziehen, besonders was die Verwendung unscheinbarer wirtschaftlicher und rechtsgeschichtlicher Daten anbelangt. Unter den deutschen Dörfern in Polen kommen natürlich für einen Vergleich in erster Linie die stammesgleichen schlesischen Gemeinden in Betracht, also die in Südposen, Ober- und Ostschlesien. Freilich dürften hier die Quellen keineswegs so reichlich fließen wie für Riemertsheide aus den Neißer und Breslauer Archiven.

Leider sind für die einzelnen Angaben selten die Belege gegeben. Das macht sich besonders unangenehm fühlbar bei der Schilderung der älteren Zeit, wo es naturgemäß wenig historisches Material für das einzelne Dorf Riemertsheide gibt. Hier ist die allgemein schlesische Entwicklung, deren Kenntis die Gesamtforschung vermittelt hat, anstelle der speziellen von Riemertsheide dargestellt, ohne daß dies aber betont wird. Im Interesse der Geschlossenheit, Bildhaftigkeit und Leichtlesbarkeit ist ein solches Verfahren sicherlich gelegen. Aber es erzeugt doch Unsicherheit beim Leser, der oft nicht unterscheiden kann, was für Riemertsheide an neuen Daten beigebracht wird und was nur aus der ohnehin bekannten Gesamtgeschichte der schlesischen Kolonisation zur Auffüllung von Lücken übernommen wurde.

Walter Kuhn.

Bilder aus der Kulturgeschichte der Siebenbürger Sachsen, herg. von Friedrich Teutsch. Verlag der Krafft und Drotleff A. G., Hermannstadt 1928. 2 Bd., 369 und 366 Seiten. Preis brosch. je Band 260 Lei (14,50 zł), geb. 320 Lei (18 zł).

Es ist ein Werk, wie es von allen deutschen Sprachinseln allein die Siebenbürger Sachsen schaffen konnten. Das Buch stellt eine Schau dar über den gesamten Kulturbesitz der Sachsen in seiner Entwicklung von der Ansiedlungszeit bis auf die Gegenwart. Es ist keine geschlossene systematische Darstellung, sondern eine Folge von 37 zwanglos aneinandergereihten Bildern, die von 12 verschiedenen Verfassern herstammen. Daraus ergeben sich auch einzelne Wiederholungen. Die Einzelbeiträge sind selbst nicht wissenschaftliche Quellenarbeiten, aber sie sind reife Früchte einer nun schon durch viele Jahrzehnte währenden Erforschung der eigenartiegen und reichbewegten Stammesvergangenheit, einer Forschung, wie sie in dieser Vertiefung und Geschlossenheit kein anderer auslanddeutscher Gau und nur wenige im Mutterlande aufzuweisen haben. So kann die Lektüre der beiden Bände zu einem tiefen Erlebnis werden, um so mehr, da die Darstellung nicht bei der bloßen Behandlung der Tatsachen steheh bleibt, sondern den tiefsten völkischen und menschlichen Fragen nachgeht und sich, vor allem gegen Schluß der einzelnen Abschnitte, fast zu nationalen Predigten von gewaltiger Kraft erhebt. Was an anderer Stelle und in anderem Zusammenhange vielleicht störend wirken würde, hier steht es mit vollstem Rechte an seinem Platze, denn man weiß, daß die Männer, die hier schreiben — ein Großteil der Beiträge stammt von evangelischen Pastoren — auch sonst ihrem Stamme Führer und ihre Worte aus dem vollsten Leben gegriffen sind. Der Herausgeber des ganzen Werkes, D. Friedrich Teutsch, ist der derzeitige Bischof der evangelisch-sächsischen Landeskirche in Siebenbürgen.

Aus dem reichen Inhalt des Buches seien nur Proben genannt. Über die Geschichte der Siebenbürger handeln die Beiträge: Die Besiedlung des Landes durch die Sachsen (Fr. Teutsch), Die Gräfen (G. A. Schuller), Aus dem Zeitalter des Humanismus und der Renaissance (Fr. Teutsch), In der sächsischen Nationsuniversität (Fr. Teutsch) u. a. Über volkskundliche Themen: Unsere Volkstracht (Oskar Wittstock), Sitte und Brauch in der Zeit vor dem Weltkrieg (Wittstock), die Nachbarschaften (Wittstock), Name und Mundart der Siebenbürger Sachsen (A. Schreiner). Über die Kunst: Baukunst und Kunsthandwerk (Rudolf Briebrecher), Die sächsische Literatur 1880—1898 (A. Schullerus), Die Siebenbürgisch-sächsische Literatur in den Jahren 1898—1918 (Karl Kurt Klein), die Musik unter den Sachsen (Gottlieb Brandsch). Über die geistige Kultur im allgemeinen: Die Sachsen und die deutschen Universitäten (Fr. Teutsch), Der evangelisch-sächsische Pfarrer in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung (Richard Schuller), Die Entwicklung unseres nationalen Bewußtseins (Fr. Teutsch), Unsere geistige Entwicklung in den Jahren 1850—1880 (A. Schullerus) usw. usw.

Walter Kuhn.

Francisco Agramonte y Cortijo: Friedrich der Große. Die letzten Lebensjahre. Nach bisher unveröffentlichten Dokumenten aus spanischen, französischen und deutschen Archiven von... Deutsche Bearbeitung von Alfred Semerau. Berlin W 30, Pantheon-Verlag 1928. 376 S. Gr. 8⁸ mit Abb. auf 21 Taf. und 1 Faks.

Der Verfasser, Botschaftsrat an der Spanischen Botschaft in Berlin, bringt besonders auf Grund der Akten der diplomatischen Vertretungen Frankreichs und Spaniens eine ganze Reihe neuer Einzelzüge, zur Abrundung des Lebensbildes des Herrschers, dem der „allem Despotismus abholde, freigesinnte Spanier" als „Schöpfer des großen deutschen Volkes" huldigt. Behandelt werden das Berliner Hofleben, die Anfänge der diplomatischen Beziehungen mit Spanien, die auswärtige Politik, die innere und die Verwaltung, schließlich das Ende Friedrichs, u. z. die Zeit von 1780 bezw. 1782—86. Wie nach den Quellen verständlich ist, stehen die westlichen Beziehungen des Staates im Vordergrund, aber auch für die östlichen, die für diese Zeitschrift am meisten Anteilnahme erregen, fallen einige Nachrichten ab. So finden sich Stellen zur Kennzeichnung der Prinzessin Luise, der späteren Gemahlin des preußischen Statthalters in Posen, Fürsten Radziwiłł (S. 37), über die Flucht einer anderen deutschen Frau aus diesem Hause Radziwiłł, der geb. Thurn und Taxis, vor ihrem Gemahl nach Westpreußen (S. 103 f.), über die Teilnahme Jos. Poniatowskis, des Kulmer Bischofs Rybiński und Anton Sułkowskis an den preußischen Manövern (S. 79 f.), einen Attentatsversuch auf den Fürsten Adam Kas. Czartoryski (S. 105), die Schicksale der Herrschaft Landskrone (Lanckorona) in Galizien (S. 98), die Entsendung zweier schlesischer Reiterregimenter an die polnische Grenze 1782 (S. 195), die Gegenwirkung Frankreichs bei der Wahl des letzten Polenkönigs (S. 198), über poln.-türk. Grenzverhältnisse (S. 213 f.), west- und ostpreuß. Angelegenheiten (S. 76), die Befestigung von Graudenz (S. 309 f.), eine Spekulation des Königs mit Getreide aus Polen (S. 316). Am häufigsten wird des Zwischenfalls

mit Danzig wegen des Etappenzolls gedacht (S. 271 f., 243 f., 246 f., 252, 260 f., 290 f., 301). Lehrreich ist auch, daß Westpreußen noch 1785, also nach 13 Jahren preuß. Besitzes und der vielfach übertrieben hoch angesetzten Siedlungstätigkeit Friedrichs nur 800 Einwohner auf die Geviertmeile zählte gegenüber 1200 in Ostpreußen und 2300 in Schlesien (S. 361). Der Verlag hat das Werk vornehm ausgestattet; u. a. sind eine Reihe Stiche von Chodowiecki beigegeben.

Lattermann.

O. Władysław Szołdrski C. SS. R. **Św. Klemens Hofbauer, Apostoł Warszawy.** [Der hl. Klemens Hofbauer, der Apostel von Warschau]. Kraków, Nakładem OO. Redemptorystów. [Krakau, Verlag der Redemptoristen] 1927. 191 S. mit Abb.

Verfasser obigen Schriftchens ist als fruchtbarer religiöser Volksschriftsteller bekannt. Daß auch dieses Büchlein nach seinem Wunsche ein Volksbuch werden solle, geht aus dem Satze hervor, Hofbauer gehöre zu jenen Heiligen, für die jedes polnische Herz wärmer schlagen sollte. Zwar sei er kein Pole gewesen, habe aber viele Jahre seines Lebens den Polen geopfert, habe für Polen gerade in dessen schwersten Zeiten gearbeitet.

In Zeiten, in denen große Männer sogar mit Hilfe von Geschichtsfälschungen für die eigene Nationalität beansprucht werden (s. Coppernicus), berührt solche Offenheit sympathisch. Weshalb aber auf halbem Wege stehen bleiben und nicht zugeben, Hofbauer sei ein Deutscher gewesen! Zwar hatte er einen tschechischen Vater, aber eine deutsche Mutter; geboren und erzogen wurde er in einer deutschen Gegend; deutsch war seine Muttersprache, und er selbst hat sich wiederholt und mit Nachdruck als Deutschen bezeichnet. So zu lesen bei Hofer und Innerkofler, die Verfasser benutzt hat. Ob P. Szołdrski glaubte, im Interesse der Verbreitung seines Büchleins hiervon schweigen zu sollen? Dann hat sich Verfasser einer günstigen Möglichkeit begeben, wahre, praktische christliche Völkerversöhnung zu fördern.

Von der Tätigkeit Hofbauers — er selbst schrieb sich fast immer Hoffbauer — interessiert uns naturgemäß sein Aufenthalt in Warschau, der ihm den Ehrentitel „Apostel von Warschau" eintrug. Als er dort mit 2 Gefährten im Jahre 1787 eintraf, erhielt er die Seelsorge der Deutschen in der polnischen Hauptstadt zugewiesen; jedoch hielten weder die Bruderschaft des hl. Benno noch der König Stanislaus II. Poniatowski die übernommenen Verpflichtungen des Unterhalts. Auch sonst waren die Verhältnisse nicht sehr angenehm. Die Deutschen Warschaus zeichneten sich nicht gerade durch Religiosität aus, die Polen aber mieden die „Bennoniten" und suchten ihnen zum Teil sogar in offenem Hasse zu schaden. Die Abneigung gegen Ausländer war durch die erste Teilung Polens hervorgerufen und wuchs ständig. Als sich die Polen jedoch überzeugt hatten, daß den „Bennoniten" jedwede nationale und politische Bestrebungen fern seien, faßten sie bald Vertrauen, und der Andrang besonders der Polen zur Kirche von St. Benno wurde so stark, daß Hofbauer sogar fremde Priester zu Hilfe rufen mußte. Selbst lernte er polnisch und machte darin so gute Fortschritte, daß er bald ohne Schwierigkeiten polnische Beichten hören konnte. Die Zahl seiner Ordensgenossen vermehrte sich, und 10 Jahre nach seiner Ankunft in Warschau konnte Hof-

bauer auch den ersten polnischen Redemptoristen geweiht sehen. Diese günstige Entwickelung hatte die Gesellschaft wohl in hohem Maße dem Umstande zu verdanken, daß ,,auf dem polnischen Reichstage zu Grodno (1793) die Kongregation der Redemptoristen vom König und von den Ständen für das ganze Reich ,,ein für allemal" anerkannt und zugelassen wurde (Hofer, S. 76) Szołdrski erwähnt diese Tatsache nicht, obwohl Hofbauer sie in einem Briefe an den Ordensgeneral eine ,,ausgezeichnete Wohltat" nennt.

Besonders das Schreckensjahr 1794 brachte eine vollständige seelische Umwandlung der polnischen Bevölkerung Warschaus, und jetzt eigentlich begann die so fruchtbare und segensreiche Tätigkeit des Heiligen auf dem Gebiete der Seelsorge, der Schule, der Waisenfürsorge, die ihn zum Apostel Warschaus machte. Als den Höhepunkt seines Wirkens in St. Benno kann man nach Hofer die Jahre von 1798—1802 bezeichnen. Leider machte die preußische Regierung durch alle möglichen Einschränkungen die Arbeit der Redemptoristen immer schwieriger. Die Franzosenherrschaft schließlich vernichtete das unter so viel Mühen und Leiden begonnene und vielverheißende Werk des hl. Klemens Hofbauer in Warschau vollständig. Der 20. Juni 1808 machte mit der durch König Friedrich August angeordneten, von Napoleon auf Grund verleumderischer Anschuldigungen erzwungenen Ausweisung der 21 jährigen aufopfernden Tätigkeit des Apostels von Warschau ein Ende. Lange Jahre vergingen, ehe die Redemptoristen wieder auf polnischem Boden Fuß fassen konnten. Erst 1883 errichteten sie ein Kloster in Mościski bei Przemyśl, 1893 in Tuchow, 1903 in Podgórze bei Krakau. 1905 kamen sie nach Warschau, das sie aber 1910 wieder verlassen mußten. Nach dem Weltkriege schließlich konnten sie sich wieder in Warschau niederlassen und am 2. Oktober 1926 ihr neu erbautes Kloster vom Warschauer Erzbischof einweihen lassen. Sr.

Kalendarz duszpasterski na rok 1927 parafji Bożego Ciała w Poznaniu. [Seelsorgerischer Zeitweiser des Fronleichnamspfarrsprengels in Posen auf das Jahr 1927], 72 S. quer 16°. 8 Abb.

Man kann voll unterschreiben, was der Schriftleiter der Kronika Miasta Poznania über dieses Büchlein sagt (1927, S. 105): ,,Ein ausnahmsweises, sympathisches und wertvolles Büchlein, deren wir uns mehr wünschten. Im Kern ein kleiner Zeitweiser für den Pfarrsprengel, aber zugleich einige gute Ansichten der schönen Fronleichnamskirche und ihres Innern sowie die wichtigsten Angaben aus der Geschichte der Kirche und ihrer Zugehörigkeit, durch Propst Leo Rankowski dargeboten", den jetzigen Dekan, der auch die gründliche Erneuerung des schönen gotischen, durch spätere Anbauten in seiner Stileinheit allerdings gestörten Baus durchgeführt und zugleich seine Geschichte geschrieben hat (in der erwähnten Zeitschrift, 1924, S. 65 ff.). Schade ist nur, daß er im Zeitweiser, was mit drei Worten zu machen gewesen wäre, nicht erwähnt, was er in der Kronika S. 68 berichtet, daß nämlich aus Deutschland herangeholte Karmeliter sie zuerst betreut haben. Aus den Posener Stadtbüchern wissen wir weiter, daß deutsche Bürgersleute Posens in der Zeit ihres sich lange hinziehenden Baues fromme Stiftungen zu ihren Gunsten gemacht

haben. Die die erstere Tatsache belegende Stelle auf einer an einem Pfeiler eingelassenen alten Marmortafel, auf der erst die Gründungssage von den geschändeten und geretteten Hostien erzählt wird, lautet folgendermaßen: „...Quare construitur sacellum, tandem per Wladislaum stirpis iagelloniae pium regem hoc regale templum, in quo praedictae (per fr(at)res B. M. V. de Carmelo, quos idem pius rex ex Taewtonia accersivit) asservantur hostiae..."

L a t t e r m a n n.

Schlesische Lebensbilder, herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien. 2. Band: Schlesier des 18. und 19. Jahrhunderts; 3. Band: Schlesier des 17. bis 19. Jahrhunderts. Herausgeber Friedrich Andreae, Max Hippe, Paul Knötel, Otfried Schwarzer. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. Bd. 2: 1926, XI u. 399 S., 32 Bildtafeln; Bd. 3: 1928. XI u. 416 S., 36 Bildtafeln.

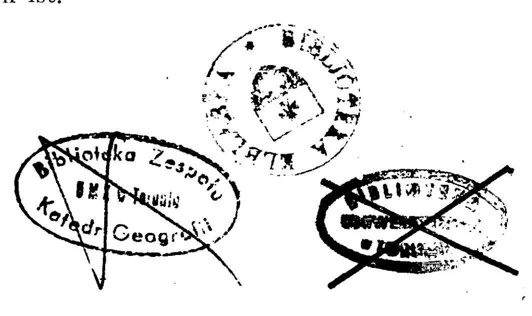
Das verdienstvolle Unternehmen, dessen erster Band 1922 erschienen ist, hat bisher fast 200 Würdigungen aus der Feder von wissenschaftlich berufenen Kennern, von führenden Geistern aus den verschiedensten Lebensgebieten gebracht. Behandelt werden in kurzen Aufsätzen mit nachfolgenden Schrifttumsangaben Staatsmänner, Juristen, Heerführer, Professoren, Geistliche, Schulmänner, Künstler, Großgewerbler, Kaufleute, Politiker usw. Während der 2. Band hauptsächlich Gestalten aus der preußischen Zeit bringt, führt der 3. großenteils solche aus dem österreichischen 17. Jahrhundert vor, darunter einige Vertreter der ecclesia militans, der hochbarocken Dichtkunst, Malerei usf. Von vielen sind zeitgenössische Abbildungen beigegeben, die den Geschmack der einzelnen Zeitabschnitte deutlich veranschaulichen. Auch eine Reihe Frauengestalten sind vertreten.

Nicht alle dargestellten Persönlichkeiten sind geborene Schlesier. Aus dem Posenschen stammen z. B. der jüdische Theologe und Geschichtsforscher Heinr. Graetz (Xions), der Verlagsbuchhändler und gleichfalls Historiker Fel. Priebatsch (Ostrowo). Andre haben dort Schulen besucht, wie der Dichter Andr. Gryphius (Fraustadt), der Philosoph Kuno Fischer (Posen), der Bürgermeister von Breslau und Dichter Karl Jaenicke (Krotoschin und Posen, übrigens als Sohn eines preußischen Untertanen bei Konin geboren). Des berühmten Landwirts Joh. Ad. v. Rosenberg-Lipinsky Familie stammte aus dem Posenschen. Den katholischen Theologen Jos. Wick aus Westpreußen vertrieb die im Posenschen übliche Vermengung von Polentum und Kirche; er suchte vielmehr die von ihm gegründeten katholischen Vereine von der Einmischung in politische Tagesfragen fernzuhalten. Eine Reihe in den Lebensbildern behandelter Schlesier hat im alten Polen einen Teil seines Lebens zugebracht, wie der evangelische Kirchenliederdichter Joh. Heermann in Lissa, Flüchtling zu Zeiten des 30-jährigen Krieges wie die gelehrte Maria Canitia, der katholische Kirchenfürst Bernh. Rose-Rosa außerdem auf Visitationen dortiger Klöster, was ihn dazu brachte, einige schlesische Klöster zu verdeutschen und damit zu reformieren und zu heben. Auch die Karschin lebte eine Zeitlang in Fraustadt, wo die frühere Zugehörigkeit zu Schlesien noch jahrhundertelang im Gedächtnis lebendig blieb, wie auch die Zusammenhänge mit Österr.-Schlesien nicht sofort zerrissen wurden. Der berühmte Mediziner Joh. v. Mikulicz-Radecki aus Czernowitz

wirkte einige Jahre in Krakau, hauptsächlich jedoch in Breslau. Auch andere Beziehungen zu Polen werden beiläufig erwähnt, wie Friedr. Wolff v. Lüdinghausens Tätigkeit als Page am Hofe König Kasimirs, der er sich aber bald entzog, Dorothea v. Kurlands romantische Schwärmerei für Adam Czartoryski. Von einer Reihe Sprachtalente erfahren wir, daß sie u. a. auch das Polnische erlernten.

Insgesamt ergibt sich ein eindrucksvolles Bild der Leistungen von Schlesiern der verschiedensten Berufe. Wir Deutschen in den nunmehr zu Polen gehörigen Gebieten sehen mit etwas Neid auf die schöne Veröffentlichung. Auch wir könnten eine ganze Reihe hervorragender Persönlichkeiten zusammenstellen, die bei uns gewirkt haben, wenn wir die wissenschaftlichen Bearbeiter hätten wie Schlesien und — solche Mäzene, wie sie das Vorwort des angezeigten Werkes verzeichnet. Lattermann.

Die **17. Versammlung Deutscher Historiker** wird in der Osterwoche des Jahres 1930 in Halle an der Saale unter der Leitung von **Robert Holtzmann** stattfinden. Der Beschluß des Verbandes Deutscher Historiker auf der Grazer Tagung im September 1927, die nächste Versammlung zu Ostern 1929 in Koblenz abzuhalten, hat sich als undurchführbar erwiesen, worauf R. Holtzmann in Halle in den Ausschuß gewählt und mit Vorsitz des Verbandes betraut worden ist.



Verantwortlich als Herausgeber: Dr. Alfred Lattermann, Posen - Poznań, Wały Jagiełły 2
Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen, ul. Zwierzyniecka 1. — Druck der Drukarnia Concordia Sp. Akc., Poznań.